

MATHILDE LUDENDORFF

DER UNGESÜHNTE FREVEL

AN LUTHER, LESSING, MOZART UND SCHILLER

Ein Beitrag
zur Deutschen Kulturgeschichte

ARCHIV-EDITION

Archiv-Edition

Die *Archiv-Edition* dient dokumentarischen, wissenschaftlichen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher und Schriften veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der herrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in der *Archiv-Edition* veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtegestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Bestrebungen und in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Drogenmißbrauch, Sendungs-, Auserwähltheits- und Rassenwahn.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören, Rassenüberheblichkeiten zu fördern oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

2003

Faksimile der 1936 im *Ludendorffs Verlag* im 52.-55. Tausend erschienenen Ausgabe

2. Auflage des Nachdrucks

Archiv-Edition – Verlag für ganzheitliche Forschung

Herstellung und Auslieferung: *Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger*
Freie Republik Uhlenhof
Postanschrift in BRD: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Druck: Eigendruck

ISBN 3-932878-00-0

Vorbemerkung

Ich sehe durchaus das Problem, ein Buch wie *Der ungesühnte Frevel* nachzudrucken. Die Autorin gebrauchte einige Begriffe und Formulierungen, die heute, nach den Geschehnissen im Dritten Reich, nicht ohne weiteres von jedermann akzeptiert werden. Ich selbst würde andere Begriffe und Formulierungen wählen, solche, die nicht als Diskriminierung einer Volksgruppe mißverstanden werden können. Tatsächlich geht es ja nicht um Diskriminierung – wie die Autorin selbst immer wieder zum Ausdruck bringt[1] – sondern um die Abwehr des Verhaltens einer der drei jahwistischen Priesterorganisationen, nämlich der mosaistischen. Allerdings trägt jene Volksgruppe, in der diese Organisation hauptsächlich verbreitet ist, zu diesen Mißverständnissen selbst am meisten bei. Und zwar vor allem dadurch, daß ein großer Teil dieser Volksgruppe, vor allem jener, der nach außen hin als der führende auftritt, sich nicht klar von der mosaistischen Priesterorganisation distanziert, insbesondere nicht von deren imperialistischer Ideologie, wie sie im *Alten Testament* zum Ausdruck kommt, und den darauf fußenden Herrschaftszielen und -methoden. Stattdessen zeigen sich viele ihrer Führer als eng verbunden damit.

Ich sehe natürlich auch die Verzwicktheit des Problems. Aber eine vernünftige Lösung setzt eine offene Erforschung und Diskussion voraus. Und das gerade wird derzeit eifrig unterdrückt. Mich reizt das zum Widerspruch. Doch hiervon abgesehen, halte ich es für unabdingbar, daß wichtige geschichtswissenschaftliche Bücher und Schriften, darunter jene, die im Rahmen der Bibliothekssäuberungen in den Jahren 1945 bis 1949 weitgehend vernichtet worden sind, für die Forschung und Archivierung wieder zugänglich gemacht werden, und das vor allem auf jenen Gebieten, die zu den Schwerpunkten meines Verlagsprogramms gehören. Hierbei liegt es in der Natur einer Dokumentation, daß eine Veränderung des Inhalts nicht möglich ist, denn dann wäre sie keine Dokumentation mehr. Dokumentation ist aber ein zentraler und unabdingbarer Teil jeder Wissenschaft.

Dem *Historiker* geht es um die Erforschung und Beschreibung von mehr oder weniger komplexen Vorgängen in der Vergangenheit. Er steht zunächst immer wieder vor der Frage, ob eine Quelle echt ist, und wenn das der Fall ist, was sie aussagt. Denn auch eine echte Quelle kann Halbwahres oder gar Falsches aussagen. Das quellenkritische Vorgehen gehört zu den elementarsten Anforderungen an ihn als Wissenschaftler. Darüber hinaus hat er aber nicht nur quellenkritisch vorzugehen. Er muß verschiedene Quellen in ihren Zusammenhängen sehen und auswerten. Er muß bei Bedarf neue Quellen erschließen. Er muß die Entwicklungen und Wirkungen der politisch und anderweitig tätigen Kräfte anhand der Quellen ebenso wie anhand philosophischer,

psychologischer und naturgesetzlicher Grunderkenntnisse, allgemeiner historischer Erfahrungen u.a.m. erkennen, er muß Urteile fällen und Lehren ziehen. Hierbei steht er immer wieder vor dem Problem, daß über ein und denselben Vorgang von verschiedener Seite unterschiedlich, unvollständig, widersprüchlich oder gar unwahr berichtet und geurteilt wird. Was soll er tun, soll er das verschweigen? Soll er darüber nachdenken, weitere Nachforschungen betreiben? Soll er über Ausschnitte des Geschehens berichten, über Wesentliches, über Hintergründe und Zusammenhänge? Wo sind da die Grenzen? Und wie soll er das, was er fand oder zu erkennen meint, beschreiben und bewerten? Soll er sich anpassen an politisch erwünschte Meinungen und herrschende Gesetze oder soll er sich mutig bekennen? Wie die Geschichte der Geschichtswissenschaft zeigt, gibt es in der Geschichtsforschung einen ständigen *Fluß der Revision, der Erweiterung und Vertiefung, aber auch der Verflachung, Unterdrückung und Verfälschung* bei der Beschreibung und Bewertung geschichtlicher Vorgänge. Soll ein Fluß nicht fließen, kann man ein Strafgesetz beschließen, das ihm das Fließen verbietet. Ob das aber hilft? Man kann den Fluß auch stauen. Tritt er dann nicht eines Tages über die Ufer? Oder systematisch austrocknen. Dann gibt es vor Ort vielleicht eine Dürre und andernorts Unwetter. Oder einfach negieren. Aber dann fällt man eines Tages versehentlich hinein und ertrinkt darin. Soll die Geschichtswissenschaft das bleiben, was sie sein soll, nämlich ein Instrument zur Erforschung vergangener Wirklichkeit und ein Lehrmeister für die Zukunft mithilfe der Erkenntnis wichtiger Wahrheiten, dann darf sie nicht unter irgendein Ausrichtungsdiktat gestellt werden, dürfen ihr Dokumente nicht vorenthalten, Archive nicht verschlossen, offene Diskussion und Dokumentation nicht verwehrt werden. Sie verkommt sonst zur Unwissenschaft und Ideologie. Dagegen wehre ich mich, als Historiker und als Mensch, dem die Wahrheit an sich und die Mündigkeit der eigenen Person und die seiner Mitmenschen am Herzen liegt.

Den *Philosophen* beschäftigt hingegen zunächst die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Schöpfung, nach den Gesetzen der Natur und der menschlichen Seele. Hierbei stößt er auch auf die Frage nach den geschichtegestaltenden Kräften. Und da ein echter Philosoph immer auch ein Ethiker ist, fragt er auch danach, wie negative, zerstörerische Kräfte abgebaut werden können, wie ein antiimperialistisches, freiheitlich-rechtsstaatlich-demokratisches, kulturvolles, soziales, ökologisch- und gesundheitorientiertes Gemeinschaftsleben innerhalb eines Volkes und Staates und zwischen den Völkern und Staaten gefördert werden kann. Ihn interessiert die Vergangenheit nur, um aus ihr grundsätzliche Erkenntnisse über gut und böse, richtig und falsch zu gewinnen, und um Hilfen zu entwickeln, damit die Zukunft lebenswerter, gerechter, freier und kulturvoller gestaltet werden kann.

Der Verlag wird vor allem von geschichtswissenschaftlichen und philosophischen Bestrebungen, wie sie vorstehend umrissen wurden, geleitet. Er distan-

ziert sich von jeder rassistischen, hetzerischen oder einseitigen Darstellung. Vor allem ist für ihn aber folgendes maßgebend:

Das Buch *Der ungesühnte Frevel* beschäftigt sich mit Teilaspekten der sogenannten *Judenfrage*. Der *Verlag für ganzheitliche Forschung* beschäftigt sich u. a. ebenfalls mit dieser Frage. Er vertritt in der Judenfrage neben dem rein wissenschaftlichen – der an sich zur Rechtfertigung genügt – auch noch folgenden Standpunkt:

In der mosaischen Religion ist von zentraler Bedeutung der sogenannte *Jakobsegen.* Neben ihm steht der sogenannte *Esausegen.* Aus *mosaistischer Sicht* ist der Verfasser dieser Zeilen und Inhaber des *Verlags für ganzheitliche Forschung* ein führender Vertreter des *Esausegen-Konzepts.* Das Esausegen-Konzept steht – im Gegensatz zu vielen anderen Inhalten der mosaischen Religion[2] – im Einklang mit dem weltanschaulichen Konzept des Verfassers, das vor allem auf den philosophischen Erkenntnissen von Mathilde Ludendorff und daneben auf denen von Nicolai Hartmann, Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt fußt.

Bei der Verfolgung seines Konzepts steht der Verfasser nicht nur in einem Recht, sondern auch in einer Pflicht. Nach der Lehre des Mosaismus hat sich Jakob durch Betrug den Erstgeburtssegen seines Vaters Isaak, der eigentlich seinem Bruder Esau zustand, erschlichen und dadurch die Herrschaft über Esau erlangt. Esau mußte nun Jakob dienen. Doch Esau bekam von Gott Jahweh über seinen Vater Isaak im Rahmen einer anderen Segenerteilung das *Recht zugesprochen, eines Tages das Joch seines Bruders Jakob vom Halse zu reißen, um auch Herr zu sein.* Das heißt, das Esausegen-Konzept beinhaltet nicht, daß nun zur Abwechslung Jakob unters Joch gebeugt werden darf, sondern es soll etwas wesentlich anderes herbeigeführt werden: SELBSTBESTIMMUNG, GLEICHBERECHTIGUNG, FREIHEIT UND FRIEDEN FÜR BEIDE BRÜDER, BEIDE SOLLEN NUN HERREN SEIN, HERREN IHRER SELBST UND SOMIT FREI UND OHNE JOCH. Nur in diesem Sinne ist es auch möglich, daß Esau die Folgen heilen kann, die Jakob mit dem Beschreiten des von ihm eingeschlagenen Wegs erzeugte, den man in richtiger Ausdeutung dieser Symbolgeschichte als imperialistischen Weg bezeichnen könnte. Gewalt darf Esau hierbei nicht anwenden. Damit würde er sich nämlich auf den Weg Jakobs begeben, der als Irrweg anzusehen ist. AUCH IN DER THORA WIRD DER WEG JAKOBS LETZTLICH ALS IRRWEG GEWERTET, DENN SONST ENTHIELTE DER ESAUSEGEN NICHT DIE VERHEISSUNG, DASS DEREINST DIE FOLGEN DES JAKOBSEGENS ÜBERWUNDEN WÜRDEN. JA, DADURCH WIRD DER ESAUSEGEN SOGAR ZUM OBERSTEN GESETZ. Das aber bedeutet, daß das Esausegen-Konzept nicht nur das Recht auf Selbstbefreiung Esaus enthält, sondern auch die Pflicht für Esau, Jakob zu helfen, den Weg der Befreiung und Läuterung und damit der Erlösung zu beschreiten. Das eine geht nicht ohne das andere. Das bedeutet zugleich, daß Jakob, nachdem begonnen wurde, das Esausegen-Konzept zu verwirklichen, Esau nicht in seinem Bemühen um Heilung hindern darf, will er im Rahmen

seiner Religion bleiben und der Erlösung teilhaftig werden. Oder mit anderen Worten: Es erfolgt das Hervortreten des messianischen Konzepts aus dem Raum des Glaubens und der Hoffnung auf etwas Zukünftiges in den Raum der aktuellen Politik. Nach mosaistischer Sicht wäre eine Behinderung oder gar Verhinderung dieses Hervortretens gleichbedeutend mit einem grundsätzlichen Bruch des Bundes mit Jahweh, welche – immer noch aus mosaistischer Sicht – die Verfluchung und Vernichtung durch Jahweh nach sich zöge. Diese Symbolgeschichte ist sicherlich der weiseste und wichtigste Beitrag des Mosaismus im Rahmen der Geistesgeschichte der Menschheit.

Es ist klar, daß eine Befreiung, die vor allem auf geistigem Gebiet erfolgen und beide Seiten umfassen soll, hauptsächlich mit den Mitteln des Vorbilds, der Aufklärung, der Erziehung, der Kultur sowie der Mobilisierung des Freiheits-, Rechts-, Wahrheits- und Schönheitswillens herbeigeführt werden kann. In diesem Rahmen kommt der geschichtswissenschaftlichen Forschung, Dokumentation und Publizistik eine herausragende Bedeutung zu. Hierbei müssen Forschung, Lehre und Publizistik frei sein, auch dazu frei, wesentliche Dokumentationen in den Forschungs- und Publikationsfluß einzuleiten, die unter dem Einfluß des Zeitgeistes einer älteren Geschichtsepoche entstanden sind und daher nicht durchgängig frei sind von Mängeln. Wenn dem Menschen zugebilligt wird, daß er fähig ist, als mündiger Bürger in einem freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat zu leben, muß ihm auch die Freiheit der Entscheidung für das Richtige oder das Falsche zugebilligt werden in der Erwartung, daß die meisten Menschen diese Freiheit nicht mißbrauchen, sondern positiv und kritisch nutzen.

Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, daß die Geschichtsforschung vor allem bezüglich der These einer Ermordung von Schiller und Mozart inzwischen so viel Beweismaterial zusammengetragen hat, daß die Ermordung als erwiesen gelten kann.[3] Natürlich blieben die Ergebnisse der Forschungen nicht auf dem Erkenntnisstand stehen, der in dem Buch *Der ungesühnte Frevel* vorgetragen wird. Das mindert aber die Bedeutung des Werks kaum, vor allem nicht im Bereich der oft tief bewegenden Darstellung des Lebens und der Leistungen von Luther, Lessing, Mozart und Schiller.

Roland Bohlinger

[1] Siehe dazu vor allem: Roland Bohlinger, *Gutachten zur Frage der Eignung der Philosophie Mathilde Ludendorffs als weltanschauliche Grundlage für ein freiheitlich-demokratisch-rechtsstaatliches Gemeinschaftsleben,* Viöl 1995.

[2] Siehe vor allem die Schrift des Verfassers: *Zentrale Wurzeln des Terrors*, FREIHEIT UND RECHT, Folge 3-4/2002.

[3] Siehe vor allem die Arbeiten von Dr. Gunther Duda und Dr. Henning Fikentscher.

Inhaltsverzeichnis

Die schöpferischen Geister als Kraftquelle des Volkes

Ein Volk ist, dank des gleichen Rasseerbgutes im Unterbewußtsein jedes einzelnen Menschen in diesem Volke und dank der gemeinsamen Sprache und Kultur, die mit diesem Erbgute im Einklang steht, ein einheitliches Bewußtsein in allen Fragen seines Lebens und seines Gotterlebens. All das, was wir als „Fähigkeiten" des Bewußtseins kennen, wird durch die hervorragenden Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts in diesem Volke für das Gesamtvolk geleistet; da gibt es einzelne, die sind das Denken, andere das Fühlen des Volkes, andere sind sein Wahrnehmen, andere wieder sein Wille. Es heißt also nichts Geringeres als ein Volk enthaupten, wenn man ihm diese Großen, diese Fähigkeiten seines Bewußtseins wegnimmt.

Als einzige klare und wahre Erkenntnis in all dem wirren Aberglauben, Irrtum und Gottverkennen von Juden ist dieses Wissen seit je gewesen, und so haben sie sich denn mit ihren geheimen Komplizen, den eingeweihten Erzbruderschaften der Freimaurer, Jesuiten, Rosenkreuzer und anderer okkulter Logen, seit je wie die Geier auf die Großen der Wirtsvölker, die sie vernichten wollten, gestürzt, gar oft sehr eifrig unterstützt von machtgierigen, grausamen Priestern Roms.

Nun gibt es mancherlei Arten, das Volk zu enthaupten, ihm seine Persönlichkeiten zu nehmen, die eine ist die, sie durch Überlistung abzubiegen oder gar direkt sich dienstbar zu machen, so daß ihr Wollen und Tun nicht mehr der Erhaltung des Volkes, ja womöglich seiner Vernichtung gilt. Die andere Art ist die, die Unfügsamen an einem schönen Jahwehtage*) zur rechten Zeit sterben zu lassen. Die dritte Art endlich heißt das „ewige" Morden. Der wahre Charakter der Großen wird durch Verleumdung dem Volke verzerrt, ihre Taten werden entstellt, und ihre Werke werden gefälscht. So werden die Großen über ihr Leben hinaus noch gemordet. Ihr für das Volk lebenerhaltendes Vorbild ist dem Volke ebenso genommen, wie ihre das Gotterleben des Volkes wacherhaltenden Werke vernichtet sind.

Große Menschen der Tat sind nichts Geringeres als der gottgeeinte Selbsterhaltungwille eines Volkes. Will man sie dem Volke nehmen, um es zu töten, so entstellt man ihr Bild, damit an Stelle des Vertrauens des Volkes Mißtrauen oder gar Haß tritt. Diese großen Tatmenschen, die der Erscheinung gewordene Selbsterhaltungwille des Volkes sind, können aber das Volk nur dann erhalten, wenn dieses Mißtrauen die Taten nicht fortwährend hemmt. Das weiß der Jude, und wenn je er wittert, daß durch die Taten dieser Willensmenschen trotz aller Verleumdungen, die er ausstreute, das Vertrauen des Volkes wieder wach wird, dann steht er schon mit den geheimen Plänen bereit, diesen Person gewordenen, gottgeeinten Selbsterhaltungwillen „zur rechten Zeit

*) Näheres hierüber siehe „Vernichtung der Freimaurerei" und „Kriegshetze und Völkermorden" von Erich Ludendorff.

wegzuräumen", oder, wie auf dem Marienbader Johannisfest der Freimaurer im Juni 1928 in bezug auf Ludendorff beschlossen wurde, „ihm mit allen Mitteln die Tätigkeit zu unterbinden" und „ihn unschädlich zu machen".

Sind die großen Tatmenschen der gottgeeinte Selbsterhaltungwille eines Volkes, so sind die schöpferischen Dichter, Denker und Musiker und Bildner durch ihre Werke das Erscheinung gewordene Gotterleben eines Volkes. Ihr Charakterbild und ihre Werke haben ganz wie das Charakterbild und die Taten der Willensmenschen auch über ihr Leben hinaus eine hohe, volkserhaltende Aufgabe; an den Bildgleichnissen Gottes, die aus ihren Leben und Werken strahlen, soll sich das Gotterleben der kommenden Geschlechter wach erhalten. Will der Jude dies dem gehaßten Gojimvolke nehmen, so versucht man vor allem, die Werke dem Volke durch Boykott und Totschweigen vorzuenthalten, dann umkreist man den Schaffenden, sucht ihn, wenn möglich mit List, zum Arbeiter für das Jahwehziel: die Judenweltherrschaft, einzuspannen. Die „kraftvolle Feder" wissen die Juden ebenso wie Meißel und Pinsel zu schätzen. Gelingt das alles nicht, ist das Werk für das verhaßte Gojimvolk erhaltende Kraft, so wird dieser Große, so unkriegerisch sein Schaffen und Leben auch sein mag, um seiner ungeborenen Werke willen mitten aus dem Schaffen zur „rechten Zeit", wie die schwarzen Logen das zynisch benennen, „von Leib und Seele befreit".

Straflos konnte dies geschehen, und dies straflose Gelingen unerhörter Verbrechen hat, so wie die wohlgeglückten Massenmorde bei den von denselben „unsichtbaren Vätern" angezettelten Kriegen und Revolutionen auf unserer Erde, heute die Saturnalie der sittlichen Weltordnung geschaffen, die diese Leiter und alle Komplizen für einen immerwährenden Zustand halten! Diese Saturnalie mußte einmal im Leben der Völker auf dieser Erde kommen, oder zum mindesten die Völker auf Erden können nun dieser Weltherrschaft des skrupellosen Verbrechergedankens einen tiefen Sinn verleihen durch die Art, wie sie auf dieses Schicksal Antwort geben. Dem Deutschen Volk wird es, zu seiner Ehre sei es gesagt, am allerschwersten, sich dazu aufzuraffen, die Tatsache zu glauben, daß seit Jahrhunderten die Weltgeschichte in Verbrecherkaschemmen gemacht wurde. Es wird ihm schwer, zu glauben, daß die edlen Menschen durch ihr Sein und Wirken ebenso wie die kraftvollen Völker nicht mehr durch ihr Leben und Bluten erreichten, als daß sie den Geheimverbrechern einige Male in einer Generation so viel Gegenkraft hinstellten, als jene sie durch Massenmorde in Jahrhunderten nicht aufbringen konnten.

Aber das Deutsche Volk, das so lange braucht, bis es die Teufelei der Geheimmächte endlich glaubt, nimmt es auch mit der Verantwortung am ernstesten, der Saturnalie aller sittlichen Weltordnung, wie die Juden und ihre Hilfstruppen sie auf unserer Erde heute feiern, ein Ende zu machen. Um das Gotterleben der Völker, den tiefsten Sinn unseres Seins, zu retten, schafft es Weltenwende.

Weil das Grauenvolle der Wege dieser Mächte nirgends so sehr in die Augen fällt als bei dem Morden der großen schöpferischen Geister unseres Volkes, die in die politischen Erscheinungen des Tages kaum je eingriffen, so wird dies auch das Deutsche Volk am stärksten wecken. Es erwacht zu dem heiligen Erleben, das den Menschen und ein Volk so wundervoll Gott gleich macht, zu dem Erleben des göttlichen Zornes und der tiefen sittlichen Entrüstung. Stumpfe, im Jahwehreiche faul Gewordene sind zu diesem Zorne ebenso unfähig wie die Verbissenen und Gehässigen. Wer sich über den Mord an einem Reinen entrüstet, wer durch diesen heiligen Zorn erhoben werden will zum Gottbildnis, der sei klar und rein und tief wie ein Bergsee, in den die Sonne bis zum tiefsten Grunde kraftvoll dringt. –

I. Die Fälschung der Reformation Luthers und sein Tod „zur rechten Zeit"

1. Luthers Kampf gegen Rom-Juda und der Hochgradbruder Melanchthon.

Nach Deutschen Begriffen von Moral gibt es kaum ein schwereres Unrecht als die Fälschung des Geisteswerkes eines Toten. Ich erhebe hiermit in aller Öffentlichkeit diese schwere Anklage der Fälschung des Reformationwerkes Luthers gegen die protestantische Kirche. Ich weiß mich mit dem großen Deutschen Manne Martinus Luther völlig eins in meiner Empörung und sittlichen Entrüstung, die mich bis ins Innerste bewegt, seit ich Einblick gewonnen habe in die Schriften gegen die Juden, die Luther in seinen reifen Mannesjahren schrieb, und nach deren Veröffentlichung er im Alter von 62 Jahren starb.

Wir stehen sicherlich in gar vielem auf einem anderen Standpunkt als Martin Luther, und schlimmer als die verbissensten Gegner der Wahrheitforschung müßten wir sein, wenn vier Jahrhunderte wissenschaftlicher Forschung und der große Weltkrieg mit all seinen Erkenntnissen der Zusammenhänge uns nicht unendlich viel weiter von der großen Lüge „ex oriente lux" weggeführt hätten als Martinus Luther. Doch wenngleich Luther an der Bibel als an seiner unerschütterlichen Glaubensgrundlage festhielt, so hat er denn doch alle überstaatlichen Mächte: Rom, Juda und Geheimorden mit kühnstem Mute und sittlicher Kraft bekämpft. –

Was immer uns nun auch von Luthers Erkenntnissen trennt, weil wir auf seinem Weg noch weite Strecken weiterschritten, darin stehen Deutschgläubige mit allen Blutsgeschwistern durch Erbcharakter eng zusammen in dem heiligen Kampfe für die Wahrheit und gegen jeden Lug, darin stehen wir eng zusammen: die große Fälschung aufzudecken, die mit Luthers Reformation heute getrieben wird, und zwar gerade mit dem getrieben wird, worin er einig mit uns ist, nämlich in der Warnung der Deutschen vor der jüdischen Rasse und ihren Zielen, und in der Anfeuerung zum Abwehrkampf gegen den Antigojismus der Juden.

Luther führte zwei Kämpfe, die den Protestanten heute ferngehalten werden. Als junger Mann kämpfte er nur gegen den Papismus. Diese Reformation wurde noch vor 30 Jahren jeden Protestanten ausführlich gelehrt. Heute erst wird die Fälschung dieser Reformation Luthers vollendet und macht rasche und große Fortschritte. Aber Luther führte noch einen zweiten Kampf gegen die Geheimorden, besonders gegen die Rosenkreuzer, deren Geheimlehren er gründlich durchforschte und dann als Satanswerk verwarf. Er focht endlich als reifer Mann noch einen dritten Kampf gegen die Juden. Diese zwei letztgenannten Kämpfe verschweigt man den Laien ganz, ja, man hat es sogar gewagt, in allen gesammelten Ausgaben für Laien die judenfeindlichen Schriften des reifen Mannes einfach zu unterschlagen.*) Sehr mit Recht sagt Matthias Wanckel

*) In der ersten Auflage war die von Falb, dem gewissenhaften Forscher, übernommene Mitteilung gebracht, daß die judenfeindlichen Schriften Luthers in einer jüngst erschienenen Gesamtausgabe nicht enthalten seien. Pfarrer Steinlein trat dagegen in einem Zeitungaufsatz auf. Daraufhin wurden Nachforschungen gemacht und ergaben: Falb war jäh gestorben, seine Schwester konnte nur ganz wie sein Verleger die gründlichen Vorforschungen für seine Schrift „Luther und die Juden" beteuern. Zwei Theologen bestätigen ferner, Exemplare gelesen zu haben, in denen diese Aufsätze fehlten, daß aber in den heute vertriebenen Exemplaren die Schriften stünden. Da der Verlag selbst aber zweierlei Ausgaben bestritt, wurde in den Neuauflagen der Aufsätze nur die einwandfreie Feststellung gemacht, daß sogar in großen Ausgaben der Lutherwerke, die viele Bände stark sind, diese Bücher fehlen. Tatsächlich schrieben viele Geistliche, sie hätten die Schriften nie zu Gesicht bekommen!

aus Wörlitz, der eine der letzten Predigten Martin Luthers nachgeschrieben und nach dessen Tod veröffentlicht hat, daß gerade die letzten Werke Luthers jedem Lutheraner das heiligste Vermächtnis und „Kleinod" sein müßten und doppelt verpflichteten zur Befolgung seiner Ermahnungen. Selten hat Luther in seinem Kampfe gegen den Papismus so starke Worte der Empörung und der ernsten Ermahnungen zum Abwehrkampfe gesprochen, wie er es in seinem Reformationkampf gegen die Juden tat. Wenn er es erleben müßte, daß Hunderte von Vollblutjuden heute von den Kanzeln der Lutherkirche predigen, und neben diesen auch noch eine große Anzahl Söhne von Jüdinnen, die also auch der geheimen Gerichtsbarkeit der Oberrabbiner unterstehen, und überdies eine große Zahl Aaronspriester als künstliche Juden, d. h. Freimaurer (in Berlin allein 40)! Man bedenke, daß Luther es als furchtbarste Unterlassungsünde brandmarkte, wenn nach seinen Enthüllungen der jüdischen Geheimlehren die Fürsten, die Geistlichen und das Volk die Juden nicht aus dem Lande austrieben und die Synagogen nicht zerstörten!

Wir werden den Inhalt dieser Schriften noch kennenlernen mit ihren an Hand der jüdischen Geheimquellen erhobenen schwersten Anklagen.

Er kämpfte erbittert gegen den Vernichtungwillen der jüdischen Nation, nachdem er die jüdischen Geheimlehren erforscht hatte. Und heute feiern die Juden, die grimmigsten Feinde Luthers, ihn als „die wunderbare Verkörperung der völligen Übereinstimmung Deutscher und jüdischer Religiosität", während Luther sagte, daß der Gott der Juden „Satan" gewesen sei. Ja, Luther, der zuvor starr an der Bibel, auch der Thora festgehalten hatte, sagte nach Kenntnis der jüdischen Geheimlehren: „Den Moses und sein Volk laßt beieinander, es ist mit ihnen aus, er gehet mich nichts an."*)

In: „Wider die himmlischen Propheten" sagte er:

> „Man lasse Mosem der Juden Sachsenspiegel sein, uns aber lasse man damit unverworren."

Da der Sachsenspiegel Deutsches Recht war, so hat Luther hiermit bekundet, daß das Deutsche Volk nur unter Deutschem Rechte gedeihen kann, die Gesetze Mosis aber nur dem jüdischen Volke bekömmlich sind. Die „Zehn Gebote" aber erkennt er als uralte Volksvorschriften aller Völker, die gar nicht etwa erst durch den Juden Mosem den Menschen als Sittengesetze geschenkt wurden, sondern die „von Natur" in der Menschenseele wohnen. Er sagt in seinen Predigten schon in dem Jahre 1527, also noch ehe er die jüdischen Geheimlehren kannte:

> „Ich habe eine Zeit daher den Propheten Mosem zu Wittenberg gepredigt. Allermeist um der Rottengeister willen, und daß sie dann mit dem gemeinen Mann durch Mose verführen ... Aber wenn nun hier einer Mosem fürhält mit seinen Geboten, so sprich Du: Gehe hin zu den Jüden mit Deinem Mose, ich bin kein Jüde. Laß mich unverworren mit Mose. Denn kein Pünktlein gehet uns an im Mose ... Wenn nun die Rottengeister kummen und sprechen, Moses hat es geboten, so laß Du Mosem fahren und sprich: ich frage nicht nach dem, was Moses geboten."

Wenn die 10 Gebote vorbehalten wurden, so antwortete Luther:

> „Die Natur hat diese Gesetze auch, und deshalb ist es natürlich, Gott zu Ehren nicht zu stehlen, nicht Ehe zu brechen usw. Und es ist auch gar nicht neu, was Moses gebeut."

Wie aber wurde das Verschweigen der Kampfschriften Luthers gegen die Juden, ja, das völlige Umstülpen der Luther-Kirche in eine judenfreundliche möglich? Martin Luther ist in seinem Leben den gleichen Weg gegangen wie so viele Deutsche. Die offenen Schäden in der katholischen Kirche waren leicht festzustellen, und gegen sie wandte sich der junge Luther. Die Greuel der jüdischen Geheimlehren aber zu glauben, sträubte

*) Siehe A. Berger: Luther II_2, S. 249. Nach A. Falb: „Luther und die Jüden", Deutscher Volksverlag, München.

sich seine Seele ebenso sehr, wie sich Lessings Seele und die so vieler Deutschen unserer Tage sträuben. So schrieb er im Jahre 1523 ein Buch, das sich gegen die Beschuldigungen der Juden wandte und in hohem Maße judenfreundlich ist, betitelt: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei." Noch hoffte er, man könne den Juden durch Bekehrung zum Christentum innerlich wandeln, doch schließt er das Werk ab mit den Worten: „Hie will ich es diesmal lassen bleiben, bis ich sehe, was ich gewirket habe." (Siehe A. Falb, S. 29.) Dann folgten sehr üble Erfahrungen bei Religiondisputationen mit einzelnen Rabbinern, hierauf ein gewissenhaftes, gründliches Studium der Geheimwerke der Juden und die fürchterliche Erkenntnis, daß die Beschuldigungen, die man gegen dieses Volk erhob, nur allzu berechtigt waren. Das Unheil erkennen und eine ebenso entschlossene Reformation wie gegen den Papismus in Angriff nehmen, war für Luther eine Selbstverständlichkeit, und so erschienen rasch nacheinander 1537, 1542 und 1543 seine wichtigen Enthüllungwerke über die jüdischen Geheimziele und -wege und seine flammende Predigt des Abwehrkampfes, Werke, die dem Deutschen Volke das Leid der kommenden vier Jahrhunderte hätten ersparen können, wenn – ja, wenn sie nicht dem Volke unterschlagen worden wären, und wenn Luther, der für die Vertreibung der Juden wirkte, nicht bald nach ihrem Erscheinen gestorben wäre. In seiner tiefen Sorge über die unerhört große Gefahr des Judentums läßt es Luther nach ihrer Veröffentlichung keine Ruhe, und er reist mehr als zuvor von Kanzel zu Kanzel und predigt nun nicht nur gegen den Papst, Nonnen und Mönche, sondern vor allem auch gegen die Jüden. Im letzten halben Jahr vor seinem Tode reiste er durch vier Episkopate und predigte mehr als sonst „in etzlichen Jahren".

Da Luther also wie so viele Deutsche zuerst die Juden verteidigte gegen die Beschuldigungen und erst später erkannte, wie begründet diese waren, so kann man leicht seine Lehren umbiegen. Doch hiermit nicht genug. Es wurde, wie wir noch sehen werden, auch sein Kampf gegen die Geheimorganisationen, ja auch sein Kampf gegen die Romkirche völlig abgebogen und gefälscht.

Der Weg dieser großen Fälschung, vor der wir heute stehen, ist aber nun nicht etwa so zu denken, als ob er ganz allmählich und von Anbeginn an des Endzieles bewußt, eingesetzt hätte. Nein, wir sehen schon zu seinen Lebzeiten Br. Melanchthon wacker fälschen, und erst recht gleich nach Luthers frühem plötzlichen Tode den Wandel jäh vollzogen. Melanchthon, der zu Lebzeiten Luthers diesen gar manchmal ergrimmt hatte wegen seines Abbiegens, ja seines Verrats gegenüber Luthers Gegnern, Melanchthon, der, obgleich Luthers Lehre die Geheimorden verwarf, dem „Freien Maurerorden" und den Rosenkreuzern angehört hat, und der gleich nach Luthers Tode als dessen vertrauter Freund die Leitung der gesamten Lutherschen Kirche übernimmt, setzt seine gänzlich anders geartete Auffassung an die Stelle der Lutherschen. Br. Melanchthon verrät den Kampf gegen das Papsttum und seine Irrlehren, also das erste Reformationwerk Luthers, völlig. Von dem Kampf gegen die Juden hören wir nichts mehr. Er ermahnt andere zur „trewen" Wiedergabe der Lutherschen Schriften sehr ernst, denn er tadelt zum Beispiel sehr, daß Johannes Bugenhagen in der Lutherschrift „Von der Frage, die Notwehr belangend" Zusätze gemacht habe, und lobt bei Georgius Rörer besonders die „trewe" der Wiedergabe der Schrift Luthers. Er selbst aber verhält sich, wie wir noch sehen werden, ganz anders. Kennzeichnend für die andere Einstellung des Hochgradbruders Melanchthon ist, daß er schon ein Jahr nach Luthers Tode dessen Schrift „Warnung an seine lieben Deutschen" mit einer Vorrede herausgibt, in der er die Juden, die Luther ein „Satansvolk" genannt hatte, vor dem er nicht genug die Christen

warnen konnte, das „Volk Gottes" und Absolom, Nathan, David usw. die „großen Heiligen" nennt. Überdies spricht er natürlich von dem „Tempel", den die Menschheit zu erbauen habe, von der „Bruderschaft" und allem, „was für seine Ordenshörigkeit sehr, aber für seine Lutherzugehörigkeit wenig spricht."

Der Lug über Luthers Lehre, den Br. Melanchthon trieb, ist heute in den Tagen des großen Abwehrkampfes gegen Rom-Juda eine ungeheure Fälschung. Heute ist das Verschweigen der grimmigen Feindschaft Luthers gegen die Juden und das Zitieren seiner Jugendirrtümer ein Frevel, mit dem wir aufräumen werden.

2. Br. Melanchthon, der Totengräber des Deutschen Freiheitkampfes 1520—1525.

Die völkervernichtende Geschichte der Juden ist eine ununterbrochene Kette von Erfolgen, an die sich die Mißerfolge unmittelbar anreihen. Mit eigentümlicher Gesetzmäßigkeit ist der Rückschlag gewöhnlich an Macht so stark, wie der Aufstieg zuvor war. Das einzige, was als dauernder Erfolg seit 1000 Jahren zu buchen ist, sind die großen Blutverluste der Nichtjuden.

Da der Jude sich in seinen Kampfwegen der List, der Lüge und des Hasses stets gleich geblieben ist, ist natürlich auch die Art der Erfolge und Rückschläge in ihrem innersten Wesen eintönig gleich. Die Völker von ihrem Gottglauben zu trennen, das ist die erste List. So standen die Juden Pate bei dem Mohammedanismus und schrieben das Neue Testament*). Glaubten sie sich aber nun als sichere Herren des eingeführten Glaubens, so sahen sie die Gewalt sehr bald in die Hände der Nichtjuden wandern (wie es jüngst Trotzki-Braunstein und Sinowjew-Apfelbaum in Rußland erleben). So mußten sie durch neue List bei den Mohammedanern und bei den Christen wieder Einfluß gewinnen, den sie verloren hatten, vor allem durch Vordringen in die Glaubensgemeinschaften als „getaufte Juden**), allmählich die Leitung wieder erschleichend in Kirche und Moschee. Zu gleicher Zeit aber suchten sie die Volksteile, die diese Priesterstaaten zerbrechen wollten, in Geheimorden abzufangen, die auf der Kabbalalehre aufgebaut waren. Die Glaubensspaltung der Nichtjuden, die hierdurch geschaffen war, benutzten sie dann, um in beiden Lagern zum Glaubensmord aufzuhetzen, aus dem sie sich als „unbekannte Väter" selbstverständlich zurückhielten. Mit ermüdender Eintönigkeit ziehen an unseren Augen die listreichen Verschwörungen der Geheimgesellschaften vorüber, die unter dem stets gleichen Deckmantel des „Weisheitdienstes, der Friedensliebe und der Barmherzigkeit" vor keinem Verbrechen zurückscheuten.

Blut fließt, viel Blut der Nichtjuden, die ahnunglos die Geschäfte des jüdischen Rassekampfes besorgen!

Wurde ein solcher Geheimbund entlarvt und verboten, so wurde ein neuer gegründet. Der versprach, statt der „schwarzen Magie" des durchschauten Verschwörerbundes die „weiße Magie" zu lehren, und der Unfug konnte von neuem beginnen. So werden auch heute nach der Enthüllung der Freimaurerei neue Geheimbünde gegründet, die „arisches Weistum" zu bergen versprechen, und viele erliegen der List.

Dieser in Jahrhunderten immer wiederkehrende, sture, Völker und Kulturen zertrümmernde Kampf der Juden sieht auf den ersten Blick wie ein in alle Ewigkeit nicht zu tilgender Wahnsinn aus. In Wahrheit haben aber unterdes in der Unheilszeit des

*) Siehe „Erlösung von Jesu Christo".

**) Die Taufe eines Juden ist natürlich ein lächerliches Scheinmanöver, denn die wörtliche Übersetzung von taufen, jiddisch „schmaden", heißt, das Gojimblut „austilgen", „ausrotten". Drei Zeugen müssen dabei als Paten anwesend sein. Die Taufe stellt nach jüdischem Gesetze eine Art Halbaufnahme in die jüdische Rasse dar, die aber keine Judenrechte verleiht.

Jahwehreiches die Erforscher der Natur den kabbalistischen Zauberlehren des sogenannten „auserwählten Volkes" das klare, herrliche Erkennen der Gesetze der Natur als sicheren Schutzwall entgegengestellt. Dieses Wissen hat endlich auch die verwirrten Völker zurückgeführt zu den heiligen Gesetzen der Rasseerhaltung! Heute stehen wir an der erlösenden Weltenwende, an der sich das alte Weisheitwort unseres Blutes erfüllt: Erkenntnis-Erlösung!

Fort mit Magie, mit weißer und schwarzer, fort mit der lächerlichen Geheimniskrämerei, lehrt uns nun unser Wissen. Fort mit dem Fremdglauben, der im Widerspruch steht mit der ererbten Art der Gotterkenntnis unseres Blutes und den sittlichen Idealen unseres Rassecharakters, der aber auch im Widerspruch steht mit den Erkenntnissen der Wissenschaft. Nur weil alle Völker der Erde in den vergangenen Jahrtausenden in Unkenntnis des Gesamtbildes der kosmischen Gesetze mehr oder weniger dem Aberglauben, der Zauberei, der Astromantik gegenüber empfänglich waren, und weil kein Volk die Vorgeschichte der Menschengeschlechter und die Entwicklunggeschichte den jüdischen Wahnlehren entgegenstellen konnte, deshalb konnte die zwiefache Teufelei der öffentlichen und geheimen Geistestyrannis Unheil und Wirrnis schaffen bis zu einem Grade, der in uns Grauen und tiefes Mitgefühl erweckt. Furchtbar sind die Schilderungen dieser tausendjährigen Tyrannis. Das Leben in solchem Irrwahn war weit grausamer als der Märtyrertod! –

Da keiner in den beiden einander gegenüberstehenden Glaubensgruppen ganz vom Gifte jüdischer Lehren sich freimachte, so konnte keiner Befreier aus dieser Hölle werden. Alle von Geheimorden freien großen Geister wurden frühzeitig durch Mord beseitigt, nur bei einem, bei Luther, gelang dies trotz wiederholter Versuche nicht. Er ist im Gegensatz zu allen anderen Reformatoren vor und nach ihm, die den jüdisch-kabbalistischen Geheimorden der Gnose, Manichäer, Albigenser, Templer, Rosenkreuzer, Johannesbrüder verfallen waren, ein freier Deutscher.

Wie Sickingen, Hutten und Münzer (s. u.) war auch Luther ein freier Deutscher, der sich Rom, Juda und den Geheimorden entgegenstellte.

Werfen wir einen Blick auf das furchtbare Hetzen und Morden, wie es zu Luthers Lebzeit der Papst und die geheimen Orden an erster, der Jude dahinter als Geheimleiter an zweiter Stelle, mit unserem armen Deutschen Volke trieben.

Im Jahre 1441 hatten, wie Eckert*) dies aus den Geheimquellen eingehend nachweist, sich die Johannesbrüder der freien Maurer mit den Schottenbrüdern vereint und ihrerseits vor allem das Amt politischer Hetze in Deutschland übernommen, obgleich sie natürlich, ganz wie in unseren Tagen die Freimaurer und die Jesuiten dies pflegen, nach außen hin durch Gründung einiger Krankenhäuser und andere Scheinmanöver sich wie ein Verband wohltätiger, liebetriefender Brüder hinstellten.

Es dauerte denn auch nur wenige Jahrzehnte geheimer Hetzarbeit an verschiedenen Orten, und blutige Revolutionen waren damals wie heute die Folge. Sie arbeiteten dabei ganz nach den gleichen Regeln wie in unserem Jahrhundert, das heißt, sie spornten Adel und Geistlichkeit zur Unterdrückung und Hartherzigkeit gegen die Bauern an und schürten andrerseits diese gegen ihre Bedrücker. Im 15. Jahrhundert geschah dies besonders durch Verteilung astrologischer Bauernkalender, gespickt mit aufreizenden Hetzaufsätzen und zugleich mit lockenden Prophetien, daß nach dem Aufstand die Glückseligkeit auf Erden, Freiheit und Gleichheit und Besitzverteilung kommen werden. So

*) Siehe „Die geheimen oder Mysterien-Gesellschaften der alten Heidenkirche" von Eduard Emil Eckert, Schaffhausen. Verlag der Friedr. Hurterschen Buchhandlung 1860.

gelang es den Brüdern, ganze Jahrzehnte hindurch Revolutionen mit Mord und Plünderungen anzuzetteln, die selbstverständlich dem Bauern keine Freiheit brachten, weil die aufgewiegelten Massen von vernünftigen Führern planmäßig ferngehalten wurden und die Bauern überdies ihren Prophetien so blind folgten, daß sie ihrer eigenen Bewegung den unsinnigsten Schaden antaten. So sengten und plünderten 1476 die bedrückten aufgewiegelten Bauern von Württemberg, 1492 die Bauern von Kempten und die Käsebauern der Niederlande. Im Elsaß wurde 1493 eine Bauernverschwörung entdeckt. Im Jahre 1502 brach in Deutschland, in Kärten 1478, 1503, 1513, 1515 der Bauernaufstand des Bundschuhs aus. Alle führten zu keinem anderen Ziel als zu viel Blutvergießen und erhöhter Unterdrückung. Aber dennoch merkten die Bauern nicht, daß die Geheimorden sie immer nur aufhetzten, aber sie dann im Stiche ließen.

Einmal aber sollte der Mißbrauch Deutscher Freiheitsehnsucht Rom-Juda und seinen Geheimorden gefährlicher werden. Ein großer Bauernaufstand in ganz Deutschland war für das Jahr 1520 geplant. Die Freiheitbewegung gewann nicht nur einen größeren Umfang als die überstaatlichen Mächte dies wünschten, sondern auch Führerpersönlichkeiten, die sie nicht an der Strippe halten konnten, erwuchsen dem Deutschen Volk in allen Ständen. Der freie Adelstand, der sich in einem Geheimbund gegen die Priestertyrannis Roms zusammenschloß, konnte nicht mehr ganz von ihnen gegängelt werden; denn die Persönlichkeiten von Sickingen und Hutten waren aus Erz gegossen und ließen sich schwer „behauen". Der Bauernbewegung war in dem Führer Thomas Münzer ein starker Deutschgläubiger Revolutionär und Befreier erstanden, der es mit einer „Welt von Teufeln" aufnahm, und für den geistigen Befreiungkampf der christgläubigen Deutschen von Rom war ein Luther erstanden. Da galt es nun eifrige Bruderarbeit zu leisten! Ein Klüngel Hochgradbrüder und unter ihnen vor allem Br. Melanchthon*) waren Totengräber dieses gewaltigen Freiheitkampfes. Zunächst gelang es Rom-Juda, mit Hilfe der Brüder der Geheimorganisation den Freiheitkrieg etwas zu verschieben, und zwar von dem Jahr 1520 auf das ebenso günstige Jahwehjahr 1525.

Im Jahre 1519 befreundeten sich zuerst Sickingen und Hutten untereinander, die Vertreter des freien Deutschen Adels, und vertrauensvoll war auch das Band zwischen Luther und Sickingen. Aber Hutten, von Rom verfolgt, fand Schutz auf den Burgen Sickingens und schrieb von dort flammende Schriften, um die ganze Deutsche Nation zum Freiheitkampfe gegen die römische Priesterschaft aufzurufen. Auch Hutten und Luther befreundeten sich nun zum Schrecken Rom-Judas. Wir lesen in der „Allgemeinen Geschichte" 3. Band von W. Oncken in dem Abschnitt Bezold: „Geschichte der Reformation", Berlin 1890, Seite 298:

> „Schon vorher" (vor Erscheinen der Schrift Luthers von der Freiheit eines Christenmenschen) „hatte er" (Luther) „Spalatin die Absicht geäußert, seinen Geist dem Huttens beizugesellen; er sprach davon, daß der Ritter seine Sache gegen den Papst auch mit leiblichen Waffen zu verfechten gedenke."

*) Melanchthon-Schwarzert wird in wesentlichen Urkunden „Großneffe des Humanisten Reuchlin" genannt. Dieser aber steht in dem „Mannal" des jüdischen politischen Geheimordens J.O. B.B., des Bne Brithordens, unter den Juden genannt, die sich als „Prominent Christians", als hervorragende Christen, um die jüdischen politischen Weltherrschaftziele verdient gemacht haben. Es wird von ihm gerühmt, daß er die jüdische Geheimlehre der Kabala in Ansehen gebracht und auch dafür gewirkt habe, daß die hebräische Sprache in die humanistischen Sprachforschungen einbezogen wurde. Hat der Großneffe dieses rassebewußten Juden, Melanchthon, Judenblut, so wird die unerhörte und ununterbrochene geheime Verräterarbeit an dem Befreiungkampfe der Deutschen und an Luther, die wir von Melanchthon nachweisen müssen, begreiflicher noch als aus seiner Zugehörigkeit zu jüdischen Geheimorden für die Gojim. Es liegt dann wenigstens über seinem grauenvollen Trug der mildernde Umstand, daß er jüdisch-völkisch handelte. (S. Bild i. Folge 11/5. Jg., u. F. 19, S. 742 „Am hlg. Quell.")

So konnte in dem Jahr 1520 die Deutsche Freiheitbewegung freudig hoffen, unter den Führern auch Luther und Hutten vereint zu sehen. Ja in dem Werke Onckens lesen wir auf Seite 306:

„Und dennoch wird gerade damals dem Helden und Heiligen der Nation" (Luther) „nicht selten ein Genosse an die Seite gegeben, aber in der Regel nicht wie kurz vorher noch Erasmus, sondern Hutten. Zwei sonderlich ausgewählte kühne und erleuchtete Boten, von Gott geschickt, so sucht sie eine Flugschrift des Jahres 1520 dem jungen Kaiser zu empfehlen. Und auf den Holzschnitten zu Huttens „Gesprächsbüchlein" stehen die beiden Männer der laeta Libertas einander gegenüber, Luther mit dem Buch, Hutten mit dem Harnisch. „Wahrheit, die redlich ist", beginnt der Vers unter jenem, während dem Ritter die stolzen Worte gehören: „Um Wahrheit ich ficht', niemand mich abbricht, es brech oder gang Gots Geist mich bezwang."

Da war Gefahr im Verzug, man hatte den zuverlässigen Schurken Br. Philippus Melanchthon im Jahre 1518 in Wittenberg, den Hochgradbruder des Johannisordens der freien Maurer, der gleichzeitig auch Rosenkreuzer war. Als Professor der griechischen Sprache wird er, der Gelehrte und vielgewandte Mann, in Wittenberg geschickt tätig. Er läßt eine Schrift, die anerkennend über Luther spricht, unter dem Titel „Didymus Faventinus" von Stapel und gewinnt sich dadurch Luthers Vertrauen. Kaum ist er in Wittenberg, beginnt er sein teuflisches Werk der Verleumdung und Verdächtigung des großen Freiheitkämpfers. In Wittenberg gelang es der Stütze Rom-Judas, Melanchthon, das Vertrauen zu Hutten zu unterwühlen. Immer wieder betonte dieses niederträchtige Werkzeug der überstaatlichen Mächte, daß Hutten des Vertrauens nicht würdig sei. Wir lesen auf S. 432 des Werkes von Oncken über Hutten:

„Vom Verkehr mit Deutschland abgeschnitten . . ., erfuhr er nichts davon, mit welch geringschätziger Bitterkeit Melanchthon von ihm als einem unbefugten und unredlichen Anwalt Luthers sprach. „Uns treffen die üblen Folgen, während jener vielleicht in gemeinen Kneipen sich gütlich tut". So urteilte man in Wittenberg über den Mann, dessen Geist einst Luther dem seinigen hatte beigesellen wollen."

Während Br. Melanchthon den überstaatlichen Mächten diesen widerlichen Hilfedienst leistete, mußte Hutten vor Roms Verfolgungen fliehen und wurde von dem ebenso zuverlässigen Br. Erasmus aus Basel vertrieben. Endlich fand er auf der Insel Ufnau im Züricher See Aufnahme bei Zwingli und wurde, wie sein Freund bestimmt angibt, im Jahre 1523 vergiftet. Von den Verleumdungen Br. Melanchthons hat er zum Glück nichts mehr gehört. Mit ihm war der feurigste Tatenmensch des großen Freiheitkampfes gegen Rom „beseitigt". Rom-Juda konnte schon wieder aufatmen.

So war der unerschrockene Kämpfer Hutten erledigt und in genau der gleichen gemeinen Weise verdächtigt und verleumdet, wie das die Geheimorganisationen heute noch als „Großkampf" in den Christenvölkern betreiben, und der Sicherheit halber wurde er noch vergiftet. Ja, sein Andenken wird bis zur Stunde jeder Generation der Schulkinder der höheren Schulen, die von der tatsächlichen Weltgeschichte Deutscher Freiheitkämpfer gegen Rom-Judas Knebelung kaum etwas erfahren, verunglimpft. Mußten wir doch von Hutten lernen, daß er zügellos, in Triebverwahrlosung und Trunk „einer Lustseuche" anheim fiel und daran zugrunde ging!

Im gleichen Jahre starb auch Sickingen, der mit Hutten seine Pläne der Befreiung Deutschlands von der Priesterherrschaft geschmiedet hatte, der nur noch einen freien Adel und keine Priesterfürsten in Deutschland sehen wollte. Er stand an der Spitze des Geheimbundes des schwäbischen und rheinischen Adels, der ebenso wie der fränkische Adel sich verpflichtete:

„der Edelmann verspricht, die Geistlichen vom Kardinal bis zum Kaplan als Apostel des Teufels zu betrachten."

Auch er mußte also, ehe noch die Bauernbewegung zum Freiheitkampfe kam, erledigt

werden. Im Jahre 1522 zog er mit einem geworbenen Heer gegen den Erzbischof von Trier, da erklärte ihn die Reichsregierung zum zweitenmal in die Reichsacht, und nun wurde er von einem Teil des Adels und der Städte im Stiche gelassen. Rom-Juda gelang es, Deutsche gegen ihn zu hetzen. Die verbündeten Fürsten von Hessen belagerten ihn in seiner Feste Langstuhl bei Kaiserslautern, er wurde im Kampf verwundet und starb im Mai 1523*).

1522 wurde der Reformator Mecklenburgs, Schlüter, ebenfalls vergiftet.

Die größte Gefahr, die geistige, war aber von den Brüdern noch nicht „beseitigt". Die Bauernbewegung entflammte besonders in Oberdeutschland begeistert unter Thomas Münzers Führung, der damals, etwa 27 Jahre alt, das Deutsche Volk nicht nur von der Priestertyrannis, sondern vom Christentum befreien, es wieder Deutschgläubig machen wollte und die Reformation zu einer nationalen Revolution vertiefen und erweitern wollte. So lesen wir in dem Buche von Zimmermann „Der große Bauernkrieg", Stuttgart 1891, Ausgabe Blos:

„Schon zu Zwickau war er" (Münzer) „mit sich im reinen, daß die Kirchenreformation zur nationalen Revolution erweitert werden müsse."

Wie klar Thomas Münzer vor 400 Jahren auf dem Boden Deutscher Gotterkenntnis stand, und wie gefährlich es für Rom-Juda gewesen wäre, da ja Luther eine Persönlichkeit war, die sich immer weiter entwickelte und für alles als wahr Erkannte auch sofort eintrat, wenn Münzer mit Luther zusammengekommen wäre, das erweist eine Stelle aus dem Buche von Weill, betitelt „Bauernkrieg", Darmstadt 1847, da heißt es in dem Abschnitt „Münzer als Prediger in Altstedt":

„Gott", sagte er, „ist nicht außer uns, sondern in uns. Er offenbart sich noch wie vor viertausend Jahren; ja es gibt keine andere Offenbarung, als die innere. Es gibt keinen anderen Teufel, als den religiösen und politischen Despotismus."**) . . . Jeder Mensch, und sei er auch ein Heide, kann den Glauben besitzen. . . .

„Es gibt keine Hölle. Die Sünde ist alles, was der Liebe und Vernunft zuwider ist. Christus ist nicht Gott selbst, sondern einer seiner offenbarenden Propheten. Er ist wie ein anderer Mensch empfangen worden."

Was sollte aus Rom-Judas Gewaltherrschaft über Deutschland werden, wenn ein solcher Mann immer mehr Anhang unter den geknechteten Bauernscharen fand und sie von seiner hohen Warte der Gotterkenntnis aus gestärkt, von Höllenwahn und Höllenangst befreit und sie vor jener altbeliebten und bisher immer wieder angewandten List der Brüder, die armen geplagten, geknechteten Menschen zu hemmungslosen Gewalttaten aufzuhetzen und sie von dem wahren Feinde abzulenken, und damit vor einem Kampf Deutscher gegen Deutsche, gehütet und geschützt hätte, wenn er einen Kampf gegen alle Geistesknebelung und Freiheitknechtung geleitet hätte! Das durfte nicht sein, mußte um jeden Preis vermieden werden!

Unser viel bewährter freier Maurer und Rosenkreuzer Br. Pilippus Melanchthon sitzt ja nicht umsonst als „Freund" und „Vertrauensperson" an der Seite Luthers und beginnt sofort seine Wühlarbeit gegen Münzer durch schäbige Verleumdungen, die er noch über dessen Tod hinaus in seinem verlogenen Buche festgehalten hat***). Andere Brüder locken unterdes Münzer nach Thüringen und nehmen ihn gefangen. Bis zum

*) Siehe „Flersheimer Chronik" von Waltz, Leipzig 1874.

**) Unterstreichungen von mir.

***) Es bedarf keiner Erwähnung, daß Br. Melanchthon hinter dem Rücken Luthers auch diesen, seinen „Freund", mit den gleichen widerlichen Logenmethoden diffamierte. So schrieb er, während alle Feinde Luthers in echt christlicher Liebe seine Heirat mit Katharina von Bora durch den Schmutz zogen, in einem „vertraulichen Brief", der dann kreisen konnte, Luther sei „weibersüchtig", „eingebildet", und seine Ehe eine „Torheit". Ein echt brüderlicher geheimer „Dolchstoß"! (Siehe Ocken III, S. 560.)

Tode ist er Held. Noch in seinen letzten Worten vor seiner Hinrichtung feuert er zum Freiheitkampfe an. Aber noch nachdem er hingerichtet und damit „erledigt" ist, verleumdet Br. Philippus Melanchthon ihn in niederträchtiger Weise. Dies beweist uns wieder das schon genannte Buch Zimmermanns, in dem er auch den Untergang Thomas Münzers, des Bauernführers, schildert. Er schreibt dort, wo er von dem von Melanchthon beeinflußten Kreis Wittenberger Theologen spricht:

„Man gefiel sich auch . . . sich zu erzählen, Münzer habe, wenn er eine glänzende Volksrede halten wollte, zuvor allemal einen kleinen Kreis der schönsten Damen der Stadt um sich versammelt, in ihrer Nähe werde er wie mit einem göttlichen Anhauch erfüllet, habe er gesagt. Soviel und nicht weiter wagten die nur zu sehr klatschenden Wittenberger Zirkel ihm nachzusagen."

Wer aber hinter diesen Klatschereien stand, teilt uns Zimmermann in einer anderen Anmerkung mit:

„Wie unwahr, neben unverkennbarer Gehässigkeit, wie oberflächlich, wie falsch, betrüglich in Dingen, die für ihn aus nächster Nähe so leicht zu ermitteln gewesen wären, Melanchthon in seiner Historie Thomae Münzeris erzählt, dafür vorerst nur das eine: „Wie ein großer Herr habe Münzer über ein Jahr lang im Johanniterhof in Mühlhausen sein Wesen gehabt", sagt Melanchthon, und alle schrieben es ihm nach. Urkundlich aber war Münzer nur 8 Wochen in Mühlhausen, vom 17. März bis 12. Mai.

Das sind so die bekannten freimaurerischen Verleumdungen Deutscher Freiheitkämpfer, die Br. Melanchthon hier anwendet. Leider hat Luther sich offenbar sein Urteil von diesem freimaurerischen Schleicher bilden lassen. Natürlich spricht der Schurke auch von einem kleinmütigen und erbärmlichen Sterben des Thomas Münzer; Zimmermann sagt:

„Daß Münzer beim Ende kleinmütig gewesen wäre, davon findet sich in allen älteren Nachrichten keine Spur. Nur Melanchthon redet ihm dieses nach. Setzt aber selbst hinzu, er habe seine (mutvolle) Rede vor dem Tod bis auf einige Ausdrücke gehalten. Solche Widersprüche konnten nur in dem Kopfe dessen Platz finden, der erst 2, dann 7, dann 11, dann 9 Sakramente annahm und der — die Augsburgische Konfession verfaßte*)."

Nun waren die Führer nacheinander alle erledigt und durch niederträchtige Verleumdung aus dem Herzen des Deutschen Volkes gelistet, so daß also auch ihre Worte nicht mehr über den Tod hinaus Leitstern und Richtschnur blieben. Da war es den Brüdern, die natürlich in der Bauernbewegung staken, ein leichtes, die Bauern zu Gewalttaten aufzuhetzen, um hierdurch dann die Bürger abzuschrecken vor ihnen, als seien sie „Mordbrenner". Die zwölf gemäßigten Artikel, die Thomas Münzer den Bauern noch gegeben hatte, konnte man freilich nicht aus ihren Händen reißen. Man hatte ihnen eine freimaurerische Überschrift gegeben, die wir in dem Abdruck der Handschrift im Oehringer Archiv in Oechslers Beiträgen zur Geschichte der Bauernkriege, Heilbronn 1830, finden:

„Mcccc quadratum x et dublicatum
cum transibit christiana secta peribit."

In der Geheimsprache heißt das: „Wenn der höchste Meister mit vier Zirkeln über die Welt seinen Plan vollendet haben wird, wird die christliche Sekte untergegangen sein**)."

*) Bezeichnenderweise stehen diese Melanchthon enthüllenden Bemerkungen nur in den ersten Ausgaben 1840/44, in der von Blos bearbeiteten Ausgabe vom Jahre 1891 sind sie weggeschächtet. Wieder einmal ein Beweis für die planmäßige Fälschung und Schächtung Deutscher Werke im Sinne der Verheimlichung der kulturellen Verbrechen der Geheimorden! Begünstigt werden sie durch die ungeheuerlichen Gesetze, die 30 Jahre nach dem Tode eines Verfassers jedem beliebigen Menschen das Recht geben, seine Werke durch Wegstreichungen unerwünschter Teile ganz einfach zu fälschen!

**) Wörtlich heißt es dagegen: „Wenn das Jahr 1400 und 100 und 2 mal zehn (also 1520) vorüber sein wird, werden die christlichen Sekten untergehen."



„Wahrhafftige Abconterfeiung“
des Herrn Philippi Melanchthons von Lucas Cranach.

Entsprechend dem Logenursprunge der Revolution beteiligten sich natürlich auch von Brüdern aufgewiegelte Bürger an dem Kampf. Die mäßigen Punkte der Bauern, die das Bauernvolk eigentlich wollte, wurden nach Siegen nicht etwa verwirklicht, sondern überall, wo genügend geplündert und gemordet worden war, wurden die kommunistischen „Gottesstaaten“, also das Jahwehreich, ganz so wie im Moskau unserer Tage eingeführt. Führerlos zerstörten die Bauern das Land. Luther, den die Bauern um Führerschaft gebeten hatten, lehnte sie ab, ohne wie andere doch zum mindesten den Versuch zu machen, ob man die Bauern nicht durch straffe Führung auf ihre anfänglichen ernsten Ziele zurückführen könnte. Der Hochgradbruder Melanchthon hatte sein Ziel erreicht.

Zimmermanns Forschungen enthüllen das teuflische Spiel Melanchthons, das es bewirkte, daß Luther die Bitte der Bauern abschlug. An der Spitze dieser Hunderttausende um Freiheit ringenden Bauern hätte Luther damals trotz des Todes von Sickingen, Hutten und Münzer das Deutsche Volk noch endgültig von Rom befreien können. So aber wurden die Bauern von Freimaurern geführt, zu grausamen Zügellosigkeiten verführt, durch abergläubische astrologische Weissagungen in entscheidenden Augenblicken

von tatkräftigem Handeln abgehalten, und so endete der blutige Freiheitkampf mit dem Mord an nicht weniger als 100 000 Deutschen Bauern. Man sieht, es hat sich für Juda und Rom schon verlohnt, Br. Melanchthon, der den unsichtbaren Vätern des Geheimordens so treu diente, neben Luther zu stellen.

Nun war der Deutsche Freiheitkampf zu schanden gemacht. Hunderttausend Freiheitkämpfer waren gemordet, und als einzige Gefahr für Rom-Juda lebte nur noch Luther. Nunmehr lag es Br. Melanchthon und den übrigen Brr. seiner geheimen Verbrecherklique gar sehr am Herzen, auch den religiösen Kampf Luthers gegen Rom zu entstellen und zum religiösen Sektierertum allerorts aufzuwiegeln. Damit hatte man schon früh eingesetzt. Hatte Luther in Worms den großen Befreiungkampf der Deutschen gegen die Romherrschaft begonnen, so konnte man, da er, mit Acht und Bann bestraft, auf der Wartburg verborgen saß, die Zeit verwerten, um seine Lehre zu verzerren, und eine rohe bolschewistische religiöse Zerstörersekte, die Bilderstürmer, im Jahre 1521 unter jüdischer Führung Kirchen zerstören lassen.

Luther kommt, Acht und Bann nicht achtend, 1522 von der Wartburg, um in Wittenberg gegen diese, von den Geheimorden angezettelte, teuflische Verzerrung seiner Lehre zu predigen, also bald nachdem Philippus Melanchthon Professor der griechischen Sprache in Wittenberg geworden war. Im Jahre 1521 hat der vielseitige Hochgradbruder, wie wir es der Seite 418 des Buches „Die geheimen Mysterien Gesellschaften" von Emil Eduard Eckert entnehmen, über Zwickau die revolutionärbolschewistische Sekte der Wiedertäufer gegründet und geleitet, mit der 14 Jahre später, 1535, so unsagbares Unheil in Deutschland, besonders in der Stadt Münster, angerichtet wurde. Die kommunistische Greuelherrschaft dieser zügellosen Räuber und Mörder mit ihrem „Kommunismus der Frauen" stimmt wörtlich mit der Moskauer Judenherrschaft 1918 überein und wurde von Luther auf das heftigste als furchtbare Ketzerei bekämpft. Wie wenig ahnte er die Mitarbeit des „Freundes" Melanchthon, der seine Sympathie für sein eigenes Kind öffentlich in seinem Buche über die „Glaubenslehre der Wiedertäufer" nur zart andeutete, und der, wie Mathesius sagt, von Luther um dieser seiner Schrift willen sehr angefochten wurde. Mathesius berichtet „Wie Er" (Luther) „Melanchthon und mit starken Gründen dieser Ketzerei widerspricht."

Im Sommer 1535, im Jahre der Münsterer Greuel, ist Melanchthon mit einem Mal in Jena und leitet von dort aus offenbar die Vorbereitung zur Kölner Tagung der Hochgradbrüder aus England, Deutschland, Spanien, Frankreich, Holland, Belgien, Schottland und Italien. Der Bruder Erzbischof von Köln versammelte die Geheimverbrecher am Johannisfest. Es war not, zu beraten, denn die vielen Greuel hatten im Volk die Beschuldigungen der geheimen Brüderschaft als der Ursache von allem Hetzen und Morden gemehrt. Es ist erschütternd zu lesen, wie klar das Volk damals sah. Die Brüder schrieben nun eine feierliche Urkunde voll Lügen, in der sie mit dreister Stirn die Wahrheit ganz ebenso ableugneten wie heute. Diese Urkunde wurde 19mal abgeschrieben, damit die Geheimverbrecher jedes Landes sich im Notfall damit verteidigen könnten gegen die nur zu wahren Anklagen, daß sie „Glaubensspaltungen, Revolutionen, Enteignungen, Morde" verursacht hätten.

Diese Kölner Urkunde*) zeigt uns, wie vor 400 Jahren das gleiche Erwachen und Erkennen durch das geplagte Volk ging wie in unseren Tagen, mit dem einzigen Unterschied, daß die Rassefrage, der Schlüssel des Geschehens, und die Forderung der Einheit

*) Der langatmige Streit wider die Echtheit der Urkunde ist die übliche Freimaurerlist im Gewande der Sachlichkeit.

von Blut und Glaube als Lebensnotwendigkeit eines Volkes noch unerkannt waren.

Das Facsimile der Kölner Unterschriften zeigt Philippus Melanchthons Name ohne ch geschrieben, also ganz so, wie er sich von Stund ab überhaupt immer schrieb, und Eckert weist ausführlich und gründlich die freimaurerischen Versuche, auch hier wieder von einer „Fälschung“ zu faseln, zurück.

Ein Jahr später, nachdem Melanchthon mit dem Erzbischof von Köln und anderen Luthergegnern geheim tagte, sehen wir diesen Edling wieder mit den protestantischen Fürsten in Schmalkalden das Bündnis erneuern (s. u.).

Im Jahre 1539 haben die unsichtbaren Väter schon wieder eine neue Sekte aufgeputscht, die „Antinomer“, gegen die sich Luther in gleicher Schärfe wendet und die natürlich in stumpfsinniger Eintönigkeit den gleichen jüdischen Schauerzielen dient wie die andern zuvor. Diesmal erkennt der arme Luther, daß seine besten Freunde ihn verraten. Johann Eisleben, dem er Frau und Kind anvertraut hatte vor seiner Reise nach Schmalkalden, und andere sind „Antinomer“, aber Melanchthon, dem Hauptbetrüger, glaubte er weiter, der ließ sich nicht ertappen.

Im gleichen Jahre folgt dann grimmige Hetze des Papstes, diesmal wird Kaiser Karl drohend gemahnt, „die Protestierer mit Schwert und Gewalt auszurotten“, aber da einigen sich die Deutschen mit Kaiser Karl in Frankfurt in Frieden.

Nun setzt der Papst ein Konzil in Wincenz an, und Mathesius erzählt uns, daß es nicht besucht wurde! Also ein Triumph Deutscher Volkseinheit gegenüber papistischer Hetze zum Morden, „da schaffet der bapste es“ (das Konzil) „ab und ratschlaget, wie er in Deutschland ein Blutbad anrichtet“!

Nach diesem kurzen Blick auf das blutgierige Hetzen und Morden, das die Juden, ebenso der Papst und die Geheimorden erstrebten, auf den erschütternden Ausgang der großen Freiheitbewegung, die von einem kleinen Klüngel geheimer Verbrecher mit den auch heute noch angewandten Mitteln „bekämpft“ wurde, nach dem Blick auf den schauerlichen Betrug, den der „beste Freund“ Luthers, Melanchthon, bei dem allem verübte, betrachten wir das Schicksal des Lutherkampfes gegen die Juden.

3. Luthers Kampf gegen die Juden, und der Verrat des Br. Melanchthon.

Es war also den Geheimorden Rom-Judas gelungen, durch Br. Melanchthon, den Freund des Br. Erzbischofs von Köln, auf dem Wege widerlicher Verleumdungen der Führer und der Verleitung der Freiheitkämpfer zu Gewalttaten, den großen Freiheitkampf des Deutschen Volkes restlos zu zerschlagen. Luther blieb als einziger, aus Vertrauensseligkeit zu seinem „Freunde“ Melanchthon und ahnunglos zum Verräter an den Freiheitkämpfen gewordener Führer zurück. Da übergab ihm, wie Mathesius dies erzählt, ein Graf jüdische Geheimbundschriften, und sein Großkampf gegen die Juden, deren nationale, für sein Deutsches Volk vernichtende Haßziele er nun kannte, begann.

Wie sehr dieser Kampf von der protestantischen Kirche heute verschwiegen wird, braucht wohl nicht betont zu werden.

Die protestantische Geistlichkeit hat auf meine Veröffentlichungen hin das Totschweigen des Lutherkampfes gegen die Juden und Rosenkreuzer mit der Behauptung zu rechtfertigen gesucht, daß Luthers Kampf gegen die Juden „dem Zeitgeist nicht mehr entsprochen hatte.“ In dem Zeitalter, in dem endlich der teuflisch hassende Vernichtungwille der Juden, der fanatische Antigojismus enthüllt ist und ein gesunder Abwehrwille in den Völkern, ein Antisemitismus entflammt, so urkräftig und gesund, wie er in Luther nach Kenntnis der teuflischen jüdischen Mordpläne entflammte, nimmt

sich diese Entschuldigung der verfreimaurerten und judophilen Geistlichkeit als lutherfeindlich aus, und es wäre höchste Zeit, daß die protestantische Geistlichkeit die Ehrlichkeit hätte, sich Lutherfeind zu nennen.

Wenn nun gar Pfarrer Steinlein in Ansbach unter großem Beifall der Juden schreibt, Luthers judenfeindliche Schriften seien aus seinem zunehmenden Herzleiden zu erklären, so mag er sich darüber freuen, daß Luther nicht mehr „in ira sua" von Wittenberg zu ihm nach Ansbach kommen kann, um von seiner Kanzel herab hierauf die Antwort zu geben. Luthers Schriften sind mit Quellen belegt, es ist ein ungeheuerlicher Lutherverrat, sie mit „Krankheit zu entschuldigen"!

Der protestantische Geistliche, der seiner Gemeinde einredet, Luthers Kampf gegen die Juden (der sich auch gegen Wucher und Kapitalismus richtet!) sei nicht zeitgemäß, möge sich darüber belehren lassen, wie wichtig der Jude ihn heute noch nimmt.

Anläßlich der Veröffentlichung der in diesem Buch enthaltenen Aufsätze in unserem Kampfblatte gegen die überstaatlichen Mächte erhielt ich aus Petersburg die interessante Mitteilung: Im Jahre 1918–19 erschien ein jüdisches Jahrbuch, Kadima genannt, in russischer Sprache, herausgegeben vom jüdischen „Kadima-Verlag" im bolschewistischen „Leningrad". Es enthält statistisches Material über die Juden und ihre Transmigrationen, auch Aufzählung jüdischer Vereine und Verzweigungen des berüchtigten Bne-Brith-Ordens und eine „Chronologie der jüdischen Geschichte". Als wichtiges Datum dieser jüdischen Geschichte findet sich die letzte Predigt Luthers gegen die Juden, die er wenige Tage vor seinem Tod hielt! Schon diese Erwähnung unter den wichtigsten Daten der jüdischen Geschichte in einem nur für Juden bestimmten Jahrbuch jüdischer Weltorganisationen beweist, welch hohe Bedeutung das Judentum Luthers Kampf gegen die Juden beigelegt hat und heute noch beilegt. Sie nahmen die Persönlichkeit Luthers, schon ehe er Judengegner war, wichtig und handelten danach.

Die Juden, die ihrem Volke Kampfkraft und Kampferfahrung dadurch geben, daß sie den eingeweihten Juden die Tatsache der Weltgeschichte mitteilen, während sie eifrig dafür sorgen, daß die Gojimvölker eine völlig verlogene Weltgeschichte auf den Schulbänken lernen, haben aber auch noch anderwärts kundgetan, wie sehr sie über Luthers Kampf gegen die Juden erschraken, und wie wichtig ihnen die Verräterdienste Melanchthons waren. Luthers Aufklärung über die tatsächlichen nationalen Ziele der Juden und die tatsächlich feindselige Stimmung den Gojimvölkern gegenüber wirkte sich auf die protestantischen Landesfürsten erheblich aus.

Schon seine Schrift wider die Sabbater hatte rasch gewaltigen Nachhall gefunden, und ein Hauptfreiheitkämpfer, der Reformator Hessens, Bützer, der zuvor ebenso wie Luther judenfreundlich geschrieben und gelehrt hatte, begab sich zu Luther nach Wittenberg, um sich nach dessen Quellenschriften zu überzeugen, inwieweit Luther mit seinen Anklagen gegen die Juden recht habe. Diese wie die folgenden wichtigen Tatsachen stehen in „Philipp der Großmütige", Festschrift, Marburg 1904, mit Beitrag von Rabbiner Salfeld. Bützer wurde von Luther voll überzeugt und begann bei dem judenfreundlichen Landgrafen von Hessen sofort mit seiner Aufklärung. Da Luther den Kirchenfürsten von Sachsen an Hand seiner Quellenschriften von den gefährlichen nationalen Zielen der Juden voll aufgeklärt hatte, und dieser ein Gesetz zur Vertreibung der Juden erlassen hatte, war die Judenheit in Gefahr und sorgte dafür, daß einer ihrer Führenden, Josel von Rosheim, im Februar 1539 bei der Tagung der protestantischen Stände des Deutschen Reiches in Frankfurt a. M. zugegen war und daß natürlich auch Br. Melanchthon seine Tätigkeit entfalten konnte. In welcher Rich-

tung diese Tätigkeit des Verräters Melanchthon war, bedarf wohl kaum noch der Beweise. Dennoch wollen wir das Lob des Rabbiners in genannter Schrift den Deutschen kundtun. Er berichtet auf Seite 536:

„Die Folge davon war, daß er" (Luther) „Josel v. Rosheim, der ihm vom Capito empfohlen war und der seine Intervention bei dem Kurfürsten von Sachsen, der ein Ausweisungsmandat an alle Juden seines Landes auf Anraten Luthers hatte ergehen lassen, erbitten wollte, nicht einmal empfing und ihm einen Brief schrieb, der als Absage an die Juden überhaupt betrachtet werden muß. . . ." Daraus ergab sich die Schrift Luthers: „Von den Juden und ihren Lügen."

Der Jude Salfeld rühmt vor allem in dem genannten Buche, wie der Jude Josel nun auf Melanchthons verräterisches Wirken hin den Freund und Vertreter Luthers, den Reformator von Hessen, Bützer, zur Rede gestellt hat. Ganz wie bei der Augsburger Konfession erreichte es Br. Melanchthon, also auch Luther, der in der Reichsacht war, von dieser wichtigen Tagung fernzuhalten, und verriet ihn dann hübsch in dessen Abwesenheit. Wie wenig Luther sich durch den Verrat Melanchthons von dem Kampfe abhalten ließ, den er für Recht hielt, erweist das Buch des Rabbiners auf Seite 532:

„Im Februar 1539 versammelten sich in Frankfurt a. M. die protestantischen Stände des Deutschen Reiches unter Führung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen, um mit dem Kaiser zu paktieren. In der Begleitung des Landgrafen befand sich Bützer (der Reformator Hessens); Josel von Rosheim (einer der 300 jener Zeit) war gleichfalls bei der Frankfurter Tagung anwesend. Er setzte es durch, daß neben den weltbewegenden Fragen, welche die Fürsten beschäftigten, auch die Sache der Juden erörtert wurde" (ganz wie in Versailles), „wie er auch die Genugtuung hatte, daß Melanchthon die Hostienfabel-Beschuldigung von 1510 entkräftete, und daß er die Angriffe Bützers und Luthers zurückweisen konnte. Vor allem aber befriedigte ihn, daß er eine judenfreundlichere Stimmung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg erwirkt hatte. Zu seiner besonderen Aufgabe hatte er sich gemacht, Bützer wegen seines und der Prädikanten Gutachten (gegen die Juden gerichtet) . . . zur Rede zu stellen. . . ."

Jedenfalls geht also aus dem Buche des Rabbiners klar hervor, daß es Melanchthon gelang, sowohl bei dem Kurfürsten von Sachsen als auch von Brandenburg, und vor allem dem von Hessen, eine judenfreundlichere Stimmung zu erzeugen und sie in den Glauben zu wiegen, Luthers wichtige Quellenforschungen seien unrichtig.

In welcher Weise Melanchthon die protestantischen Fürsten irreführte und ihnen das Gewissen zur Abwehr der das Deutsche Volk vernichtenwollenden jüdischen Nation nehmen wollte, geht aus der Mitteilung des Rabbiners Salfeld hervor, der auf Seite 538 Auszüge wiedergibt von dem Buche des führenden Juden Josel von Rosheim, genannt „Trostbüchlein". Er entrüstet sich darin, daß Bützer selbstverständlich nach wie vor bei seinen aus den Geheimbüchern, die er bei Luther selbst in Augenschein nahm, gewonnenen Erkenntnissen stehen blieb, und der Jude Josel sagt nach Salfeld:

„Es befremde ihn das Vorgehen Bützers, da er schon in Frankfurt vernommen habe, daß Melanchthon dem Kurfürsten von Brandenburg bewiesen, wie die im Jahre 1510 unter der Regierung seines Vaters verbrannten Juden einem Justizmord zum Opfer gefallen seien."

Luther wird wohl nie das Ausmaß des Verrates Melanchthons erfahren haben. Wegen dieses plötzlichen Umschwunges der Stimmung kam es dann dazu, daß ein aufrechter Deutscher Graf ihm noch weitere jüdische Geheimschriften zusandte. Luther schrieb nun in den Jahren 1542 und 1543 sein Buch: „Von den Jüden und ihren Lügen" und „Schem Hamphoras".

In seiner Schrift „Von den Jüden und ihren Lügen" sagt Luther:

„Sie sind die rechten Lügener und Bluthunde / die nicht allein die gantze Schrifft mit jren erlogenen glosen / von anfang bis daher / on auffhören verkeret und verfelscht haben. Und alle jrs hertzen engstlich seufftzen und sehnen und hoffen / geht dahin / das sie einmal möchten mit uns Heiden umbgehen / wie sie zur zeit Esther in Persia mit den Heiden umbgiengen. O wie lieb haben sie das Buch Esther / das so fein stimmet auff jre blutdürstige / rachgyrige / mörderische / begir und hoffnung / Kein blutdürstigeres und rachgyrigeres Volk hat die Sonne je beschienen / als

die sich düncken lassen / Sie seien darumb Gottes volck / das sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das furnemste stück / das sie an jrem Messia gewarten / Er solle die gantze Welt durch jr Schwert ermorden und umbbringen. Wie sie denn im anfang an uns Christen in aller Welt wol beweiseten / und noch gern theten / wo sie kündten / habens auch offt versucht / und drüber auff die schnautzen weidlich geschlagen sind. Aber davon vielleicht hernach.

Darumb hütt dich für den Jüden / und wisse / Wo sie jr Schulen haben / das dasselbe nicht anders ist / denn ein Teufels nest / darin eitel eigen Rhum / Hochmut / liegen und lestern / Gott und Menschen schenden / getrieben wird auffs allergifftigst und bitterst / wie die Teufel selbst thun. Und wo du einen Jüden sihest oder hörest leren / da dencke nicht anderst, denn das du einen giff-tigen Basilisken hörest / der auch mit dem gesicht die Leute vergifftet und tödtet. . . .

Sie wollen den Messia allein haben / und der Welt Herrn sein / die verfluchten Goym sollen Knechte sein / Jr begird / das ist / jr gold und silber den jüden geben / und sich schlachten lassen / wie das arme vieh / Ehe sie diesem sinn lassen / so bleiben sie lieber wissentlich und ewiglich verloren.

Sie haben solchen gifftigen haß / wider die Goym / von jugendt auff eingesoffen / von jren Eltern und Rabinen / und sauffen noch in sich on unterlas / das in jnen / . . . / durch blut und fleisch / durch marck und bein gangen / gantz und gar natur und leben worden ist. Und so wenig sie / fleisch und blut / marck und bein / können endern / so wenig können sie solchen stoltz und neid endern / Sie müssen so bleiben und verderben / wo Gott nicht sonderlich hohe Wunder thut.

Darumb wisse du lieber Christ / und zweivel nichts dran / das du / nehest nach dem Teufel / keinen bittern / gifftigern / hefftigern Feind habest / denn einen echten Jüden / der mit ernst ein Jüde sein wil / Es mügen vieleicht unter jhnen sein / die da gleuben / was die Kue oder Gans gleubet / Doch henget jenen allen das Geblüt und Beschneittung an. Daher gibt man jnen offt in den Historien schuld / das sie die Brunnen vergifft / Kinder gestolen und zepfrimet haben / wie zu Trent / Weißensee / etc. Sie sagen wol Nein dazu. Aber / Es sey oder nicht / so weis ich wol / das am vollen / gantzen / bereiten willen bey jnen nicht feilet / Wo sie mit der that dazu komen köndten / heimlich oder offenbar. Des versihe dich gewislich / und richte dich darnach.

Thun sie aber etwas gutes / So wisse / das es nicht aus liebe / noch dir zu gute geschicht / Sondern / weil sie raum haben müssen bey uns zu wonen / müssen sie aus not etwas thun / Aber das Hertz bleibt und ist / wie ich gesagt habe.

Den glühenden Kampf gegen die haßerfüllten Juden, die das Deutsche Volk in ihren Synagogen verfluchten und auf jede Weise zu schädigen strebten, atmeten auch die Predigten Luthers und sein Wirken bei den Fürsten. Melanchthons Verräterarbeit in Frankfurt wurde dadurch in der Wirkung abgeschwächt. Da wurde es denn Zeit, auch diesen Deutschen Freiheitkämpfer aus dem Wege zu räumen, zumal man ja so sicher sein konnte, daß Melanchthon Luthers Nachfolger werde und seinen Kampf zuverlässig zur judenfreundlichen Reformation umfälschen werde. Melanchthon und seine Nachfolger haben diese Hoffnung so treulich erfüllt, daß der Jude Heinrich Heine Jahrhunderte später die Reformation die „hebräische Wiedergeburt" nennen konnte.

4. Die Giftmordversuche der Juden an Luther, und Br. Melanchthon als Fürsprecher der Mordbuben.

Unsere guten Deutschen, die die Kampfesweise und die ganze Mentalität der Juden so gar nicht begreifen, werden gewißlich glauben, daß Luther erst von den Jahren ab, als er die jüdischen Geheimschriften kennenlernte und zum Judengegner wurde, von den Juden feindlich umkreist und mit Giftmordversuchen bedacht worden wäre. Sie wissen nicht, daß der Jude, weil er die Völker fressen will, die führenden Köpfe der Völker, wenn er sie nicht abbiegen kann, mit bestem Gewissen durch Mord beseitigt, weil er ja „fromm" für Jahwehs Ziele wirken will. So haben die Juden denn auch Luther schon mit Giftmordversuchen bedacht, als er noch Judenfreund war, nur, weil er ein unerschrockener Kämpfer für Deutsche Freiheit war und ein Führer für die Freiheitkriege, die im Jahre 1525 bevorstanden, hätte werden können. Hatte man

Hutten im Jahre 1523 vergiftet, so zeigt uns ein alter Stich, den wir in diesem Buche wiedergeben, wie Luther im Jahre 1521 einen Giftmord bei seinem Gastgeber dadurch zu schanden macht, daß er das Glas mit dem Trunk zerbricht.

Alle Gestalten auf diesem Bilde tragen ausgeprägt die Merkmale der jüdischen Rasse, wodurch wohl die Beteiligung der Juden an diesem Unternehmen angedeutet werden sollte. Doch wir haben auch sicherste Quellen der tatsächlichen Giftmordversuche der Juden an Luther. Auch nach dieser Quelle spielt Bruder Melanchthon eine eigenartige Rolle. Er ist es, der Luther bittet, einen der mit dem Giftmord beauftragten Juden bei sich vorzulassen.

Wir entnehmen dem Buche des M. Johann Mathesius: „Historien von des Ehrwirdigen inn Gott seligen theuren Mannes Gottes / D. Martin Luthers / Anfang / Lehre / leben.
gedruckt zu Nürnberg / durch Katharinam Gerlachin / vnd Johanns vom Berg Erben M. D. LXXXIII, S. 154 ff.

„. . . / wirdt Doctor verursacht / sein köstlich buch / von Juden vnnd jren lügen / im 43. Jar zuschreiben / Nicht daß er von Juden / oder wider die Juden / oder sie zu bekeren / jme fürneme ein buch zu machen / sondern daß er seinen Herrn Christo / wider die schendlichen lesterer und stachlichten Distelköpfe / wie sie David jr eigener König in sein letzten worten nennet / das wort redet / vnnd vil schöner Sprüch im alten Testament reiniget / von der Juden vnd jrer Rabbinen geschmeiß vn vnflat / vnd daß er die Christglaubigen warnet / für jren groben vnd schendlichen lügen.

Zuvor / Anno im 23. hat vnser Doctor auch ein köstlich und gründlich Buch lassen außgehen / das Jesus Christus ein geborener Jude sey / welches er auß dem Spruch Genesis 3. vnd 22. vnd 2. Regum 7. vnd Esaie 7. gewaltig erweiset / Darneben er im andern theil die Christen berichtet / wie die Juden zu bekeren weren / nemlich / das man sie auß Jacobs Genesis 49. und Danielis weissagung vberzeuget / das der verheissen Messias lengst geleistet / vnnd ins Fleisch kommen sey. Wie er disen Artickel im Brieff wider die Sabbather sehr starck wider handelte / vnd darneben der Juden wahn vnnd dunckel mit heller Schrifft widerleget / welche fürgaben / ihr Stadt vnd Kirchengesetz solte vnnd müste ewig bleiben / weil es jnen auff ewig / oder wie sie Mosis wort füren / Leolam verheissen were.

Drauff gehet nun im 43. Jare diß buch von Juden vnd jren Lügen auß / darinn er jren rhum zu Wasser vnnd zu nicht macht / welche stolziglich fürgaben / sie weren Abrahams Samen / vnd hetten die Beschneidung vnd Gesetze von Gott / der jnen auch das gelobte Land Canan mit grossen wunderthaten eingereumet / vnd jnen das Reich und Tempel geben / vnnd die Schrifft vertrauet hette.

Dise Artickel handelt Doctor im ersten theil. Im andern beweiset er auß starcker Schrifft / das Messias warhafftig ins Fleisch kommen sey / dann er leget abermals Jacobus weissagung auß / Genesis 49. vnd die letzten wort Dauidis 2. Regum am 18. vnd den Spruch Jeremie 23. vnd Haggei Text / Capt. 2. Endlich kombt er auff Danielis 70. wochen / Danielis 9.

Wie er auch im dritten theil dises Buches / die greuliche Gotteslesterung der Juden widerfistet / damit sie den ewigen Son Gottes / vnsern Herrn Jesum Christum / vnd sein werthe Mutter Mariam greulich lestern / Darbey er guten rath vnd bericht / beide der Obrigkeit vnd Christlichen Predigern gibt / wie man mit den greulichen leuten handeln solle / so die ganze Biblia mit jren lügen verfelschen / vnd darneben nichts vom rechten reich und volck des ewigen Messie wissen.

Diß Jar kombt auch herfür das Buch wider der Juden erdichten Schem Hamphoras, daher das Stammbuch / oder Geschlechtregister vnsers Herrn Jesu Christi sehr gewaltig erkleret wirdt. Des alten Lyrani Burgensis / Margarithe / vnd Samuelis des frommen Juden buch / welches Doctor Wenzel Linck gedeutschet / sind auch gute Bücher / vnnd fleissig zu lesen. Aber Gott hat diesem Mann solche genad geben / das stercker Bücher wider Juden und jre Rabinen / sind der alten Propheten zeit / nicht geschriben und erkleret sein als zu vnsern zeiten.

Für seine Person hette er den Juden gerne gedienet / wie er auch im anfang etliche tauffen liesse / vnnd verschrib jr etliche an gute freund / aber sie hielten nicht glauben / vnnd liessen sich etliche bestellen / daß sie jn mit gifft umbbrechten.

Ich hab im vierzigsten Jar / mit seinem Vorwissen / ein Juden an seinen Tisch bracht / welcher ein zeitlang im Tal zu Kirchen gangen war / vnnd umb die Tauff ansuchet. Jude spricht

LUTHERN

[illegible] zu Worms an der Tafel Richards von Trier ein Glas mit Gift 1521

Doctor / ist dirs ernst / wir wollen dir gerne vnser Kirchendienst leisten / Ich bin allen Juden hold vmb eines frommen Juden willen / der auß euerm Geschlecht / doch von einer keuschen Jungfrawen ennd alma, nach Esaie weissagung geboren ist / aber jr halt selten farbe.

Wie sich der Jude fein ernstlich vernemen ließ / fragt er wie er hieß / vnd wann er were. Jude nennet sich Michel von Posen. Mein Jude / spricht Doctor / man hat mich für eim Juden gewarnet des namens / aber du sihest vil zu einfeltig darzu. Drauff fehet Doctor am Tisch an / ein wunderbare Historien von demselben Juden zu sagen / der soll ich hie auch gedencken. Etliche Bischof ausserhalb des Römischen Reichs, halten ein heimlichen Rath mit Jud Michel von Posen / daß er unsern Doctor gifft beybrechte / vnd versprachen jeme tausent Gülden. Ob aber wol nur vier person in disem geheimen schalcksrath waren / dennoch lest der eine vnsern Doctor durch ein namhaffte Stadt warnen / die zeigt jm den namen, gestalt vnnd anschlag des Juden an / welcher willens sey / sich beim Doctor als ein wundermann / von vil Sprachen vnd grosser Erfahrung anzugeben, vnd mit jm zu essen. Über tische wölle er mit eim vergifften Bisemkopf spilen / vnd den in seinen Becher fallen lassen / vnnd den Doctor halb bringen / sich aber wölle er zuvor mit guter Erzney fürm gifft verwarnen. Doctor hat sein sach in hut auff dise Verwarnung / wie man auch ein zeitlang ein Wechter am Kloster hielt.

Mitler zeit kombt ein ander Jude mit ein / der gibt auß / er wölle die Bibel inn etlichen sprachen zu Witenberg drucken lassen / vil stück inns Doctors Warnbrieff treffen mit disem Juden ein / das schwarze haar war vngleich / jener sollte gelbe haar haben / darumb füret man disen Juden zum Balbirer / vnnd lest jn mit sehr scharpffer vnd efferer laug waschen / ob er sie mit Ziegeuner farb geschwertzt hatte. Der Meister helt so starck an / das der Jud darüber vnwillig wirdt / aber die farbe wollte nicht außgehen / drumb ließ man von dem Juden abe.

Vber sieben oder acht Jar / da man des Handelns nun schier vergessen / und Doctor sein Warnungsbrief verloren hatte / kombt der rechtschuldige Jud / gibt sich mit seiner geschwinden Sternseherkunst beim Herrn Philippo an / der bitt den Herrn Doctor zu sich / daß er den frembden Wundermann hören solle.

Vber Tisch lest sich Jud vernemen / wie ein geleerter vnd weit erfarener ebentheurer / vnnd thut guten bericht / von Türckischer / Indianischer / Armenischer / vnnd vil ander Religionen / vnd saget darneben / weil er so vil glauben gesehen / hab er Wittenberg auch besuchen wöllen. Er gint sich auch beim Doctor an / vnnd will daheim mit jm im Schacht ziehen / wie er alle sache mit fleiß auff Herodisch zuvor außkundschafft hatte. Man gehet heim / wie Doctor auf die vnterste staffel in seinem Hause tritt / fellt ihm ein / wie wenn das der Jud were / dafür ich gewarnet bin. Ich glaub auch / sagt Doctor / das mein Engel mich des erinnert / ich suchet den Brieff / den fand ich nimmer / doch fielen mit vil gemerck wider ein / die mit dem Juden eintraffen.

Wie Doctor frümorgen nach Torgaw reisete / befiehlt er / man soll in seim abwesen niemand in sein gemach lassen. Der Jud kombt des andern tags / aber man lest jn nicht ein. Mitler zeit bricht der Handel auß / man begint zu mummeln / es sey der bestellte Jude vnnd Meuchelmörder ankommen / da vernimmt der Jud recht / vnd verleurt sich in wenigen tagen.

Diser Jud / sagt Doctor Luther zu seinem Gaste / den ich an Tisch brachte / hieß eben wie du / vnd war dein Landsmann / ich hoffe aber du seyest nicht seiner Art / du sichst jm auch nicht ehnlich."

Daß aber dennoch Luther Gift beigebracht worden ist, bestätigt Mathesius (S. 174*).

„. . . Ich hab ihn auff ein zeit gefragt / ob jhm nie gifft beygebracht sey. One zweiffel / sagt er. Eine grosse Person hat sich vernemen lassen / es wölle keines an mir wirken. Ich wurd ein mal allhie zu Gast gebeten zu frembden leuten / wie ich heim kam / ward mir wehe und bange inn meim ganzen leibe / da ich schlafen ging / fleust ein vnlustiger schweiß von mir / vnd bekam ein schnuppe / mir troffen auch die augen / vnd ein schlammiger Wust rann mir aus den ohren / ich brach mich auch mit grosser beschwerung / vnd war kein gang an meinem leib / der sich nicht desmal eröffnet / das dienet mir zum guten vnd starken purgation / drauff ich zu morgens sehr lustig vnd gesund war. Dißmals hab ich gewißlich ein starck gifft bekommen / Aber der da spricht / wenn sie etwas tödliches trinken / wirdts jnen nicht schaden / der hat sein segen drüber gesprochen / vnd mich diß vnd ander mal auß allem vnglück errettet."

---

*) Das Buch des Mathesius mit diesen die Juden schwer belastenden Zeugnissen verschwand bis auf wenige Exemplare. Christian Juncker, der im 18. Jahrhundert in seinem Buche: „Das güldene und silberne Ehrengedächtnis des teuren Gottes-Lehrers Dr. Martini Lutheri" diese Stellen aus Mathesius zitiert hatte, wurde, wie mir von theologischer Seite ausführlich nachgewiesen wurde, vom Geheimorden mit Verleumdungen, Prozessen, Amtsenthebungen zu Tode gehetzt.

Wird es den Deutschen wohl allmählich glaubhaft werden, daß im tausendjährigen Jawehreiche die großen Deutschen von jüdischen Mordbuben heimlich umschlichen wurden, und daß die Brüder der Geheimorden Rom-Judas ihnen dienstbereit die Haustür dieser großen Deutschen öffneten?

Dieser Bericht wird zum Teil ergänzt, zum Teil wieder aufgenommen in einem anderen Buche, es heißt:

„Der Christliche Lutheraner / Stellet vor / Die Kirchen-Historien vom Jahr 1370. und was von selbiger Zeit darinnen ergangen. Darbey Königl. Majest. in Preussen und Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg Allergnädigste Verordnung / wie das jetzige Kirchen-Jubilaeum den 31. Octob. 1717 in Dero Landen soll gefeyret und gehalten werden.

Gedruckt im O tober Anno 1717." Dort heißt es:

Nr. 4. Historien / wie man D. Luthern mit Listen hat wollen umbringen und tödten / von ihm selbst zu Eißleben Anno 1546. erzehlet.

Anno 1520, nach dem Tode des Kaysers Maximiliani, ist einer gen Wittenberg zu D. Luthern kommen / und sich ausgeben / als wäre er des Kaysers Cantzler gewesen; Als nun D. Luther nach seiner Lection aus dem Collegio gangen / und ins Closter gewolt / da hat er dem Doctor die Hand gebothen / und begehret / sich mit ihme zu unterreden; Diesen hat der Doctor auch freundlich empfangen / und ihn auff seine Stuben geführet / da hat er gesaget: Mein lieber Herr Doctor, mich wundert / wie ihr möget so kühne seyn / und Jedermann so leichtlich die Hand bieten / es könnte einer eine Büchse im Ermel haben / und eine Kugel in euch schießen / ich bin jetztund allein bey euch. Darauff der Doctor geantwortet: Wie wolte einer davon kommen / der solches thäte / er müste dennoch seinen Leib auch daran setzen und sterben? Da hat derselbige Mann gesprochen: Wenn ich euch erwürgete / und gleich darüber auch umkäme / so machte mich doch der Papst zum Heiligen / und euch zu einem Ketzer / den er übergebe dem Teufel. Da solches der Doctor gehöret / hat er sich etwas für ihme entsetzt und gefürchtet / und seinen Diener Wolffen geruffen; Aber derselbige Mann war bald von D. Luthern weggangen / und sich auch aus der Stadt davon gemacht. Diesen hat auch der Doctor für einen Verräther und Mörder gehalten / daß er abgefertigt sey / ihm umzubringen / aber Gott hat ihm den Muth genommen / daß er nichts hat können ausrichten. Fol. 24. fac. 2.

Eine andere Historia.

Um dieselbige Zeit haben etliche Bischöffe in Pohlen / einen Doctor der Artzney mit Gelde bestochen — dem sie 2000. Gülden verheißen / und verordnet, daß er D. Luthern mit Gift umbringen und tödten solte / deß er sich denn zuthun bewilliget; Aber dieselbigen Bischöffe hatten einen andern Doctor der Artzney bey sich / dem sie solches / als ihrem vertrautem Freunde offenbahret / der denn / durch die von Breßlau in der Schlesien / D. Luther warnen / und anzeigen hat lassen / es würde ein Jude kommen / so sich Franciscum nennete / und für einen Medicum ausgebe / und sehr viel Sprachen könne / und ein hochberühmter Astrologus seyn wolte; Also seine Person fein beschrieben / daß er geele Haar haben / it. wohl bekleidet / würde auch ein höfflicher und erfahrner Mann seyn / für dem solte er sich hüten / denn er gedächte ihn mit Gifft umbzubringen.

Auff diesen Gast hat nun D. Luther mit Fleiß gewartet / aber über ein Jahr kömmt einer von Prage gen Wittenberg / und gesellet sich zu D. Luthers guten Freunden / und ward auch mit ihm bekannt / der ließ sich vernehmen / er wolte einen Ring / oder einen Biesen-Apffel / in einen Becher werffen / und D. Luthern zutrincken / wäre Gifft im Becher / so solte es ihme nicht schaden / denn er wolte ein Antidotum dafür zu sich nehmen. Da er nun / als wäre er der Franciscus aus Pohlen / in Verdacht bey vielen kam / ward er gewarnet / daß er sich aus der Stadt trollen solte / welches er denn thäte.

Nicht lange hernach kömmt ein Jude gen Wittenberg zum Aurogallo, und wolte durch denselbigen des Doctoris Bekänntniß haben / gab sich für einen Astrologen aus / wolte auch viel Sprachen wissen / und hat alle Wahrzeichen an ihm / so die von Breßlau zuvor von dem Francisco aus Pohlen / geschrieben hatten / allein seine Haare waren braun. Nun hatte D. Luther gedacht / er hätte die Haar also gefärbet / und ließ ihn gefänglich einziehen / und mit scharffe Lauge gewaschen; Als nun der Jude dafür erschrocken / und nicht wuste / warum man ihn gewaschen hatte / gleichwohl seine Haare braun blieben / und unschuldig befunden ward / ließ man ihn einen Uhrfriede schweren / und gab ihn der Gefängniß los.

Über fünff Jahr kommt erst der Impostor aus Pohlen gen Wittenberg / war wohl bekleidet / und zeucht zu Philippo Melanchthone zur Herberge ein / denn er vernommen / daß Philippus

Melanchthone lust zur Astrologia hatte / dieweil er sich aber gegen Philippo Melanchthone vernehmen lassen / er wolte gerne D. Luthern sehen / und mit ihm Freundschaft machen / so hat Philippus D. Luthern zu Gaste gebeten, Über Tisch hat der Pohle vieler Fürsten und Herren Geneses auswendig erzehlet / und sein Judicium drauff gesaget / auch von der Türcken und Tartern Religion geredet / denn er fast die gantze Welt durchreiset war / und konte sich gar freundlich gegen den Leuten stellen / war auch von lieblichen lustigen Gespräche / daß ihm Jedermann mit Freuden zugehöret / und D. Luther selbst ein großes Gefallen zu ihme getragen.

Aber wie der Doctor aus solcher Abendmahlzeit gangen / und sich unterwegens über dieses Menschen Höfflichkeit / Künste / Freundlichkeit und Geschicklichkeit sehr verwundert / und ins Closter an seine Treppen kommen / da fället dem Doctor ein / was ihm von denen zu Breßlau zugeschrieben sey / und der Herr Doctor sagte / die Engel müstens ihm eingegeben und erinnert haben / denn sonst hätte ers gar vergessen gehabt / denn alle Wahrzeichen übereingestimmet / und der Schalck hatte auch zu ihm gesagt: Herr Doctor könnet ihr im Schacht ziehen / ich will zu euch kommen und mit euch spielen? Aber der Herr Doctor war des Morgens frühe nach Torgau gereiset / und im Closter befohlen / daß man seines Abwesens wegen ihn nicht solte einlassen. Dieweil nun der Doctor zu Torgau ist / so kömmt der Pohle ins Closter und fraget / wo der Doctor seine Schlaff-Kammer habe / und hatte andere Gelegenheit mehr ausgeforschet.

Da man solches dem Herrn Doctor in seiner Wiederkunfft berichtet / hat er Philippus Melanchthonem und den Hauptmann zu Wittenberg zu sich holen lassen / und ihnen seinen Argwohn und Verdacht von diesem Francisco, daß er gen Wittenberg kommen wäre / ihn zu erwürgen / offenbahret / da ist derselbe Franciscus für den Hauptmann erfordert / und solches ihm fürgehalten worden / aber er hats zum höchsten verneinet / auch sich entschuldigt / er wäre kein Jude / sich auch erboten / er wolte das Praeputium weisen / und fürgeben / er wäre darum gen Wittenberg kommen / daß er wolte eine Bibel allda in sieben Sprachen drucken lassen. Da ihn nun der Hauptmann mit guten von sich kommen ließ / und das Gerüchte von seinem Bubenstücke ausbrach / und er bey ehrlichen Leuten in hohen Verdacht kam solcher Verräterey halben / die sich seiner gar äußerten / hat er sich heimlich wieder von Wittenberg gemacht.

Und hat der Herr Doctor darauf gesaget: Er gläube / daß ihrer viel gegen Wittenberg geschickt wären / ihn umzubringen / aber Gott hätte dieselbigen Buben alle erschrecket / daß sie ihme kein Leid hätten thun müssen; Er hat auch gesaget / daß ers für wahr dafür halte / daß offt die Predigt-Stühle und Lehnen / darauff er gepredigt habe / sind vergiftet gewesen / noch habe ihn der Allmächtige Gott wunderbarlich behütet. Es sagte D. Luther auch dasselbigemal zu Eißleben / er gläube / daß er offt Gifft getrunken habe / und es hat ihm nicht müssen schaden / und gewiß habe er Gifft bekommen / da er einmahl zu Wittenberg in einem Convivio gewesen / und des Nachts zu Hause gehet / wird er im Bette kranck / und fühlet große Wehetage / hebet an dreymahl nacheinander sich zu brechen / und hat bald darauff sechs große Sedes, in derselbigen Stunde bekömmt er auch einen hefftigen dünnen Catharrum, darauf ein unermeßlicher großer Schweiß gefolget / der gar übel gestunken hatte. Es war kein Löchlein an seinem gantzen Leibe gewesen, / da nicht etwas herausgegangen wäre / aber es hatte ihme nicht geschadet.

Unendlich tief unter den jüdischen Mordbuben, die zum mindesten um ihres Volkes Weltherrschaftsziele willen solche Freveltaten auf sich nahmen, steht die Schauergestalt des Br. Melanchthons vor uns, der den Freiheitkampf des Deutschen Volkes verraten hatte, der dann Luthers Abwehrkampf gegen die Juden verriet, deren Mordanschläge förmlich begünstigte und der, wie wir im weiteren sehen werden, den Kampf gegen die Geheimorden und gegen Rom schon zu Luthers Lebzeiten und nach dessen Tode erst recht verriet.

5. Luthers Tod unter den Teufeln von Eisleben.

War der unerschrockene, wahrhaftige, freie Deutsche Mann Luther von den Mordbuben jüdischen Blutes schon sein Leben lang umlauert, weil er Volkserhalter und somit eine „Gefahr" für unsere Todfeinde bedeutete, so können wir uns nicht wundern, daß sein allmähliches Eindringen in die jüdischen Geheimlehren und die darauf zwangsläufig folgende Judenfeindschaft und offene Predigt der Abwehr der jüdischen Vernichtungwut ihn zur erhöhten Gefahr des „auserwählten Volkes" machte und sie ihn mit ihren Mordplänen noch mehr verfolgten, als sie es zuvor schon getan hatten, denn

seine Abwehr faßte er in Worte, die den grimmigsten Judengegner von heute geradezu als Judenfreund erscheinen lassen. Seine tatkräftige Natur fand es selbstverständlich, dem im Juden für sein Volk drohenden Unheil auch durch die Tat zu steuern. Neben den aufklärenden Predigten arbeitete er, um die Fürsten zur Vertreibung der Juden aus Deutschland zu bewegen, unbekümmert um die Erschwernisse, die Melanchthon ihm durch seinen Verrat auf der Tagung in Frankfurt geschaffen hatte.

Auf dem Tridentiner Konzil gibt der Jude und Jesuitengeneral Lainez die Antwort in Hetze gegen den Ketzer. Neue Mordpläne werden auch dort wieder geschmiedet worden sein. Eine seltsame Bitte trat da im Dezember 1545 an Luther, den Reformator. Die Grafen von Mansfeld baten ihn, bei ihrem Rechtsstreit in Eisleben zugegen zu sein. Er schlägt es erst ab, läßt sich aber Mitte Januar 1546 dennoch bewegen, nach Eisleben zu kommen. Er kam nicht wegen des ihm ganz gleichgültigen Rechtsstreites der Grafen, der nicht von Theologen, sondern von Rechtsgelehrten beraten und entschieden werden mußte. Nein, er kam, wie es die Briefe an seine Frau klar beweisen, weil sein Abwehrkampf gegen die Juden ihm wichtiges Handeln in Eisleben aufgab. Die Grafen freilich waren von dieser Absicht Luthers vorher nicht unterrichtet worden.

Es war eine ganz merkwürdige Zumutung, die die Grafen dem 62jährigen Reformator da stellten, wegen der großen Strapazen, die damals die Reise mitten im Winter mit sich brachte! Was Luther als Pfarrer bei diesem juristischen Handel sollte, fragten sich auch seine Zeitgenossen vergeblich. Sie schreiben, daß er sich in „weltliche Händel sonst nie gemischt hätte" und deshalb auch die Bitte erst abschlug. Die Einladung überrascht um so mehr, als Luther sich sehr scharf gegen die Aufnahmebewilligung ausgesprochen hatte, die die Grafen Mansfeld für hohe Gelder den Juden gewährt hatten.

Die mehrtägige Reise war so reich an Anstrengungen (siehe J. L. Pasig, „Doktor Martin Luthers letzte Lebenstage", Leipzig 1846), daß Luther entweder damals noch gesund und rüstig gewesen sein muß, so daß man ihm Derartiges um eines persönlichen Rechtshandels willen, der ihn gar nichts anging, zumuten durfte, oder aber die Reise bedeutete eine ungeheuerliche, unverantwortliche Gefährdung des 62jährigen Luther!

Im Dorfe Rißdorf hat denn auch Luther, bald nach der lebensgefährlichen Kahnüberfahrt über das Hochwasser der Saale bei eisigem Sturmwind, einen Schwächeanfall und Brustschmerzen. Er erholt sich aber rasch und ist in der ganzen Zeit nach seiner Ankunft in dem gräflichen Gasthause in Eisleben „frisch und gesund". Er nimmt täglich an den Gerichtsverhandlungen teil, und seine fröhlichen Tischgespräche ebenso wie seine scherzreichen Briefe an seine Frau bis zum Todestage zeigen seine Heiterkeit und gute Laune.

Zum ersten Male seit der Veröffentlichung seiner judengegnerischen Kampfschriften ist er nun wieder in einem Landstrich, in dem Juden wohnen, und sofort beginnt er sein Wirken für deren Vertreibung. Er schreibt an seine Frau am 1. Februar:

> „Wenn die Hauptsache" (des Grafenstreites) „geschlichtet wäre, so muß ich mich dranlegen, die Juden zu vertreiben."

Wie ernst und heftig dieser Kampf aber wurde, geht aus seinem Brief vom 10. Februar an seine Frau hervor (siehe Pasig); darin heißt es:

> „Ich denke, daß die Hölle und ganze Welt müßte ledig sein von allem Teufel, die vielleicht alle um meinetwille hie zu Eisleben zusammen gekommen sind, so fest und hart steht die Sache. So sind auch die Juden bei 50 in einem Hause, wie ich dir zuvor schon geschrieben. Jetzt sagt man, daß zu Rißdorf, hart vor Eisleben, daselbst ich krank ward im Einfahren, sollen aus- und einreiten bis 400 Jüden. Graf Albrecht, der alle Grenzen um Eisleben her hat, der hat die Juden so auf seinem Eigentum ergriffen, preisgegeben. Noch will ihnen niemand nichts tun. Die Gräfin zu Mansfeld, Witwe von Solms, wird geachtet als der Juden Schützerin. Ich weiß nicht, ob

es wahr sei. Aber ich habe mich heute lassen hören, was meine Meinung sei. Gröblich genug, wenn sonst helfen soll. Betet, betet, betet, und helft uns, daß wirs gut machen. Denn ich heute den Willen hatte, den Wagen zu schmieren in ira mea" (in meinem Zorn).

Aus diesem Brief geht klar hervor, welch erbitterten Kampf er in Eisleben gegen die Juden führte, und wie sehr sie darum wußten!

Am 14. Februar, vier Tage vor seinem Tode, predigt er von der Kanzel und warnt vor den Juden. Wir entnehmen dem Werke: „Vier Predigten des Ehrwirdigen Herrn D. Martin Luthers zu Eisleben vor seinem abschied aus diesem Leben gethan. Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Lufft, 1546. Aus dem denkwürdigen Schlusse dieser Predigt die Worte:

„UBer andere / habt jr auch noch die Jüden im Lande / die da grossen schaden thun. Nu wollen wir Christlich mit jnen handeln / vnd bieten jnen / erstlich den Christlichen glauben an / das sie den Messiam wollen annemen / der doch jr Vetter ist / vnd von jrem fleisch vnd blut geboren / vnd rechter Abrahams same / des sie sich rhümen. Wie wol ich sorge trage / das Jüdische blut sey nu mehr wesserig vnd wild worden / Das sollt jr jnen erstlich anbieten / das sie sich zu dem Messia bekeren wollen / vnd sich teuffen lassen / das man sehe / das es jnen ein ernst sey / Wo nicht / so wollen wir sie nicht leiden. . . .

NO ists mit den Jüden also gethan / das sie vnsern HErrn Jhesum Christum nur teglich lestern vnd schenden / Die weil sie das thun / vnd wir wissens / so sollen wir es nicht leiden / Denn soll ich den bey mir leiden / der meinen HErrn Christum schendet / lestert vnd verflucht / so mache ich mich frembder Sünden teilhafftig. So ich doch an meinen eigenen Sünden genug habe / Darumb solt jr Herrn sie nicht leiden / sondern sie weg treiben. Wo sie sich aber bekeren / jren Wucher lassen / vnd Christum annemen / so wollen wir sie gerne / als vnser Brüder halten.

ANDers wird nicht draus / denn sie machens zu gros / Sie sind vnser öffentliche Feinde / hören nicht auff / vnsern HErrn Christum zu lestern / . . . / Vns heissen sie Wechselbelge / oder mahlkelber / vnd wenn sie vns kondten alle tödten / so theten sie es gerne / Vnd thuns auch offt / sonderlich die sich vor ärtzte ausgeben / ob sie gleich je zu zeiten helffen / Denn der Teufel hilffts doch zuletzt versiegeln / So können sie ärtzney auch / so man in Welschland kan / da man einem eine gifft bey bringet / davon er in einer stund / in einem Monat / in einem Jar / ja in zehn oder zentzig jaren sterben mus / Die Kunst können sie.

DArumb seid unverworren mit jnen / als mit denen / die da nichts anderes bey euch thuen / denn das sie vnsern lieben HErrn Jhesum Christum grewlich lestern / stehen vns nach leib / ehre vnd gut. Noch wollen wir die Christliche liebe an jnen vben / vnd vor sie bitten / das sie sich bekeren / den HErrn annemen / den sie vor vns billich ehren solten / Welcher solchs nicht thun wil / da setze es in keinen zweivel / das der ein verböster Jüde ist / der nicht ablassen wird Christum zu lestern / dich aus zu saugen / vnd wo er kann zu tödten."

Zwei Tage nach dieser Predigt, am 16. Februar, hat er noch Wolff Schreck und Joachim von Barby zu Tisch geladen und führt mit ihnen lange Tischgespräche. Seine Abreise ist für die nächsten Tage angesetzt.

Am 17. erkrankt Luther, am 18., nachts um 3 Uhr, ist er tot.

Dr. med. Ratzeberger, der kurfürstliche Leibarzt, schreibt, daß Luther noch am Abend vor seinem Tode mit Jonas und Cölius „heimlich guter Dinge" gewesen sei. Der Katholik „Civis Mansfeldentis" (siehe De actis et sccribtis Lutheri 1565 p. 928 ff.) von Cochäus, führt das Zeugnis von Jonas und Auri Faber an, daß Luther am 17. Februar noch tüchtig gegessen und getrunken hätte und „vergnügter denn je gewesen sei". Die zuverlässigste Schilderung seines plötzlichen Todes ist die des Predigers Justus Jonas, der Augenzeuge seines Ablebens war.*) Er berichtet:

„. . . Aber gestern, mittwochs nach Valentini, den 17. Februarii ist er aus bedenken des fürsten von Anhalt und grafen Albrechts, auch uff unser bitten und vermahnen, den fürmittag in seinem stüblein blieben, zu den hendln nit gangen, im stüblein aber ausgezogen seiner Bein-

*) Siehe „Vom Christlichen abschied aus diesem tödlichen leben des Ehrwürdigen Herrn D. Martini Lutheri / bericht / durch D. Justum Jonam M. Michaelem Celium / und ander die dabey gewesen / kurz zusammen gezogen." Wittemberg, Anno M. D. XL VI.

kleider im scheublein umbher gangen, je zu zeiten zum Fenster hinaus gesehen und gebett, so emssig, daß wirs auch, die bei ime in der stuben gewesen, gehört, doch imer fröhlich gewesen, je zu zeiten ein wort hören lassen: „doctor Jhonas und herr Michl, ich bin hie zu Eisleben geborn und getauft, wie wenn ich hie bleiben sollt? Gedachte nechtsdiesen mittwochs aber hat der dannach nit in seinem stüblein, sondern danieden in der großen stuben malzeit gehalten, vil und von schönen sprüchen in der schrift über tisch gereth, auch in gemeinen Reden eins oder zwei gesagt: „Wann ich meine lieben Landsherrn die grafen vertrag und wils got dise reiß ausricht, so will ich heimzihen und mich in den sarck schlaffen legen und den würmern einen guten feisten doctor zu verzeren geben." Nechten desselben mittwochs aber vor dem abentmal hat er angefangen zu klagen, es druckte ihm auf der prust, aber nit zum herzen, hat er begehrt, ihm mit warmen tuechern zu reiben, darnach gesagt, das drucken lasse ein wenig ab, hat die abentmalzeit aber danieden in der großen stuben gehalten und gesagt „allein sein bringet nit frölikeit", über dem abentmal zimlich gessen und fröhlich gewesen, auch mit scherzreden. Nach demselben abentmal hat er sich wieder etwas geklagt, es drucke ihm auf der prust, warme tuecher begert, haben die hern und wir den arzt wollen holen lassen, magister und doctor, hat ers verboten, und etwa zwu- oder drithalb stund uffm ruhebettlein geschlaffen, haben wir herr Michel Celius, ich Jhonas, der wirt, stattschreiber zu Eisleben und die wirtin, seine zwen kleine söhne, ungeverlich bis halbe eilfe bei ime gewacht. Da hat er begert, man sollt ihme das bett in der kammer wermen, welches alles mit großem fleiß geschehen, und haben im zu bett bracht, ist Michel Celius in der kamer dabei gelegen aber sein diner Ambrosius, so von Wittenberg mit ihm komen, und ich doctor Jhonas, seine zwen klein söhne und die diner sind bei ihm in der kamer gelegen. Ungeverlich umb eilfe ist er eingeschlaffen, geruhet mit natürlichem schnauben. Darnach, gnedigster herr, umb ein hor in der nacht, hat er den diner Ambrosium und mich doctor Jhonas aufgerufen, erst dem diner gesagt, „mach das stüblein warm" als der diner aber geeilt und das stüblein allbereit warm gewesen, als die ganze Nacht darauf bereitet, hat er zu mir gesagt: „O herr Got, doctor Jhonas, wie ist mir so übel, mich drückts so hart ump die prust, o, ich werde zu Eisleben bleiben." In dem ist Ambrosius und wir alle zugelaufen, ihm aus dem beth geholfen. Als er ins stüblein komen, ist er noch einmal umbher gangen, darnach aber warme tuecher begert, holen wir eilents bede erzt in der stat, und lassen doctor aufwecken, welche auch eilents komen, desgleichen m. g. h. graf Albrechten lassen wecken, welcher bald mit der Grefin gelaufen komen aquaquietis und des doctors erznei und alles versucht. Da hat der herr doctor angefangen zu beten . . . In dem, gnedigster herr, als die erzt und wir die besten sterckung breuchteten, begunste er einmal stil zu schweigen als sünke er dahin und auf unser hefftig rufen und rutteln nichts zu antworten: In dem aber, als die grefin ime aquaquietis einstreichen und die erzte, begunste er wieder zu antworten, doch schweglich, herr Michel Celio und mir doctori Jhonas, jha und nein, und da wir ihm beide anschrieen und fragten: „Allerliebster vater, ihr bekent ja Christum den Sohn gottes, unsern heilandt und erlöser", sprach er noch einmal, daß mans hören kunth, eben stark: „Ja." Darnach war ihm stirn und angesichts kalt, eben wie hart man rief, ruttelte und mit taufnamen nennet „doctor Martine", antwortet er nicht mehr, that ein sanft adem holen und seufzen mi gefalten in einander geschlagen henden, und, gnedigster herr, das wir mit betrübten herzen und vilen threnen klagen, ist also in Christo entschlafen ungeverlich zwischen zwei und dreien in der nacht gegen den morgen. . . ."

Luther starb also nicht an einem Schlaganfall. Die einzige Todesursache, die für mich als Mediziner nach Zusammenstellung aller Quellen über Tod und Krankheiten der letzten Lebensjahre in Frage kommt, ist Herzschwäche. Doch hierzu stimmt nicht ganz die Rüstigkeit und Frische, die er in Eisleben zeigt! Er schreibt selbst, daß er „frisch und gesund" sei, seine Tischgespräche geben Zeugnis von fröhlichster Stimmung. Er zeigt sich der Anstrengung einer Predigt vier Tage vor seinem Tode und des täglichen Besuches der Rechtsverhandlung bis zum Tage vor dem Tode voll gewachsen, empfängt noch einen Tag vor dem Tode Tischgäste und ist fröhlich mit ihnen.

So kann sich ein Mensch kurz vor einem Schlaganfall zwar benehmen, aber so benimmt sich nicht ein von tödlicher Herzschwäche so ernst bedrohter Mensch!*) Auch spricht gar manches in dem Bericht des Predigers Jonas gegen die Diagnose „Herzschwäche". Wohl aber stimmt die Schilderung überein mit den Folgen der im Mittelalter häufig

*) Das Aetkali, das sich Luther für das Offenhalten seiner „Fontanelle" am Schenkel von Melanchthon schicken ließ, zeugt nicht etwa von Krankheit in Eisleben, sondern nur für die damalig herrschende Anschauung, daß eine offengehaltene Fontanelle vor Herzbeschwerden schütze.

angewandten Vergiftungart, die in jener Zeit leider keine Seltenheit, sondern eine übliche politische Waffe, besonders bei Geheimorden, war.

Erwähnt sei noch, daß ich in den Quellen dreierlei verschiedene Angaben Philipp Melanchthons über die Todesursache fand. Einmal gibt er an, die Säfte hätten vom Magen aus gedrückt. Ein andres Mal, Luther sei an den Säften in der Brust erstickt (man vergleiche den ruhigen Schlaf „mit natürlichem Schnauben" fünf Stunden vor dem Tode!), und das drittemal sagt er, Luther sei an Cardiognum gestorben. Br. Melanchthon verhält sich also ganz genau wie Br. Heinrich Voß nach dem Tode Schillers, der vielerlei einander widersprechende Berichte gab.

Wenn mir geschrieben wird, Luther sei schon vor Eisleben „ein ganzes Jahr schwer krank gewesen", und deshalb habe ja auch Frau Luther ihre drei Söhne mit auf die Reise gegeben, so ist dem entgegenzuhalten:

1. War Luther wirklich schwer krank, so hätte Melanchthon, der ihn ärztlich behandelte, die mehrtägige Winterreise verhindern müssen, denn Luthers Leben war doch wichtiger als der Zank der Grafen. Hat doch Luther seinerseits zu gleicher Zeit verhindert, daß Melanchthon zu einer Disputation reiste, weil er „für die Strapazen der Winterreise nicht gesund genug" sei!

2. Der Bericht des Zeitgenossen Luthers, des Magisters Wanckel aus Wörlitz, beweist das Gegenteil, daß nämlich Luther gesund war, denn er sagt, Luther habe die letzten fünf Monate seines Lebens (Wintermonate!) in vier Bistümern mehr gepredigt als sonst in „etzlichen Jahren".

3. Frau Luther gab nicht einen Arzt mit als Begleiter des Kranken, sondern drei Söhne als Schutz vor Gefahr eines Feindangriffes, das geht deutlich aus dem angeführten Brief Luthers und aus dem des 1. Februar (s. Pasig) hervor. Dort sagt Luther:

„Ich bin ja schwach gewesen auf dem Weg hart vor Eisleben, das war meine Schuld, aber wenn Du wärest dagewesen, so hättest Du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes schuld gewesen, denn wir mußten durch ein Dorf, da viel Juden inne wohnen."

Auf den von Angst und Sorge erfüllten Brief seiner Frau vom 10. Februar berichtet er nicht etwa von seinem Befinden, sondern erzählt von Gefahren jähen Unfalles. So muß also die Sorge der Frau sich mit solchen Möglichkeiten befaßt haben.

Er antwortet ihr:

„Wir danken uns gar freundlich für Eure große Sorge, davor ihr nicht schlafen könnt, denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehret haben in unser Herberg hart vor meiner Stubentür und gestern ohne Zweifel aus kraft Eurer Sorge hat uns schier ein Stein an den Kopf fallen und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unser heimlichen Gemach wohl zu zween Tagen über unserm Kopf rieselte. Kalk und Leimen. Bis wir Leute zur Hilfe nahmen, die den Stein nur berühreten mit zwei Fingern, da fiel er heraus, so groß als ein lang Kissen und zwei Hand breit, der hatte im Sinn, eurer heiligen Sorge zu danken."

Eigenartige Zustände, selbst für jene Zeiten, die da im gräflichen Gasthause für die Sicherheit des großen Reformators sorgten! — Unerwähnt soll endlich nicht bleiben, daß in allen Quellen von der Einreise Luthers in die Grafschaft Mansfeld der für den Leser verblüffende Satz steht:

„An der Mansfeldischen Grenze wurde Luther von 113 Pferden abgeholt."

Es würde doch etwa das Geleite von Hofleuten oder Karossen erwähnenswerter sein als nur die Pferdezahl! Der in der Kabbalalehre der Gematria eingeweihte Jude und Freimaurer erhält aber hierdurch sinnvoll die Andeutung, daß hier die „geheime Hand" der „unbekannten Väter" die Absicht hatte, in ein Menschenschicksal einzugreifen im Dienste Jahwehs, des dreimal heiligen Baumeisters der Welten!

Die Katholiken, die bekanntlich glauben machen wollen, Luther habe sich am Bettpfosten erhängt, führen in ihrem Berichte auch an, daß die Verwesung des Leichnams trotz der herrschenden eisigen Kälte so rasch vor sich ging, daß die Professoren der Universität Wittenberg nicht, wie beabsichtigt, den Sarg selbst vom Stadttor bis zur Schloßkirche tragen konnten, weil trotz des Metallsarges der starke Geruch der Leiche daran hinderte. Wenn wir dabei bedenken, daß Luther nach seiner Totenmaske und dem Abguß seiner Hände (s. unten) gar nicht etwa die Aufgedunsenheit und das hohe Körpergewicht gehabt haben kann, wie Berichte und Bilder dies melden wollen, damit eben sein Tod „durch Schlaganfall" glaubhaft wird, so kann diese Verwesung bei Eiseskälte nur gegen jene Behauptung, Luther habe sich erhängt, zeugen, wohingegen der Verdacht, daß er vergiftet worden ist, sich erhöht. Das zu Luthers Zeiten und später auch bei den Jesuiten beliebte Gift hat, wie öfter in Geschichtquellen betont ist, besonders rasche Verwesung im Gefolge gehabt. Hieraus erklärt sich bekanntlich die Drohung der Jesuiten gegen Papst Clemens XIV., die sehr eigenartig lautet. Als dieser Papst den Jesuitenorden verboten hatte, prophezeiten die Jesuiten seinen Tod und fügten hinzu, niemand werde der Leiche die Füße küssen können. Tatsächlich ist der Vergiftete so rasch verwest, daß dieser Ritus ausfallen mußte. Angesichts dieser Tatsache und der Giftmordversuche gegen Luther, die Mathesius berichtet hat, ist uns der Bericht von der auffällig raschen Verwesung Luthers von großer Bedeutung.

Tatsache ist jedenfalls, daß Luther in einem Zinnsarge überführt wurde, der nicht so leicht wieder zu öffnen war, wie etwa ein zugenagelter Holzsarg. Daraus ergibt sich, daß eine Fama, von der wir im folgenden Abschnitte sprechen werden, sehr verräterisch ist und jedenfalls nicht die Meldung der raschen Verwesung zu entkräften geeignet erscheint.

Luther schrieb in seinem Briefe vom 10. Februar (s. o.), daß die Gräfin Mansfeld v. Solms als der „Juden Schützerin" erachtet werde, und ein Fremdenführer unserer Tage durch die Stadt Eisleben, dessen Verfasser ungenannt bleibt, berichtet:

> „Rechts Grabmal des Grafen von Mansfeld (den Thomas Münzer in seiner Burg ausräuchern wollte und der den gefangenen Münzer dafür foltern ließ), links gegenüber das Grabmal seiner Frau Dorothea, geborene Gräfin von Solms, einer in der Arzneikunde überaus bewanderten Frau, deren selbstbereitete Medikamente Luther in seinen letzten Stunden gereicht wurden."

Also dieselbe Frau, die Luther bei seinem Kampfe gegen die Juden als Gegnerin am Hofe zu fürchten hatte, der zum Trotz er dennoch den Kampf aufnahm, reicht ihm wenige Tage später die selbstbereiteten Arzneien! Sicherlich werden ihre Freunde, die bedrohten Juden, ihr nur heilsame Arzneien für den gefährlichen Antisemiten geraten haben, sicherlich trugen sie ihr alle lebenserhaltenden Medikamente zu. Wenn Luther dennoch wenige Stunden nach dem Einnehmen solcher Mittel starb, so ist das keineswegs Schuld der Juden und ihrer Schützerin, der Gräfin Mansfeld!!

Alles in allem ergibt eine gründliche Untersuchung aller Nachrichten und Begleitumstände, daß wir auf gar keinen Fall behaupten können, daß Martin Luther eines natürlichen Todes gestorben ist. Am 19. Februar hielt in der Pfarrkirche St. Andreas in Eisleben Justus Jonas die Leichenpredigt von derselben Kanzel, von der Luther fünf Tage vorher seine letzte Predigt (die heute im Judenkalender, im Kadimaverlag in Petrograd steht, die aber ein protestantischer Laie nicht erfährt!) hielt. Wie ernst hatte er darin vor den Juden gewarnt:

> „... welcher (Jüd) solchs nicht thun wil / da setze es in keine zweifel, das er ein verböster Jüd ist / der nicht ablassen wird, Christum zu lestern / dich aus zu saugen, und wo er kann zu tödten."

6. Das Schicksal der Gebeine Luthers.

Justus Jonas schildert uns mit großer Gewissenhaftigkeit alle Feiern vor Überführung der Leiche in Eisleben, dann bei der Fahrt nach Wittenberg in verschiedenen Orten, und endlich in Wittenberg selbst. Über jede Ehrung des Toten ist er glücklich, erachtet es für sehr wichtig, daß auch viel Hochadel unter den Leidtragenden ist, usw. Sein Bericht läßt erkennen, was in den Christenvölkern absichtlich überwichtig genommen werden sollte, damit ein vom Geheimorden durchgesetztes Verbrecherbegräbnis (wie bei Lessing, Mozart und Schiller) die Bruderschaft um so mehr erschrecken und verängstigen konnte. In Wittenberg hält Bruder Melanchthon am Sarge Luthers in der Schloßkirche eine Totenrede in lateinischer Sprache, obwohl Luthers Reformation zum gut Teil gerade der Einführung der Muttersprache bei den Gottesdiensten und Feiern gegolten hatte. Der Bruder weiß auch von dem heftigen Charakter in dieser Oration ein Wörtlein einzuflechten und auch die Weisheit Gottes zu preisen, die die Propheten abberuft und dann sanftere Propheten an Luthers Statt setzt*).

Diese Totenfeier widersprach dem Fluch der Geheimorganisationen Rom-Judas über die Gemordeten.

Luther war, als er starb, der „mächtigste Mann" Deutschlands, die Geheimorden andererseits waren noch viel zu wenig ausgebreitet. Es hätte ein „Verbrecherbegräbnis", wie wir es bei Lessing, Mozart und Schiller angeordnet und durchgeführt sehen, hier noch gar nicht erstrebt werden können. So kann die Art der Beisetzung Luthers nichts gegen die Wahrscheinlichkeit eines durch die „unsichtbaren Väter" angeordneten gewaltsamen Todes beweisen. Gar sehr aber erhärten die Vorgänge nach der Beisetzung Luthers unseren Indizienbeweis. Immer wieder mußte man die Einwohner Wittenbergs darüber beruhigen, daß die Fama unrichtig wäre, die da sagte, Luthers Gebeine seien gar nicht in der Schloßkirche unter der Bronzeplatte, die seine Grabstätte angibt. Die Katholiken gaben immer wieder an, daß die Leiche Luthers schon im Jahre 1547 fortgeschafft und anderswo sei. In der Schrift „Die Schloßkirche zu Wittenberg" von Alfred Schnitt, Verlag Max Senf, 1921, lesen wir, daß ein ganz falsches Alter auf dieser Bronzeplatte steht, nämlich, das Alter von 63 Jahren 2 Monaten und 10 Tage, statt 62 Jahre, 3 Monate und 8 Tage. Dies würde dafür sprechen, daß das Jahr 1747 dieses Geheimbegräbnisses als das Todesjahr auf der Bronzeplatte gerechnet wurde. Denn bei der Person Luthers und einer so genauen Tages-, Monats- und Jah-

*) Br. Melanchthon hat außer dieser feierlichen lateinischen Ansprache in der Schloßkirche Wittenbergs noch eine andere Nachpredigt auf Luthers Charakter gehalten, als er zwei Jahre nach Luthers Tode sich bei dem einflußreichen Berater des Kurfürsten von Sachsen, Christoph von Carlowitz, einschmeicheln wollte. Diese Predigt ist eine unverschämte Verleumdung seines „Freundes" Luther und so recht dem Charakter dieses Heuchlers und Verleumders Deutscher Freiheitkämpfer entsprechend. Wir lesen in Oncken, Band 3, Seite 809, in dem Abschnitt Bezolds:

„Und am 28. April schrieb an den einflußreichsten Berater des Kurfürsten, Christoph von Carlowitz, Melanchthon jenen berüchtigten Brief, worin er allerdings seine Einwendungen gegen das Interim nicht ganz verbarg, aber zugleich um die eigene Fügsamkeit so stark als möglich herauszustreichen, das Andenken seines großen Freundes beschimpfte. „Ich habe ja", äußert er, „schon ehedem eine recht häßliche Knechtschaft erduldet, da Luther oftmals mehr seiner Natur, in welcher eine nicht geringe Streitsucht steckte, als seiner Würde oder dem gemeinen Nutzen Rechnung trug." Er wies jede Urheberschaft an der neuen evangelischen Kirche von sich, die er für einen bloßen Notbehelf erklärte, und erinnerte daran, wie ungemein sympathisch ihm in seiner Knabenzeit die katholischen Zeremonien gewesen seien. Carlowitz beeilte sich, den Brief zu verbreiten, der, obwohl ein Gemisch von Aufrichtigkeit und Lüge, doch als vollgültiges Zeugnis von der Herzensmeinung des Reformators aufgenommen ward."

resangabe des Alters ist sicher ein „Irrtum" nicht Ursache der Falschmeldung auf der Platte.

Wir lesen in derselben Schrift, daß der Konservator der Lutherhalle, Jordan, Direktor des Kgl. Prediger-Seminars, dem Verfasser des Führers durch die Schloßkirche die Angaben macht:

„der ältesten Überlieferung nach sind Dr. Martin Luthers Gebeine am 22. Februar 1546 unter der alten Kanzel der Schloßkirche beigesetzt worden. Eine schlichte, wahrscheinlich aus einer Nürnberger Werkstatt stammende Erzplatte kennzeichnete durch die Jahrhunderte hindurch wie noch heute die Stätte.

Später tauchte das Gerücht auf, wurde geglaubt und hartnäckig verfochten, Luthers Leichnam sei im schmalkaldischen Kriege 1547 heimlich fortgeschafft und anderswo an einem jetzt nicht mehr festzustellenden Orte aufs Neue begraben.

Schon die Renovierungsarbeiten an der Schloßkirche in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ergaben mit höchster Wahrscheinlichkeit die Unbegründetheit des Gerüchtes. Denn wenn auch — infolge vorzeitigen Abbruchs der Nachgrabungen, die auf allerhöchsten Befehl erfolgen mußte — die Gebeine selbst nicht gefunden wurden, so konnte doch einmal die Übereinstimmung der Lage der Grabplatte mit den alten Zeugnissen, sodann auch vor allem die völlige Unberührtheit aller Terrainschichten unter der Grabplatte festgestellt werden.

Völlige Gewißheit brachte dann die am 14. Februar 1892 erfolgte weitere und tiefere Nachgrabung durch zwei bauverständige, an jenen Renovierungsarbeiten beteiligte Personen: in einer Tiefe von etwa 2 m stießen sie an der durch die Erzplatte festgelegten Stelle auf Sarg und Gebeine; ersterer war zusammengebrochen (ein eiserner Handgriff, der aus Versehen nicht wieder miteingegraben worden ist, befindet sich in der Lutherhalle), letztere wurden „regelrecht gelegt" in noch ziemlich gutem Befunde vorgefunden.

Mithin darf die Schloßkirche in der Tat mit geschichtlicher Gewißheit als Ruhestätte der Gebeine D. Martin Luthers (wie Philipp Melanchthons) angesprochen werden.

Jordan,
Konservator der Lutherhalle,
Ephorus und Direktor des Königlichen
Predigerseminars."

Wenn man die Worte des Konservators Jordan liest und die besondere Betonung, daß der Fundort genau den alten Angaben entspräche, so sollte man annehmen, daß diese seine Angaben, „unter der alten Kanzel" sei die Grabstätte, auch tatsächlich von der authentischsten der alten Angaben gemeldet würde. Nun sagt aber der Bericht des Justus Jonas:

„Nachdem die Oratio geendet / haben die Leich hingetragen / etzliche Magistri darzu verordnet / welche die Leiche inn das grab gelassen / und also zur ruhe gelegt / Und ist also . . . der Leib des erwirdigen D. Martini / alda im Schlos zu Wittenberg / nicht fern vom Predigstul . . . in die erden gelegt /"

Somit war also das Grab Luthers nicht unter der alten Kanzel, wie der Sachverständige hier angibt, sondern es war „nicht fer von" der alten Kanzel, und wenn die Nachgrabenden Gebeine an dem von Jordan bezeichneten Platze „unter der alten Kanzel" fanden, so können diese schon um deswillen nicht die Luthers gewesen sein. Ebensowenig besagt die Unberührtheit der Erdschichten unter der Bronzeplatte. Der Vergleich des authentischen Berichtes von Justus Jonas mit dem des Konservators Jordan ergibt also, daß die Bronzeplatte nicht am richtigen Ort liegt, und infolgedessen auch die Nachgrabung am falschen Orte gemacht ist. Inwiefern der Bericht des Sachverständigen hier recht Interessantes völlig verschweigt, werden wir im folgenden noch erfahren.

Die Schrift berichtet uns weiter noch:

„In der Nähe der Kanzel ist in die Südwand eine Bronceplatte eingemauert, welche Luther in ganzer Figur darstellt.

Johann Friedrich hatte nach Luthers Tode in der Vischerschen Gießhütte zu Nürnberg eine Grabplatte für den Reformator bestellt. Da er aber nach der Schlacht bei Mühlberg den Kurkreis verlor, kam diese Platte nach Jena, wo sie in der Michaeliskirche noch heute zu sehen ist.

Der Abt und der Konvent des Klosters Loccum ließen von dieser Platte einen Abguß anfertigen, der mit einer entsprechenden Widmung der Schloßkirche zur Neueinweihung geschenkt wurde. Die Inschrift gibt das Alter (63 Jahre) und den Todestag Luthers an und hebt hervor, daß er noch sterbend die Wahrheit seiner Lehre bezeugt habe und im Glauben an seinen Heiland verschieden sei."

Aus dieser Darstellung ergibt sich die Tatsache, daß zwei Grabplatten mit völlig falschen Angaben über das Alter Luthers gemacht wurden. Beide Angaben machten, als sei er erst 1547 gestorben! Ob Luthers Gebeine in diesem Jahre nun tatsächlich schon ihr „Verbrecherbegräbnis" fanden, ist unbestimmt.

Im Lutherhause zu Wittenberg wird ein großes Wandgemälde gezeigt von Teich: „Kaiser Karl V. am Grabe Luthers" und entsprechend den Schulgeschichtsbüchern wird angenommen, daß Karl V. dem Vorschlage Herzog Albas, die Gebeine des „Ketzers" herauszureißen und zu verbrennen, geantwortet haben soll:

„Er hat seinen Richter gefunden, ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Toten."

In dem genannten Führer wird uns weiter mitgeteilt:

„In einem Schreiben, das im Jahre 1697 unter dem meißnischen Adel verbreitet wurde und gegen die Umtriebe der Jesuiten gerichtet war, welche Kurfürst Friedrich August zum Glaubenswechsel veranlaßt hatten, wird behauptet, daß der Befehl gegeben sei . . ., Daß man bei Hebung dieses Ornats in Wittenberg dahin trachten soll, wie man ein Sceleton (Skelett) der Kirche mit wegbringen könne, was vor eines es nur sei, und daß man zu Rom den 11. Januar 1669 vermittelst eines Konsistorialbeschlusses decretiert, solch Sceleton zu Rom zur Versicherung des Volkes unter dem Namen des Erzketzers (Luther) verbrennen und die Asche aus einigen Mörsern in die Luft zerstreuen zu lassen, um den Lutheri Adhaerenten dadurch eine Scheu zu verursachen und die Lutheraner zur Profession (d. h. Ablegung des römisch-katholischen Bekenntnisses) zu locken, die Widerspenstigen aber zu beschimpfen und zur raison zu bringen!"

Hieraus geht hervor, daß jedenfalls im Jahre 1697 die Gebeine des „Erzketzers" Luther noch nicht in Rom verbrannt waren. Möglich ist es also auch, daß sie im Jahre 1697 wirklich nach Italien verschleppt werden konnten, zu dem Zwecke liebreicher, christlicher Nachbehandlung. Weit wahrscheinlicher aber, daß die Juden durch Brr. Freimaurer oder Rosenkreuzer sich ihrer schon viel früher bemächtigt hatten! Zu der Frage des Verbleibs der Gebeine Luthers erhalte ich einen Brief, aus dem ich folgendes wiedergebe:

„Wie in allen Führern durch die Stadt Wittenberg erzählt wird, verbreitete sich die Legende, daß Luthers Gebeine nicht mehr in der Schloßkirche ruhten. Einmal hieß es, sie seien doch noch verbrannt worden, zum andern wurde von einer Fortschaffung der Leiche durch seine Freunde vor Ankunft des Kaisers" (im Jahre 1547) „und heimlicher Beisetzung in Teuchern gesprochen.

So wurden Beunruhigung und Zweifel immer neu genährt, bis bei einer Renovation der Schloßkirche das Grab Luthers gegen das ausdrückliche Verbot Kaiser Wilhelm I. von Baumeister Groth, Wittenberg, und Maurerpolier Heinrich Römhild (vor fünf Jahren gestorben) am 14. Februar 1892, einem Sonntage, vormittags, heimlich geöffnet wurde. Von einem gemauerten Gewölbe fand man nichts. Luthers Grab war mit Erde zugeschüttet. Die Holzteile des Sarges bildeten nur noch eine „morsche Masse", die Zinksargteile waren zusammengebrochen, aber noch ziemlich gut erhalten." Unter diesen fand man die Gebeine (vermutlich Luthers).

Kaiser Wilhem II. erfuhr von der Graböffnung, dekorierte bei der Einweihung der erneuerten Schloßkirche und der des Denkmals seines Kaiserlichen Vaters vor der Thesenthür den Baumeister Groth und ernannte den Maurerpolier Heinrich Römhild zum Kastellan der Schloßkirche, welches Amt er bis vor fünf Jahren innehatte. Der Kaiser war der Ansicht, daß sich die Genannten ein Verdienst um die Geschichte erworben hätten. Der Professor und Lutherforscher Köstlin, Halle a. S., verfaßte ein Protokoll nach den Berichten der beteiligten Personen. Es soll sich in der Lutherhalle, einem Museum im Lutherhause zu Wittenberg, befinden. (Direktor Dr. Tubin.)

Als ich nach diesem Protokoll über die Graböffnung fragte, wurde mir eine Abschrift des Berichtes des Kastellans Römhild an den Oberkonsistorialrat v. Barkhausen beim Oberkirchenrat in Berlin vorgelegt. Ich habe noch nicht die Erlaubnis, diesen Bericht zu veröffentlichen. Die hier berichteten Tatsachen erfuhr ich aus dem Munde des Kastellans Römhild, mit dem ich zweimal gesprochen habe.

Melanchthons Grab, wenige Schritte entfernt, ist ausgemauert und frei von Erde. Er starb vierzehn Jahre nach Luther 1560.

Warum ist Luthers Grab nicht ausgemauert worden? Was sollte die Erde hier verdecken? Wer gab den genannten Personen den Auftrag, das Grab zu öffnen? Waren sie Freimaurer? Befindet sich der Schädel Luthers noch im Grabe? Das sind Fragen, die uns heute nach Bekanntwerden der wahren Luthergeschichte bewegen."

Wir sehen aus diesem Brief erstens, daß der Konservator in der Lutherhalle in seinem Bericht völlig verschweigt, daß diese Nachgrabungen nach Luthers Gebeinen wieder einmal, ganz wie wir es bei Schiller erleben werden, heimlich und gegen ein Verbot geschah, obwohl doch wegen der herrschenden Ungewißheit bei der Erneuerung der Schloßkirche nichts hätte selbstverständlicher sein können als eine in aller Öffentlichkeit und völliger Unantastbarkeit veranstaltete Nachgrabung, die ja heute unter solcher Vorsicht vorgenommen werden kann, daß irgendwelche unliebsamen Schädigungen ausgeschlossen sind.

Das zweite, ungeheuer Auffällige ist, daß Wilhelm I., der Freimaurer, und zwar, wie Bismarck berichtet, ein sehr folgsamer Freimaurer war, eine solche Selbstverständlichkeit, die die endliche Klarstellung all der unterschiedlichen Gerüchte ermöglicht hätte, ausdrücklich verboten hat.

Das dritte Sinnfällige ist, daß sein Enkel Wilhelm II., der nicht Freimaurer war, die beiden Menschen, die diesem Verbot zuwiderhandelten, um ihrer hohen Verdienste willen mit Ehrungen auszeichnete.

Auffällig ist endlich die Tatsache, daß der Schreiber des oben angeführten Briefes nicht die Erlaubnis erhält, den Bericht Römhilds, des einen der beiden geheimen Gräber, zu veröffentlichen.

Es wird uns dies begreiflich, wenn wir vergleichen, was der Konservator der Lutherhalle in seinem Bericht verschweigt.

Das Allerauffallendste aber ist, daß hier von einem Holzsarge, der nur innen einen Zinksarg enthalten haben soll, berichtet wird, während in der oben genannten authentischen Quelle der Augenzeugen der Todesstunden und der Einsargung Luthers ausdrücklich geschrieben steht:

„/ bis so lang ein ziener sarck gegossen und er darein geleget ward /".

Man muß diesen gleich nach Luthers Tode verfaßten bis ins einzelste gewissenhaft ausgeführten Bericht des Justus Jonas kennen, um zu wissen, daß es völlig ausgeschlossen ist, daß dieser Mann von einem zinnernen Sarg, der gegossen wurde, und in den Martin Luthers Leichnam gelegt wurde, gesprochen hätte, wenn Luthers Leiche in einen Zinksarg und einen Holzsarg gelegt worden wäre. Somit sind die Funde dieser geheimen nachgrabenden beiden Menschen nachweislich Funde gänzlich anderer Sargreste, also auch Gebeine, wie uns dies ja auch der Ort ihrer Nachgrabung, „unter der alten Kanzel" bewies. Der Raub der Gebeine Luthers zwecks Veranstaltung eines Verbrecherbegräbnisses im Auftrag jüdisch „arbeitender" Geheimorganisation oder zwecks „Ketzerverbrennung" im Auftrage Roms, wurde also wahrscheinlich durch das Anbringen der Bronzeplatte am unrichtigen Orte unkenntlich gemacht, denn nun sind die „Erdschichten unberührt". Daß die Gebeine Melanchthons, des Verräters an Luther, seinem Werk und dem Deutschen Volke unversehrt im Grabgewölbe erhalten sind, ist dem Aberglauben Rom-Judas sicher tröstlich. Getreu den Vorschriften, wie die Geheimorden sie für Ermordete geben, und wie wir sie auch bei den Gebeinen Mozarts und Schillers innegehalten sehen, wurde auch mit den Gebeinen Martin Luthers verfahren. Doch der Fluch Rom-Judas und ihrer Geheimorden über den großen Deutschen hat sich noch deutlicher enthüllt.

7. Das Schreckgespenst von Halle.

Es gibt von einem großen Toten keine Hinterlassenschaft außer seinen Werken und Briefen, die seinem Volke teurer sein könnte als das letzte und das allergetreuste Abbild seiner Gesichtszüge, wie sie sein Charakter, der Wille und das gesamte Geisteswerk seines Lebens auf das Gesicht eingemeißelt haben. Es gibt ferner keinen treueren und wahrhaftigeren Bildhauer dieser Züge als den Tod selbst! Er läßt nur die Seelenschrift des ganzen Lebens auf dem Antlitz stehen. Das oft qualreiche Todesringen, mit den krampfhaften Verzerrungen des Antlitzes löst er auf. Ja, das Totenantlitz zeigt meist das seelische Erleben des letzten tiefbewußten Augenblicks des Toten in einem ehrfurchtgebietenden Abglanz.

Eine Totenmaske, die dies Vermächtnis für die kommenden Jahrhunderte festhält, ist den Nachfahren des großen Toten eine werte Erinnerung. Vor allem trachtet man durch Abgüsse diese Maske, ohne Schädigung, zu vervielfältigen. Wie viele derartige Abbildungen der Totenmaske Friedrich des Großen, Schillers, Beethovens hängen in Deutschen Häusern, sind in Büchern wiedergegeben, hängen in Sammlungen und vor allem in den Räumen der Toten, die dem Volke als Gedenkorte an die Großen lieb und teuer sind! Ja, ist der Tote nun gar ein Reformator, der zu seiner Lebzeit und noch heute die Mehrheit seines Volkes in seiner neugegründeten Kirche versammelte, so ist sein Totenbild das bekannteste aller großen Toten dieses Volkes! – Lebte er in einem Jahrhundert, in dem die Lichtbildkunst noch nicht bestand und so die Totenmaske als treustes Bildnis einen noch weit höheren Wert hat als in unseren Tagen, dann wird man wohl nur eines besorgen müssen, daß die liebenden und verehrenden Gläubigen seiner Kirche zu weit gingen in der Verehrung dieses Abbildes. Es besteht die Gefahr, daß aus dem Gedenkorte, an dem sie steht, „Wallfahrtsorte" werden, die dem Toten die Warnung entlocken würden: „Nicht zu viel der Ehrung, nur keinen ‚Abgott' aus mir machen, Ihr wißt, daß ich das nicht möchte."

Es gibt in Deutschland heute nahezu 40 Millionen Anhänger der Kirche des Reformators Martin Luther, und es gibt Abertausende Deutschgläubige in diesem Volke, die dem großen Kämpfer gegen die überstaatlichen Mächte, dem Befreier von Roms Geisteskneblung in inniger Freundschaft zugetan sind und seinen unerschrockenen Kampf nach drei Richtungen wacker weiterführen, selbst wenn ihre Forschung und Erkenntnis sie fortführte von der Bibel. Da sie alle in ihren Häusern kein Bild der Totenmaske Luthers haben, da es keinen allen den Millionen Menschen durch Wort und Bild bekannten würdigen Ort gibt, wo sie seit Jahrhunderten von allem Volke aufgesucht und angeschaut wird, so gibt es also keine Totenmaske Martin Luthers. So meinst du unweigerlich, lieber Leser, der du von dem unmöglich dünkenden Gebaren der Geheimorden und deren abergläubischer Erfüllung ihrer Vorschriften für die vom Orden Ermordeten nichts ahnst. Aber weit, weit gefehlt, bis zu dieser meiner Veröffentlichung gab es nur eine kleine Gruppe Menschen, die von einer Totenmaske Luthers etwas wußten.

Es gibt von Martin Luther nicht nur eine Totenmaske, es gibt auch einen Wachsabdruck seiner Hände, der nach seinem Tode angefertigt wurde, was ein seltenes Vorkommnis ist. Ja, nicht genug damit, diese Totenmaske ist ein so vorzügliches Bild, daß sie die von Charakterstärke, Geisteskraft und weitschauender Klugheit gemeißelten Falten und Furchen eines kraftvollen Männerkopfes mit ganz seltener Treue wiedergibt. Und es gibt die Wachsabdrücke durchgeistigter Hände.*)

*) Die linke Hand zeigt eine Verbiegung der Finger, die, wie man mitteilt, daher rührt, daß gleich nach Luthers Tode die Hände etwas gewaltsam gefaltet worden seien, so zwar, daß die rechte

Nun fragt Ihr, warum wissen wir denn nichts von dieser prachtvollen Totenmaske, warum kennt sie nicht jeder von uns so gut wie die Schillers oder Beethovens oder Friedrich des Großen?

Ich nannte sie kraftvoll, wie der Kopf eines Mannes in besten Jahren, in bester Gesundheit. Ahnt Ihr, liebe Leser, vielleicht schon einen der vielen Gründe, warum Ihr, obwohl vielleicht Protestanten, zum erstenmal von dieser Totenmaske etwas erfahrt, ist nicht die Maske Zeugnis gegen die Krankheitberichte?

Wir betonen, daß dies Bild auch die Geistesstärke und weitschauende Klugheit des Toten mit lauter Stimme predigt. Wenn ich nun daran erinnere, daß heute von den Professoren in Vorlesungen und allerwärts in Schriften versichert wird, Melanchthon habe das ganze Geisteswerk der Reformation vollbracht, Luther sei nur der „polternde, heftige Zelot gewesen", so ahnt Ihr den zweiten Grund. Wie sollte diese ungeheure Lüge Glauben finden, wenn das Deutsche Volk diese Totenmaske vergleichen könnte mit dem Bilde Melanchthons von Kranach, wenn dieser schäbige, verschlagene, dürftige Schleicher neben der Totenmaske Luthers betrachtet und mit ihr verglichen werden könnte?

Wo bliebe der „plumpe Polterer, der ungeistig engstirnige Dickkopf", wo bliebe „der infolge seiner Trunkliebe dank Herzverfettung an Schlaganfall in Eisleben gestorbene Luther"?

Wo bliebe der „alte gebrechliche Mann, mit dem völlig aufgeriebenen Körper", von dem so viele Bücher, ja sogar das Büchlein von „Luther und Halle", dessen Autor die Totenmaske kennt, zu erzählen wissen, wenn das Deutsche Volk diese Totenmaske kennte und sie bei hellem Tageslicht ungestört betrachten könnte.

Weshalb aber wurde denn dann von den Fälschern diese Totenmaske nicht vernichtet? Weshalb ist sie nach 400 Jahren, während ich dies hier niederschreibe, noch unversehrt vorhanden? Nun, was nicht mehr vorhanden ist, kann man nicht mehr schänden, kann daran nicht den Fluch der Geheimmächte vollstrecken! Ja, es mußte Deutsche geben, die diese Wergpuppe kennen, denn wo bliebe sonst der Rom-Judafluch über einen von den Geheimorden gemordeten Freiheitkämpfer, der nicht wie andere, von denen unser Buch noch melden wird, ein „Verbrecherbegräbnis im Massengrab" erhalten konnte, wie dies die „Satzungen" der Geheimorden verlangen, wenn sich nicht zum wenigsten „symbolisch" dieser Fluch an dem treusten Abbild seines Gesichtes und seiner Hände, in denen sein Geist sich am deutlichsten widerspiegelt, betätigen kann? Der Rom-Judafluch hat es erreicht, daß in vergangenen Jahrhunderten und bis zur Stunde in protestantischen Kreisen dieses heilige Vermächtnis, dies treuste edle Abbild Luthers, „Das Schreckgespenst" von Halle heißen kann, gerade weil es nicht völlig geheimgehalten, sondern einigen gezeigt wird.

Nun wird man glauben, so etwas ist doch nicht möglich. Auch ich glaubte das, als ich die erste Kunde davon erhielt, und ließ nachprüfen, ließ mir von verschiedenen Menschen immer wieder die Auskunft erteilen. Sie lautete immer gleich und war mir so unfaßbar und so seltsam, daß ich daraufhin meine Forschungen über Luther begann. Wie aber lautete der Bericht?

In Halle, in einem kleinen Gelasse der Liebfrauen- oder Marien- oder Marktkirche sitzt eine mit der Amtstracht der protestantischen Geistlichen bekleidete lebensgroße

Hand über die linke zu liegen kam. Da der Wachsabguß während der Totenstarre der Muskulatur gemacht ist, so konnte an dieser Verbiegung nichts korrigiert werden. Diese Erklärung erscheint richtig zu sein. Auf Lichtbildern sehen hierdurch die Gelenke zwischen Finger und Mittelhandknochen wie verdickt aus, doch war in Wirklichkeit keine Gelenkverdickung vorhanden.

Wergpuppe, auf die bis vor zwei Jahren die Originale der Wachstotenmaske und des Wachsabgusses der Hände Luthers, von da ab aber ein Abguß der Totenmaske und Hände aufmontiert sind. Sie sitzt in einem hochlehnigen Kirchenstuhle an einem Tische, und vor ihr liegt die erste gedruckte Deutsche Bibel. Wenn diese Figur auf Lichtbildern auch ganz natürlich wirkt, so sieht sie dank des Wachsgesichtes und der Hände und dank einer grauenvollen Zurichtung für den Laien gespenstig aus, und da sie noch obendrein in einem düsteren Gelasse sitzt, ist sie wohl geeignet, das mit Höllenfurcht verängstigte Volk zu erschrecken, so daß es bei solcher Aufmachung und solcher Beleuchtung gar nicht fähig ist, die wunderbaren Züge dieser Totenmaske in Ruhe auf sich wirken zu lassen. Der ganze Anblick ist wie gemacht, um in Halle sogar unter Protestanten den unerhörten Namen für die Totenmaske und den Wachsabdruck der Totenhände „das Schreckgespenst von Halle“ oder auch „Der Lutherschreck“ aufrecht zu erhalten. Fürwahr, das sind seltsame Nachrichten.

Wir sind sonst nur gewöhnt, daß man auf Jahrmärkten in einem „Panoptikum“ mit Kleidern drapierte, lebensgroße Puppen mit Wachsköpfen und Händen ausstellt, die an sich vom Volke schon meist als erschreckende, Leben vortäuschende Erscheinungen aufgefaßt werden. Sie haben aber keine Totenmasken auf. Daß man aber die ungeheure Roheit besitzt, ohne jede Ehrfurcht vor der Maske, die von den Gesichtszügen des toten Luther abgenommen ist, sie auf eine Puppe zu montieren und diese mit Amtskleidern, wie Luther sie trug, zu maskieren, das sollte kein Mensch für möglich halten, der die tollkühne Frechheit der Geheimorden bei der Ausführung ihrer Verhöhnung der Ermordeten nicht kennt. Kein Wunder, daß man diese schändliche Art der Aufbewahrung, wenn sie auch gezeigt werden soll, doch tunlichst verbirgt. Man erschwert den Zugang und verschweigt das Vorhandensein der Totenmaske in den meisten Werken über Luther und in der Presse nun schon volle 400 Jahre.

Aber weshalb erschwert man nur den Zugang, weshalb verbirgt man nicht diese Schändung der Totenmaske Luthers völlig vor den Augen der Profanen? Nun einfach, weil ja der Rom-Judafluch über Luther gerade darin besteht, daß die Totenmaske und die Totenhände in Wachs in ihrer Aufmontur auf die Panoptikumpuppe ein „Schreckgespenst“ dem Volke sein sollen, im Munde der Anhänger der Lutherkirche sogar so genannt werden soll!*) So will es die Rache der Luthermörder, und so wird es treulich gehalten von den Vertretern der Geheimorden, 400 Jahre hindurch bis zur Stunde!

Noch viel auffallender als diese Nachricht war der Bericht, der stets gleichlautete: Wenn man diese Figur sehen will und zum Küster der Kirche geht, so wird man gefragt: woher wissen Sie denn das? und soll nun eine Quelle der Nachricht angeben.

Seltsam, liebe Deutsche, nicht wahr? Ist es Euch etwa schon einmal so ergangen, wenn ihr die Totenmaske oder sonstige Vermächtnisse eines großen Toten, die nicht in Privatbesitz sind, sehen wolltet? Freilich, andere Totenmasken sind auch nicht auf Wergpuppen montiert. Was kann die Frage denn anders bezwecken, als daß man sich scheut, die auffallenden Dinge öffentlich zur Sprache gebracht zu sehen?

Das weitere beweist dies, denn der Küster nimmt nun nicht etwa das Eintrittsgeld und führt, sondern er läßt sich den Namen sagen und fragt dann erst den Pfarrer der Kirche, ob es gestattet ist! Also ganz wie es bei Schillers Schädel gehandhabt wurde,

---

*) Aus katholischer Gegend von Württemberg wurde mir mitgeteilt, daß die protestantischen Kinder in der Schule das Schimpfwort „Lumpenpuppe“ (natürlich das Dialektwort hierfür) zugerufen bekamen und eines der verhetzten katholischen Kinder ausplauderte, der Religionlehrer hätte ihnen gesagt, die Protestanten hätten ihren Gott in einer Kirche als Lumpenpuppe stehen.

solange Br. Karl August ihn wie eine seltne Muschel in der Bibliothek stehen hatte, statt ihm ein würdiges Begräbnis zu geben! In letzter Zeit hat sich der Dialog mit dem Küster ein wenig gewandelt. Aber in drei Jahren hatte ich Zeit genug, diese Angelegenheit gründlich zu prüfen. Vor zwei Jahren bat ich einen der Besucher, bei dem Konsistorium anzufragen, ob eine Postkarte, die ohne jede erklärende Unterschrift an den Besucher verkauft wird, abgedruckt werden könne; der Betreffende ließ aber dann nichts mehr von sich hören. Ich erhielt folgenden an einen Mitkämpfer gerichteten Brief:

Halle, d. 4. Julmond 1930.

Liebe . . . . . .!

Gestern erhielt ich Deinen Eilbrief. Leider ist es uns nicht möglich, vor Sonnabend nachmittag, wenn überhaupt, das Schreckgespenst von Halle aufzunehmen. Wir waren heute abend beim Küster Raue und wollten eine Besichtigung vornehmen. Leider schlug uns dieser, wie wir schon voraussahen, dies ab, weil hierzu die Kirche beleuchtet werden müßte. Wir haben also auf Sonnabend nachmittag verschieben müssen. Bis dahin also noch gedulden.

Das Gespenst stand früher in der Marienbibliothek, dann wie auf dem beiliegenden Bild im abgeschlossenen Raum längs des Hausmannsturms, jetzt ebenso aufgebaut in einer Krypta der Marienkirche (Marktkirche).

Name des Konsistorialrats folgt. Anmeldung beim Küster Raue.

Inzwischen deutschen Gruß . . . .

Dieser Brief ist ein Kulturdokument, denn er bezeugt, daß die genannte Ungeheuerlichkeit Tatsache ist, selbst wenn sie nun 400 Jahre nach dem Tode Luthers abgestellt würde. Ich erfuhr durch diesen Besucher noch weitere Einzelheiten.

Die Wergpuppe hat eine ähnliche ruhelose Wanderung durchgemacht, ehe sie an den heutigen Ort kam, wie Schillers Schädel. Schillers Schädel steht heute in einer Kiste hinter einem Vorhange in der Fürstengruft statt in dem Sarkophag. Luthers Totenfigur wanderte von der Marienbibliothek in der Oberpfarre in einen nicht unwürdigen Raum der Marienkirche zwischen den beiden Hausmannstürmen, in dem Bildnisse aller Pfarrer der Marienkirche und ein Bild Luthers sind. Der Raum hat schönes Dachgewölbe und an den Wänden eine hohe schöne Holztäfelung. Gegen diesen Raum wäre an sich nichts einzuwenden, es blieb bei dieser Unterbringung; aber immer das ungeheuerliche, daß man Totenmaske und Hände an eine Wergpuppe montiert hatte. In diesem Raume war die Figur, wie die Bilder zeigen, mit dem Kopf stark vorn übergeneigt, saß wie lesend vor der offenen Bibel.

Sie war dort, wie mir ein Besucher genau schilderte, so aufgestellt, daß bei geöffneter Tür der Besucher erst gar nichts davon sah, da der geöffnete Türflügel den in der Ecke stehenden Sessel mit der Puppe und den Tisch ganz versteckte. Hierdurch war erreicht, daß der Besucher bei der Besichtigung der Bibliothek nun unwillkürlich erschrak, wenn er nach Schließen der Türe unerwartet vor der Wachspuppe stand, deren Kopf so gesenkt war, daß man die Züge Luthers gar nicht beurteilen konnte. Vor dem Reformationsjubiläum 1917 soll im übrigen der dicke Staub auf dem Pfarrtalar und dem Barett gelegen haben. Eine Zeitlang hatte man auch einen Bierkrug auf den Tisch gestellt.

Das Bild der Figur in diesem Raume (siehe Nr. 1) zeigt das feine durchgeistigt nordische Profil, beweist, daß alle die Fettköpfe, all die aufgedunsenen, plumpen ostischen Köpfe von Luther, die wir so häufig sehen, eine seltsame Vorgeschichte verraten.

Schon seit Jahren hielt man die Zeit für reif, Martin Luthers Totenmaske an einen weit unwürdigeren Ort, in einen kleinen düsteren Raum zu transportieren. Unsere Gewährsmänner, die vier Tage nach ihrem Gesuche die Erlaubnis erhielten, die Wergpuppe zu sehen, schildern diesen Raum wie folgt:

„Es ist ein kleines, verschlossenes Nebengelaß, südlich vom Hauptaltar, welches durch ein vergittertes und verstaubtes Fensterchen mehr verdunkelt als erhellt wird"!

Der Küster berichtet, daß die Wachsabgüsse drei Tage nach dem Tode Luthers, als der Sarg in dem Raum zwischen den zwei Hausmannstürmen aufgebahrt gewesen sei, abgenommen worden seien. Wenn die Totenmaske nicht an sich schon dagegen spräche, wenn sie nicht der sicherste Beweis dafür wäre, daß die Totenstarre der Muskeln noch vorhanden gewesen sein muß, als man sie abnahm, dann würde die Tatsache, daß Luther im Zinnsarge überführt wurde, den Gegenbeweis zu der Angabe führen, der Zinnsarg wurde ja zugelötet! Warum sollte man denn auch die Totenmaske so gefährden, daß man den zerstörenden und rüttelnden, fäulnisfördernden Transport erst erledigte, ehe man sie anfertigte. Totenmasken werden möglichst gleich nach Eintritt der Muskelstarre, wenige Stunden nach dem Tode, angefertigt! Das Büchlein: „Luther und Halle" wagt daher auch nur von einem die Totenmaske „soll in Halle angefertigt sein" zu schreiben.

Warum aber diese unwahrscheinliche Fama? Nun, sehr einfach, weil sie die Schakalspuren des Mordes tilgen hilft, weil das rasche Verwesen der Leiche Martin Luthers (s. o.) eine unangenehme Tatsache im eiskalten Wintermonat war. Einen anderen Sinn können diese Angaben nicht haben! Nein, solche Ammenmärchen lassen wir uns nicht auftischen, aber sie sind uns Verräter! Justus Jonas, der nahe Freund Luthers, hat schon in Eisleben dafür gesorgt, daß die Totenmaske, wie das immer üblich, gleich abgenommen wurde, und wird das heilige Vermächtnis zunächst mit nach Halle in seine Oberpfarre genommen haben.

Dafür gibt sein Bericht Anhaltspunkte genug, er meldet:

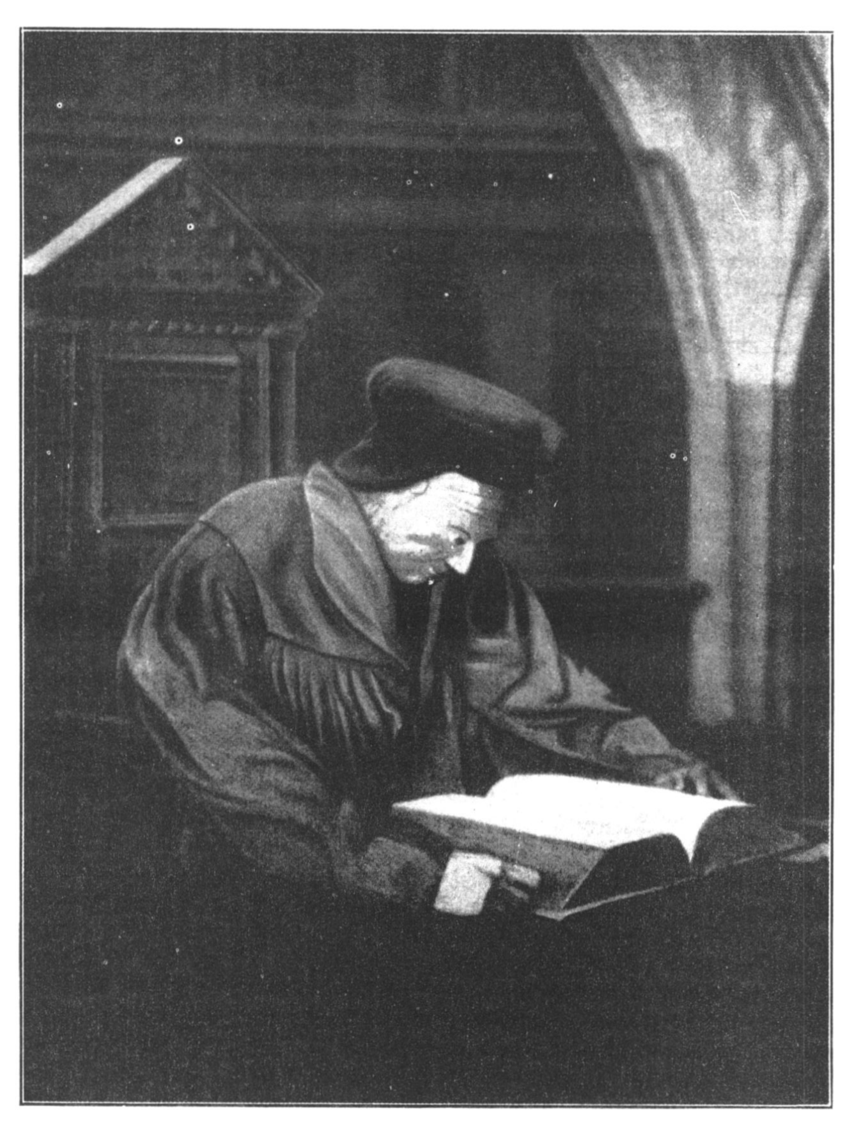
„Zu Eisleben / ehe diese Kirchen Ceremonien alle gebraucht / haben zwen Maler also das tote Angesicht abkonterfeit / einer von Eisleben / dieweil er noch im stüblein auff dem bett gelegen / der ander / Meister Lucas Fortennagel von Hall / da er schon eine nacht im Sarck gelegen."

Mir wurde von Forschern bestätigt, daß unter „Abconterfeien" der Leiche auch ein Abnehmen der Totenmaske zu verstehen ist.

Die Aufnahme aus diesem Raume (siehe Nr. 2) zeigt die Wergpuppe mit weniger nach vorne geneigtem Kopfe, die rechte Hand liegt auf der geschlossenen Bibel. Sie wurde mit der Figur selbst an Ort und Stelle verglichen und als gut bezeichnet.

Die Wergpuppe hat ein Pfarrbarett auf, ich gebe aber das seltene Bild ohne Barett hier wieder, damit mir die Leser glauben, daß die Wergpuppe kurzen Haarwuchs, wie er im Mittelalter nur von den Zuchthäuslern getragen wurde, aufweist. Ich besitze ein anderes Bild, das dies noch schärfer anzeigt, aber nur den Kopf wiedergibt. Dieser geschorene Verbrecherkopf scheint den Geheimorden, die Luthers Totenmaske bis zur Stunde so schänden, wohl besonders am Platze zu sein. Wenn man schon einmal eine Wergpuppe benutzt, um die Totenmaske aufzumontieren, wenn man sie mit Talar und Unterkleid maskiert, dann wäre es doch auch ein leichtes, die von vielen Bildern bekannte Haartracht Luthers durch eine Perücke wiederzugeben statt das Barett auf einen geschorenen Kopf zu stülpen oder endlich eine im Laufe der Zeit zerstörte Perücke durch eine neue zu ersetzen. Aber wo bliebe die Totenschändung, wo bliebe der „Fluch" Rom-Judas über den großen Deutschen Freiheitkämpfer!

Alle in drei Jahren gesammelten Erfahrungen bestätigen mir, daß jeder, der um das Anfertigen einer Aufnahme bittet, abgewiesen wird. Ja sogar Kunstwerkstätten an Ort und Stelle werden abschlägig beschieden. Dies wäre begreiflich, wenn das Pfarramt sich selbst all die Jahre bemüht hätte, das vor 15 Jahren etwa angefertigte Bild oder weit bessere allen Deutschen, vor allem allen Lutheranern durch Massenverbreitung zugänglich zu machen. Da das Konsistorium dies ganz und gar nicht tut, so kann ich nach



Dieses Lichtbild der Wergpuppe mit aufmontierter Totenmaske Martin Luthers und den Wachsabgüssen seiner Hände ist aufgenommen, als die Wergpuppe noch in dem größeren Raume mit der Holztäfelung zwischen den beiden Hausmannstürmen der Kirche stand. Hier ist die Bibel aufgeschlagen und die Wergpuppe scheint darin zu lesen.



Dieses Lichtbild wurde vor etwa 15 Jahren von der Wergpuppe mit der Totenmaske und den Wachsabgüssen der Hände Martin Luthers angefertigt. Hier stand die Wergpuppe schon in dem kleinen dunklen Gelaß der Kirche, in dem sie zur Stunde noch steht. Die Bibel ist hier geschlossen worden, und die Hände sind anders gelegt, auch ist der Kopf weniger nach vorne übergeneigt. Die Wergpuppe trägt auch an diesem Standorte für gewöhnlich das Barett. Dieses Lichtbild aber wurde gemacht, nachdem man das Barett abgezogen hatte. Es wurde von mir zur Abbildung ausgewählt, um den geschorenen Kopf der Wergpuppe zu zeigen.

Ablauf dreier Jahre nicht länger warten, diese ungeheure Versäumnis dadurch auszugleichen, daß ich dieses erschütternde Bild, aber vor allem die von uns selbst angefertigten weit besseren Bilder nunmehr veröffentliche, damit 400 Jahre nach der Anfertigung der Totenmaske dies vortreffliche Zeugnis für die Willensstärke, Geistesstärke und den Edelsinn Luthers endlich in die breiten Massen des Deutschen Volkes dringen kann, gleichzeitig aber auch das Deutsche Volk den tollkühnen Frevel, die Totenmaske des Reformators und den Abguß seiner Totenhände einer Wergpuppe aufzumontieren, erfährt.

Wir werden sehen, ob das Konsistorium mir für diese Übernahme seiner Pflicht gram ist, obwohl es sie völlig verabsäumte!

Die Kulturschande dieser ganzen Zustände kann nur aufhören, wenn Deutsche dem Konsistorium Südsprengel Sachsen (s. u.) über den Unfug in der Marktkirche (frühere Marien- oder Liebfrauenkirche) in Halle an der Saale ihre Entrüstung brieflich aussprechen und dadurch dafür sorgen, daß die unwürdigen Zustände als solche vor dem Konsistorium bezeichnet werden! Wir wollen erreichen, daß die Lutherschändung aufhört, weder Original noch Abguß der Totenmaske auf Puppen aufmontiert wird. Vielleicht leben noch Nachfahren Luthers, die sich das verbitten können. Dann erfährt der Rom-Judafluch vom „Schreckgespenst von Halle" nicht immer wieder neue Nahrung durch die Wergpuppe mit der Wachsmaske! Statt dieses furchtbare Wort zu wiederholen, wird das Volk in Stolz und Ehrfurcht vor der Maske des großen Deutschen stehen, der die Bannbulle öffentlich verbrannte, vor der Könige und Kaiser gezittert hatten, der als Mönch allein vor den grausamen, die Ketzer verbrennenden Kirchenfürsten stand und seine Überzeugung bekannte, der uns die Freiheit aus den Ketten Roms brachte, in dessen Hörigkeit die Geistlichen der Lutherkirche heute wieder mit vollen Segeln zurückkehren (s. u.). Vor allem aber werden die abergläubischen Todfeinde Deutscher Geistesfreiheit erzittern, wenn sie erleben, daß ihr törichter Spuk und Fluch über Luther sein Ende hat.

Was aber auch in Zukunft geschehen mag, die Tatsache der bis zur Stunde herrschenden empörenden Zustände ist nicht auszulöschen. Und deshalb noch ein Wort an die gesamte Geistlichkeit der protestantischen Kirche im allgemeinen und den Superintendenten Südsprengel Sachsen und die Pfarrer der Marktkirche oder Liebfrauen- oder Marienkirche in Halle im besonderen:

Es ist Euch allen nicht unbekannt, daß es dem Primas unter den Kirchenfürsten, Kardinal Albrecht von Hohenzollern, Erzbischof von Mainz und Magdeburg und Bischof von Halberstadt und Halle, am Herzen lag, die Stadt Halle a. d. Saale zu einer Hochburg des Katholizismus zu machen, dadurch, daß er einen großen Reliquienschatz nach Halle bringen ließ und das katholische Stift ausbaute. Von hier aus sollte Luthers Wittenberg erstürmt werden.

Es ist Euch allen bekannt, daß Martin Luther vom Papste verbannt, vom Kaiser geächtet auf der Wartburg saß, als dies geschah, und dem allmächtigen Fürstprimas einen Brief schrieb, in dem er forderte, daß innerhalb 14 Tagen die grauenvolle „Abgötterei" aus Halle wieder verschwinden müsse, widrigenfalls er den Deutschen des ganzen Sprengels die ungeheure „Gotteslästerung" durch eine Schrift klar machen werde und auch das persönliche Verhalten des Kardinals als eines geistlichen Fürsten ins helle Sonnenlicht stellen werde.

Es ist Euch bekannt, daß der allmächtige Kardinal ein demütiges Schreiben an Luther richtete und ihn versicherte, daß der Hauptgrund der Beschwerde, die Ausstellung der Reliquien, schon abgestellt sei!

Luther hatte gesiegt, Wittenberg wurde nicht von Rom zurückgewonnen, ganz Norddeutschland war damit gerettet, und Luther hat später noch in Halle seine Lehre gepredigt. Ihr wißt also alle, Ihr Geistlichen der protestantischen Kirche, daß an diesem Ort ein entscheidender Sieg Luthers Rom gegenüber errungen wurde. Und nun laßt Ihr Rom ohne jede Scham den Triumph, daß die Totenmaske und der Wachsabguß der Totenhände Eures Reformators in einem düsteren kleinen Gelaß untergebracht sind, das mit seinem Gitterfenster und seiner mangelhaften Beleuchtung einem Kerker auffallend ähnlich sieht, und zwar aufmontiert auf eine in geistliche Amtstracht gekleidete Wergpuppe. Wenn Ihr denn wirklich nicht einmal so viel Achtung vor dem großen Reformator habt, dann habt doch wenigstens soviel Achtung vor Eurer Amtstracht, um dieses unwürdige Gebaren als solches zu empfinden. Es muß erst ein Deutschgläubiger kommen, um Euch das bewußt zu machen!

Aber noch ein zweites habe ich der protestantischen Geistlichkeit, vor allem aber dem Konsistorium von Sachsen Südsprengel und dem Kirchenausschuß der Liebfrauenkirche in Halle mitzuteilen, und ich tröste mich vorläufig mit dem Gedanken, daß ich ihnen hier etwas eröffne, das ihnen bis dahin unbekannt war. Die Jesuiten und auch die höchsten Geistlichen im Vatikan glauben ganz ebenso wie die kabbalistischen Juden und die Hochgradbr. der Freimaurerei an „Symboltaten". Sie sprechen einer „symbolischen Handlung" Einfluß auf die Wirklichkeit zu. Deshalb hat z. B. der Hochgradbr. Blücher dem Bilde Napoleons die Augen ausgestochen, ganz wie das kabbalistische Juden mit den Bildern ihrer Gegner unter Ausstoßen von Flüchen zu tun pflegen. Ebenso herrscht im Vatikan und im Jesuitenorden der sture Aberglaube, daß eine Ketzerei sich niemals länger als 400 Jahre halten könne. Die 400-Jahr-Feier der Reformation Luthers im Jahre 1917 wurde auf Druck Roms hin von der protestantischen Kirche kaum gefeiert, wohingegen die Feier des Melanchthonbekenntnisses, der Confessio Augustana im Jahre 1930 mit großem Pomp begangen wurde, weil ja dies Bekenntnis die Lutherkirche völlig an Rom verraten hat (s. u.).

Wenn Ihr beide Tatsachen kennt, dann laßt Euch nun von mir einiges erzählen, das Ihr jetzt besser begreifen könnt. Als die Zeit der 400-Jahr-Feier der Reformation herannahte, hat man ein kreisrundes etwa 15 Zentimeter im Durchmesser großes, ganz getreues Lichtbild der Lutherfigur herstellen lassen. Ein Abzug ist im Gelaß so aufgehängt, daß eine Monstranz, die „zufällig" dicht davor steht, ihn ganz verbirgt. (Für diese Tatsache habe ich Zeugen.) Das Bildnis, so sagt der Küster, ist sein persönliches Eigentum.

Ferner steht vor dem Lutherbild noch eine Reliquie: ein 20 Zentimeter hohes Kreuz aus Eisen, in welches Fetzen aus dem Kleide der Jungfrau Maria eingespannt sind!

Nun möge mir ein hohes Konsistorium von Sachsen-Südsprengel zweierlei erklären: einmal die ungeheuerliche Tatsache, daß eine Monstranz und Reliquien in dem gleichen Raume stehen, in der die Wergpuppe mit der Totenmaske aufgebaut ist, sintemalen sie doch in einer protestantischen Kirche an sich wenig zu suchen haben, erst recht nicht in diesem Raum. Ferner möge man mir erklären, warum der Küster sein persönliches Eigentum, dieses Lichtbild, ausgerechnet in dem dunklen Raume hängen hat, in dem ja an sich das Original steht, statt daß er sich sein Eigentum in seine helle Wohnung nimmt und sich daran erfreuen könnte. Zugegeben muß doch werden, daß dies beides etwas seltsam ist, während andererseits der Vatikan und der Jesuitenorden in ihrem Aberglauben von der Rückkehr der lutherischen Ketzerei in unserer Zeit ein besonders hohes Interesse an „Symboltaten" haben. Ist nicht die Monstranz dicht vor dem Lutherbild ausgerechnet in dem Raum der Totenmaske, ausgerechnet in Halle, der

Stadt des Luthersieges über den Fürstprimas in den Augen der Abergläubischen ein recht geeignetes „Symbol" dafür, „daß magische Kräfte" Luther und seine Kirche zurück nach Rom ziehen und zwingen, denn der Kampf für das Abendmahl in beiderlei Gestalt war ja einer der Kernpunkte des Lutherkampfes! Die Kabbalagläubigen sind jedenfalls davon überzeugt! Wollt Ihr Rom den Triumph solcher, natürlich ganz zufälliger (?) Tatbestände lassen?

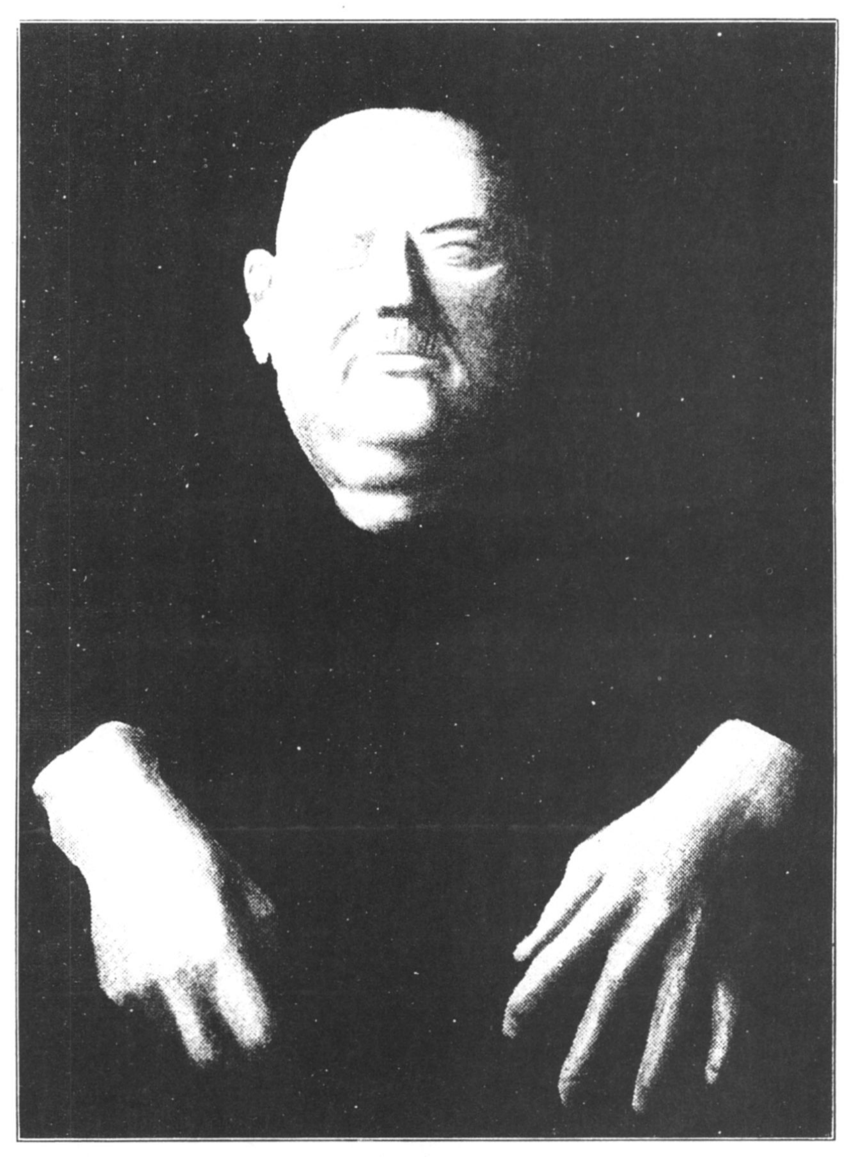
Nur, wer die abergläubischen Lehren der Geheimorden kennt, nur wer die Wege weiß, mit denen sie die ihnen gefährlichen Freiheitkämpfer geheim beseitigen, nur wer die abergläubischen Mittel und Wege weiß, mit denen die Angst vor den Folgen der Taten gebannt wird, der wundert sich über die seltsamsten „Zufälle" nicht und weiß, wie peinlich es den Eingeweihten ist, wenn man sie ans Tageslicht holt!

Auf diese meine öffentliche Anklage, die ich auch in „Ludendorffs Volkswarte", Folge 2/31, erscheinen ließ, wurde in der Presse und in Briefen von den Geistlichen der Marienkirche tollkühn behauptet, daß ich die Unwahrheit geredet hätte. Auch ein Antwortschreiben an mich sollte dies erhärten. Ich habe dieses Antwortschreiben des Herrn Fritze in der letzten Auflage des „Ungesühnten Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller" ungekürzt wiedergegeben und widerlegt (s. auch „L. V.", Folge 3, 4, 5, 13). Es ist aber das tollkühne Behaupten der Beamten der protestantischen Kirche weiter gediehen, und so gestattet es der Raum nicht, daß ich in dieser Auflage so eingehend alles wiedergebe, was jeder in den genannten Folgen der „Ludendorffs Volkswarte" 1931 nachlesen kann. Doch halte ich diese ganze entlarvte Lutherschändung für die abergläubischen Logenbrüder und die dahinterstehenden Mächte Rom-Juda für so folgenschwer, daß ich auf alles Wichtige hier eingehen muß.

Betrachten wir zuerst, was alles entgegengehalten wurde:

1. In Halle gibt es kein Konsistorium. Das Konsistorium für Sachsen-Südsprengel sitzt in Magdeburg.
2. Das Original der Totenmaske wurde vor vier Jahren von der Wergpuppe genommen und ein Abguß der Totenmaske wurde auf die Wergpuppe gesetzt.
3. Jedermann kann die Wergpuppe sehen, sogar den Konfirmanden wird sie gezeigt.
4. Diese Panoptikumpuppe entsprach der Totenehrung großer Toten im 17. Jahrhundert, der Zeit also, in der sie hergestellt wurde, und aus Gründen der Tradition wird sie beibehalten.
5. Die Echtheit wurde erst von Professor Frick und Hahne vor wenig Jahren erwiesen, und deshalb ist die echte Totenmaske heute in einem gotischen Schrank der Kirche verwahrt.
6. Abgüsse von Totenmasken werden verkauft, und zwar werden sie schon lange verkauft und finden sich in vielen Bibliotheken. Diese Mitteilungen wurden am 4. Januar gemacht, während am 8. Januar die Hallenser Herren zusammentraten, um den Preis für die Totenmaske anzusetzen! Der Preis, der im Monat Januar angegeben wurde, betrug erst 10.– bis 12.– RM.; dann 20.– bis 30.– RM. und schließlich 31.50 RM.
7. Endlich wurde versichert, „daß die Pfarrer und der Gemeindekirchenrat nie und nimmer im Dienste von geheimen Mächten oder im Dienste von Rosenkreuzern und Orden sich begeben, sondern freie Deutsche Männer sind".

Obgleich die Geistlichen also behauptet hatten, ich hätte meine Anklagen aus der Luft gegriffen, konnten sie im Grunde nichts widerlegen, und ich wies ihnen in der Antwort nach, daß die Schändung Luthers genau so groß sei, obwohl man seit vier Jahren den Abguß der Totenmaske, der genau so durch Bemalung und Einsetzung von



Schändliches Zerrbild der Totenmaske und Totenhände Luthers auf S. 6 des „Führer durch die Ausstellung im Augsburger Rathaus — Fürstenzimmer – anläßlich der 400=Jahrfeier der Konfessio Augustana 1930“. Durch Spitzwinkelstellung der photographischen Linse zum Objekt künstlich erzeugte Verzerrung.

Die wiederhergestellte Totenmaske Luthers

Diese Bilder sind als Postkarte zum Preise von 10 Pf. das Stück durch Ludendorffs Verlag, GmbH., München, Romanstraße 7, zu beziehen.

Glasaugen geschändet war wie das Original, auf die Wergpuppe montiert als Totenmaske Luthers zeige. Die übrigen Angaben, die scheinbar eine Rechtfertigung enthielten, richteten sich selbst. Wenn wirklich die Totenmaske im Handel erschienen wäre, hätte auch ein Preis festgesetzt werden müssen. Der protestantische Pfarrer Fritze leistete es sich (s. Folge 13 „Ludendorffs Volkswarte"), das Fehlen einer Preisfestsetzung damit zu erklären:

„Daß für die Totenmaske genau wie bei der Äpfeln auf dem Wochenmarkt der Preis veränderlich sei." (Siehe Folge 13/1931 „Ludendorffs Volkswarte".)

Wie es im übrigen um den Verkauf der Abgüsse bestellt war, beweist die „Eislebener Zeitung", Nr. 44, vom 21. Februar 1931, darin wird die Feier geschildert, mit der sechs Wochen nach meinen Veröffentlichungen im Sterbezimmer Luthers in Eisleben der Abguß der Totenmaske bei einer Feier endlich 400 Jahre nach Luthers Tod zum erstenmal zur Aufstellung kam! Der Bürgermeister sagte in seiner Ansprache, daß es der Geburt- und Sterbestadt Luthers

„nach mehr als zweijährigen Bemühungen gelungen sei, den Abguß zu erwerben . . . durch das liebenswürdige Entgegenkommen von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Ficker und Herrn Prof. Dr. Hahne sei es möglich geworden, die Maske zu erwerben".

Hiermit ist die Behauptung der Geistlichen, daß die Totenmaske Luthers im Handel vor meiner Veröffentlichung schon erwerbbar war, als unwahr nachgewiesen.

Durch zahllose Briefe wurde mir auch die Tatsache erhärtet, daß alle Behauptungen, jeder in Halle kenne die Totenmaske Luthers, als unwahr erwiesen sind. Alle Nachrichten bestätigen meine dreijährige Erfahrung, daß es sich um die bekannte, bei den Geheimorden für solche Fälle angewandte „Öffentlichkeit hinter verschlossenen Türen" handelte. Die Maske wurde gezeigt, sonst hätte sie ja auch nicht „Schreckgespenst" sein können; aber doch nur denen gezeigt, die darnach fragten, so daß also nie eine Volksempörung zu befürchten war. Aus der Zahl der Briefe, die ich zum Teil in „Ludendorffs Volkswarte" (Folge 5) veröffentlichte, soll hier nur der Brief eines der Obersten Kirchenleiter Sachsens angeführt werden:

„Generalsuperintendant der Provinz
Sachsen, Nordsprengel.

Magdeburg, den 5. Januar 1931.
Am Dom 2, Fernsprecher 1858.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Die von Ihnen kritisierte Luther-Reliquie habe ich nie gesehen, auch nicht mein Kollege Prof. D. Schöttler, zu dessen Sprengel Halle gehört. Doch konnte er mir mitteilen, daß die Reliquie Eigentum der Marktgemeinde in Halle ist und in ihrer Bibliothek aufbewahrt wird und zwar schon seit Jahrhunderten in einer höchst abstoßenden Verbindung der Totenmaske mit einer Figur.

Über die Echtheit der Wachsabdrücke ist viel gestritten worden. Diese Unsicherheit hat wohl die Marktgemeinde veranlaßt, an der überlieferten Aufmachung nichts zu ändern und jede öffentliche Schaustellung abzulehnen, zumal die Totenmaske durchaus keinen des Reformators würdigen Eindruck machen soll.

Um Ihnen eine völlig authentische Auskunft über den Sachverhalt geben zu können, habe ich Ihr Schreiben vom 1. d. M. an Herrn Professor D. Dr. Eger in Halle weitergereicht und einen Bericht über die Angelegenheit von ihm erbeten.

Ergebenst

gez. D. Stolte.

Also die beiden Generalsuperintendenten Sachsens, die obersten Kirchenbeamten, haben die Totenmaske Luthers vor meiner Veröffentlichung nie gesehen, und der für Halle verantwortliche Kirchenleiter ließ die Wergpuppe mit der Totenmaske ruhig bestehen, obwohl man ihm mitgeteilt hatte, daß es sich um eine „höchst abstoßende Verbindung der Totenmaske mit einer Figur handelt"!

Könnte es eine bessere Bestätigung der unerhörten Zustände geben, als dieser Brief es war?

Was nun die 5. Erwiderung anlangte, daß die Echtheit der Totenmaske erst vor wenigen Jahren festgestellt sei, so konnte ich den Herren der Hallenser Kirche darauf in „Ludendorffs Volkswarte", Folge 5, folgendes erwidern:

„In der „Saalezeitung" im Jahre 1889, Nr. 94, 3. Beilage, hat gestanden, daß die berühmten Bildhauer Christian Daniel Rauch und Ernst Rietschel, also doch zwei sehr bedeutende Autoritäten, am 6. Juni 1846 die Echtheit der Maske überzeugt bestätigt haben. So stehen wir also vor dem Entweder — Oder:

Entweder hat die Marienkirche in Halle diese unerhört wichtigen Dokumente der Bestätigung der Totenmaske durch zwei hervorragende Fachleute gar nicht aufgehoben, obgleich sie die Maske als ihr Eigentum bezeichnet, eine Ungeheuerlichkeit erster Ordnung, und deshalb konnten die Pfarrer der Marienkirche dies vielleicht nicht wissen; oder aber Pfarrer Hasse und Pfarrer Fritze haben in ihren Aufsätzen in der Presse beide diese Tatsache bewußt verschwiegen und hierdurch glauben machen wollen, erst die Professoren Ficker und Hahne hätten zum erstenmal die Echtheit der Totenmaske Luthers festgestellt! Da haben wir ja eine schöne Wahl! Wir beglückwünschen die Bürger Halles für die Ehrung, die sie durch solche Tatsachen vor dem Deutschen Volke erleben!"

Auch dies ist uns eine ungeheuer wichtige Enthüllung. Wo ist das Protokoll der beiden großen Bildhauer aus dem Jahre 1846, das die Echtheit der Totenmaske beweist, hingeraten, wenn die Geistlichen der Kirche nichts hiervon wissen wollen und behaupten, die Echtheit sei erst vor wenig Jahren erwiesen?

Auf die Behauptung des Verkaufs der Abgüsse sind wir schon eingegangen, und ich brauche nur noch auf das ungeheure Versäumnis der Kirchenbeamten hinzuweisen, die Totenmaske Luthers durch einen Künstler von der Schändung, die sie erfuhr, zu befreien. Diese Schändung ging nämlich noch viel weiter, als ich bei der Abfassung meiner Anklage ahnte. In der Folge 3 der „Ludendorffs Volkswarte" habe ich aus einem Artikel „Magie des Bildes" von Ernst Benkard, der vor einigen Jahren in der „Frankfurter Zeitung" erschienen und von Pfarrer Fritze mir übersandt war, angeführt:

„Magie des Bildes" von Ernst Benkard.

„. . . Das Tollste, was ich auf diesem Gebiete erlebt habe, ist mir in Halle begegnet. Ich habe dort nämlich den Reformator D. Martin Luther leibhaftig besuchen können. Er sitzt dort in der Marienkirche und wartet darauf, daß höfliche Leute ihm ihre Aufwartung machen. Zwar traf ich den hohen Herrn nicht mehr ganz am Leben und mußte daher mit einer Panoptikumfigur dieses Deutschen vorlieb nehmen, welche jedoch so täuschend gearbeitet ist, daß mir seitdem das Wesen der Reformation erst völlig klar geworden ist. Stellen Sie sich vor: Ein Mannequin, angetan mit der Tracht eines protestantischen Geistlichen, ist mit einem Lederriemen an die Lehne eines alten Renaissancestuhles angeschnallt, wodurch ihm eine sitzende Haltung ermöglicht wird. Vor der Puppe steht ein Tisch, auf dem die Arme und die Hände Platz gefunden haben. Die Rechte liegt auf einer Bibel. Oben, d h. jenseits des Halsausschnittes des Talars, ist der Puppe ein festgestopfter Balg aufmontiert, auf welchem man den aus Wachs modellierten Kopf des seligen Luthers befestigt hat. Ursprünglich trug der Delinquent eine Perücke, die heute durch ein Samtbarett ersetzt ist. Die Ähnlichkeit ist frappierend, zumal dem Gesicht angeblich die Totenmaske zugrunde liegen soll, die man jedoch durch nachträgliches Öffnen der Lidspalten, Einsetzung künstlicher Augen und durch Bemalung völlig zur Lebendmaske verwandelt hat. Ja, so etwas gibt es in Halle, und dieser „Lutherschreck" ist nicht als Popanz von einem fanatischen Ultramontanen geschaffen, sondern als ehrendes Denkmal von den Seinen errichtet worden. Diesem „Heiligen Luther", wie man die Figur am besten taufen würde, werden noch heute und regelmäßig Blumensträuße von der Bevölkerung dargebracht und bei ihm niedergelegt.

Wir sehen, hier lassen die Juden in dem bekannten schnodderigen Ton ihren Hohn über die Gojim ergießen und enthüllen ganz offen, daß dieser „Lutherschreck" genau so wirkt wie ein Popanz, den fanatischer Ultramontanismus aus Rache an Luther aufgestellt hat, und das Wesen der Reformation als Lutherschändung enthüllt! Ja, es wird noch obendrein der Frevel enthüllt, daß man an dem Original der Totenmaske nachträglich die Augenlider aufgeschlitzt und künstliche Augen eingesetzt und die Maske bemalt hat. Das übertrifft unsere schlimmsten Befürchtungen und übertifft noch weit das, was ich in meinem Aufsatz bekanntgeben konnte. Da selbstverständlich der Jude

kein Interesse daran haben kann, das Deutsche Volk gegen diesen Rom-Juda-Fluch zu empören, so steht am Schluß, mit der Gedankenlosigkeit der Gojim rechnend, die unwahre Behauptung, daß die Protestanten diese Puppe als „heiligen Luther" mit Blumenspenden bedächten!

Die Pfarrer der Marienkirche berichten nun noch die Ergänzung, daß die Schändung der Totenmaske im 17. Jahrhundert vollzogen wurde. Zu derselben Zeit also, zu der, wie wir sahen, von Rom aus der Befehl erging, wenn nicht Luthers Gebeine, so doch beliebige Gebeine aus der Kirche in Wittenberg nach Italien zu schicken, damit diese Gebeine des „Erz-Ketzers" öffentlich verbrannt werden könnten, begab sich also auch ein Dreister daran, die Totenmaske durch Aufschlitzen der geschlossenen Augen zu schänden, Glasaugen einzusetzen, sie zu bemalen und ihr eine Perücke aufzusetzen. Pfarrer Fritze sagt in seiner Antwort (s. Folge 4 „Ludendorffs Volkswarte"), daß dieser verwegene Schänder der Totenmaske eines großen Deutschen ein Italiener war! So ist also der Sinn der Schändung noch viel deutlicher enthüllt, als ich in meiner Anklage ahnte. Die „Frankfurter Zeitung" spricht von dem „Delinquenten", während die Geistlichen von Halle stolz behaupten, der kurzhaarige Schädel des Originals der Totenmaske, der bis vor vier Jahren auf die Wergpuppe aufmontiert war, sei nur zufällig so kurzhaarig gewesen, weil die Perücke „abgefasert" gewesen sei, und der Abguß, der jetzt auf der Panoptikumpuppe ist, habe einen ganz kahlen Kopf. Solche Torheiten wagt man in so ernster Angelegenheit zu erwidern, als ob man nicht eine neue Perücke nach Haartracht Luthers zum mindesten hätte der Puppe aufsetzen können, um die Maskerade etwas weniger „abstoßend" zu machen.

Weil alle solche schönen Ausreden die Deutschen nicht beruhigen konnten, hat ein hoher Kirchenrat in Halle nun beschlossen, nur noch das Original der Totenmaske zu zeigen, das Gelaß aber mit der noch ganz unveränderten Wergpuppe und dem Totenmaskenabguß neuerdings nicht mehr zu zeigen.

Die Geistlichkeit Halles hat neuerdings hervorgehoben, daß die Wergpuppe mit der Totenmaske ein Ersatz für ein Erzdenkmal sei, weil zu jener Zeit, als sie entstand, Erz sehr teuer gewesen sei. Nun verstehen wir aber dann nicht recht, weshalb mit einem Mal dieses würdige Erzersatzdenkmal nicht mehr gezeigt wird!

Ebenso wichtig für das Planvolle dieser Lutherschändung ist die Tatsache, daß auf der Feier der Augsburger Konfession (s. weiter unten) in dem Katalog, der an die mehr als hunderttausend Besucher in Augsburg im Jahre 1930 vertrieben wurde, die Totenmaske Luthers mit den Händen, die man dort auch ausgestellt hatte, in geradezu unglaublicher Weise dadurch entstellt abgebildet wurde, daß man Kopf und Hände in optischer Verkürzung auf die Platte brachte, so daß der Kopf ganz verzerrt und die Hände größer als der Kopf zum Abbild kommen. Ich gebe diese Abbildung, die auf diese Weise auch wieder nichts anderes als ein Lutherschreck ist, hier wieder.

Durch den Vergleich dieses Bildes mit den von uns hergestellten, wird der Leser am klarsten erkennen, welch ungeheuerliches Verhalten hier vorliegt. Die beste Antwort auf solchen Unfug ist die Tat. So haben wir uns sofort eine Totenmaske von Halle, die ja jetzt im Handel dort erhältlich ist, senden lassen. Ein Münchener Künstler hat treu nach der Zeichnung des toten Luther von Furthnagel die Augenlider wieder so geschlossen, wie sie waren, ehe der dreiste Römling sie im 17. Jahrhundert aufschlitzte. Von dieser Totenmaske werden Abgüsse angefertigt werden, und im „Ludendorffs Volkswarte"-Verlag sind Abbildungen im Handel erschienen, die hoffentlich dem ganzen Volke beweisen werden, daß diese Totenmaske, wenn man sie weder schändet, noch in optischer Verzerrung aufnimmt, keineswegs, wie der Superintendent Stolte

behauptet, einen des Reformators unwürdigen, sondern ganz im Gegenteil einen höchst würdigen Eindruck macht.

Noch deutlicher wird das Versäumnis der Kirchenbeamten durch das Bild des lebenden Luther, das der Kunstmaler Paul Bender (alte Düsseldorfer Schule) in treuester Wiedergabe nach der Totenmaske selbst von Luther gemalt hat, Haartracht, Augenfarbe und Kleidung sind treu nach authentischen Quellenangaben gehalten. Wir geben dieses lebendige Bild des großen Deutschen freien Mannes, der die Geisteskneblung Roms durch sein Verbrennen der Bannbulle sprengte und wegen seines Kampfes gegen Juda in Eisleben ums Leben kam.

Die Reproduktion dieses wundervollen Lutherbildes, die wir hier wiedergeben, gibt nur einen Bruchteil des Gemäldes selbst, aber dennoch geht sie durch „Ludendorffs Volkswarte"-Verlag in den öffentlichen Handel, damit das Deutsche Volk den Rom-Juda-Fluch über den toten Luther bricht. Mögen die Pfaffen weiter gegen uns geifern und behaupten, es sei „Materialismus", daß wir statt all der schlechten Bilder das ungeschändete Bild Luthers dem Volke geben. Es ist Materialismus und sehr oft noch sehr viel Schlimmeres, wenn Kirchenbeamte die Wiedergabe eines Bildes eines großen Toten Materialismus zu nennen wagen!

Es soll endlich nicht unerwähnt bleiben, daß wir die Versicherungen des Hallenser Pfarrers, sie seien alle freie, von Geheimorden unabhängige Deutsche, in der Folge 5 der „Ludendorffs Volkswarte" etwas beleuchteten. Wir beschränken uns da auf Feststellungen an Hand der Liste, einer einzigen der fünf Freimaurerlogen in Halle, berücksichtigten also die vier übrigen Logen und die Rosenkreuzer und Skaldenorden noch nicht einmal. Wir konnten da feststellen:

1. Kreissynode.

Unter den 12 Mitgliedern der Kreissynode ist allein aus der Loge „Zu den drei Degen" dem Herrn Oberpfarrer Thiede gleich zur Seite der

Br. Generaldirektor L. Hoffmann.

2. Gesamtverband der evangelischen Kirchengemeinde in Halle an der Saale.

Hier finden wir als 2. Vorsitzenden Justizrat Dr. Elze, ein sehr großer Br. der Loge „Zu den drei Degen".

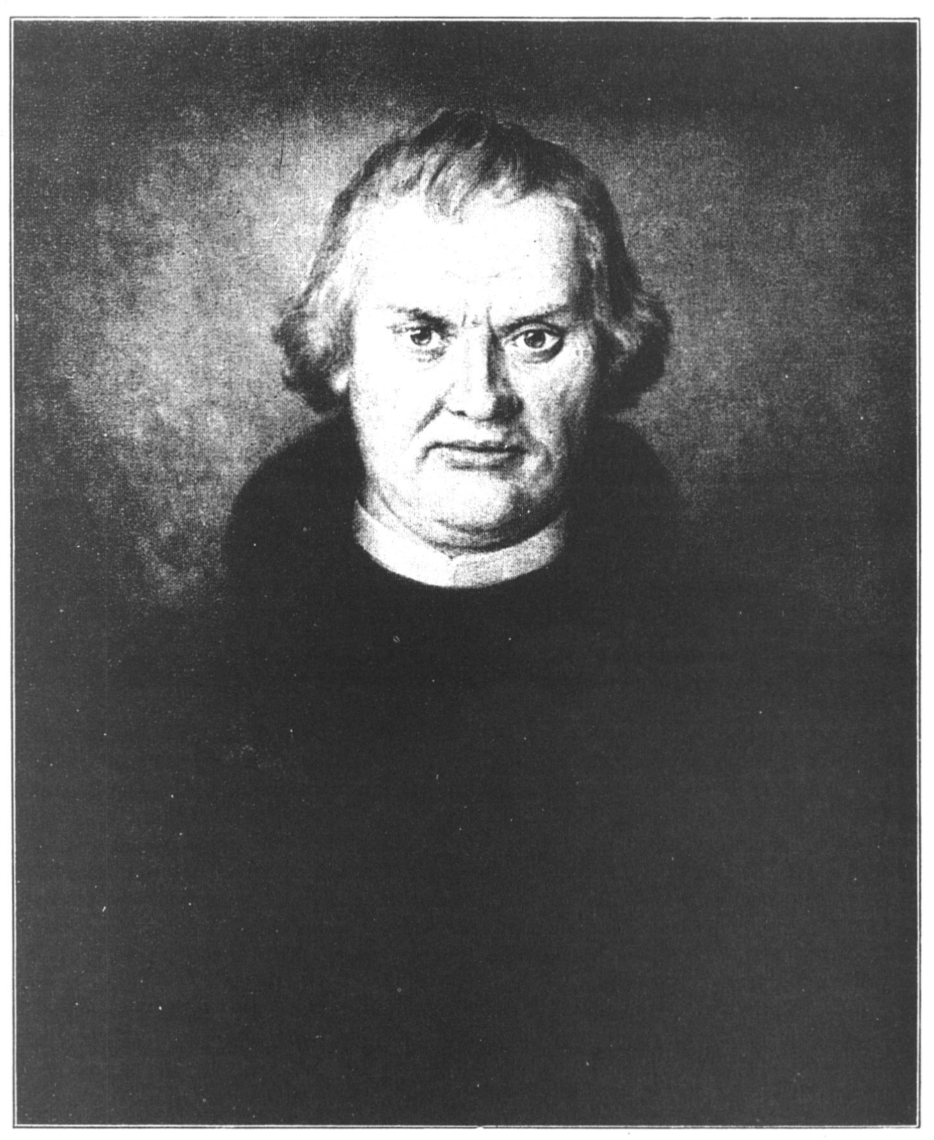
Er gehört zu den „höchsten inneren Bundesoberen" der Großen „National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln" und ist schon 1926/27. 2. abgeordneter Obermeister der Schottenloge „Wilhelm zu den drei Nelken" gewesen, ist also ein ganz Eingeweihter!

3. Kirchenälteste der Marienkirche.

Unter den 12 Kirchenältesten ist aus der fünften Loge in Halle a. d. S., der Loge „Zu den drei Degen", zu nennen:

1. Br. Justizrat Dr. Peters, zugeteilter Meister der Loge „Zu den drei Degen";
2. Dr. med. Bruno Lehmann. Auch diesen finden wir in der Liste. Doch überlassen wir es den Hallensern, festzustellen, ob es keinen zweiten Dr. med. Bruno Lehmann in Halle gibt, er also bestimmt Br. dieser Loge ist.

In dem Gemeinderat also, der, wie Pfarrer Hasse sagt, wiederholt die Anregungen, endlich die Maske abzumontieren, unter Hinweis auf die „Tradition" zurückwies, ist jedenfalls ein zugeteilter Meister des Ordens, der in seinen eingeweihten Kreisen die „Tradition" aufrecht hält, den Logenfluch über die vom Orden Gemordeten abergläubisch mit allen Kräften und aller Volksempörung zum Trotz immer wieder durch



Viele große Künstler haben sich in vergangenen Jahrhunderten bemüht, ein Lutherbild dem Volke zu schenken. Aber da alle vorhandenen Bilder so ungeheuer von einander abwichen, und die protestantische Kirche es vorzog, die Totenmaske Luthers 400 Jahre hindurch durch deren Aufmontierung auf eine Wergpuppe zu schänden, statt sie in würdiger Form den Künstlern und dem Volke voll zugängig zu machen, so mußte der Plan von ihnen aufgegeben werden. Der Kunstmaler Paul Bender, München (alte Düsseldorfer Schule), hat nun in gewissenhaftester Anlehnung an den von uns erstandenen Totenmaskenabguß und an Hand der Mitteilungen authentischer Quellen und Bilder über Augenfarbe, Haare und Tracht das lebensvolle, so überzeugende, den Zügen der Totenmaske so ähnliche, lebensgroße Bildnis gemalt.

die Jahrhunderte aufrechtzuerhalten. Über ihm aber wachen noch in zwei Instanzen der Kirchenbehörden Brr. Freimaurer!*)

Hoffen wir, daß die Hoffnung der Brr. auf Deutsche „Eintagsfliegenart" diesmal vergeblich ist und die Wergpuppe mit der Totenmaske Luthers nicht nur eine Zeitlang nicht mehr gezeigt wird, sondern im Namen der lebenden Nachfahren Luthers und aller Deutschen die Abmontierung endgültig verlangt wird.

Da wir es mit so abergläubischen Gegnern zu tun haben, kann ihnen der Anbruch einer neuen Zeit auch nur durch solche Antwort der Deutschen fühlbar gemacht werden.

8. Die Rosenkreuzer stehlen für sich Luthers „Petschaft und Gemerk".

Wir haben Melanchthons Verrat an Luther zu dessen Lebzeiten schon des öfteren kennen gelernt und wundern uns nicht, daß er gleich nach dessen Tode nun die Lutherlehre selbst umbiegt und weiter Verrat übt. Wie bewußt er dies tat, beweist uns ein Zeitgenosse Luthers, Dr. Ratzeberger.**) Er berichtet, daß der Hochgradbruder Philipp Melanchthon die Anordnungen des sterbenden Luther nicht nur nicht erfüllt, sondern im Gegenteil ihnen zuwidergehandelt hat. Er schreibt noch vor dem Jahre 1558:

> „Man will fuer eine bestendige Wahrheit sagen und beteuern, da Dr. Luther seine Schwachheit vormerket und besorget es wurde noth haben mit seinem leben habe er für seinem Ende einen guten freundt, welcher dazumal ump Jhn zu Eisleben gewesen und hernacher Pfarher zu St. Nikolaus worden und Magister Johannes Rothar geheißen, befelig getan, Das sobald er nache seinem Tode kegen Witenberg kommen wurde Philipum ernstlich ermane wolte, Das er vermoge der neulichsten Unterredung, welche er, Lutherus, mit Jhme gehalten, etzliche Punkt in seinen Locis communibus, so Lutherus gefochten undt Philipum darinn überwiesen, wegtun und außenlassen wollte, und obwohl solcher des Hern Lutheri Befehlig dem Hern Philipo ist vormeldet undt angezeiget worden, hat doch ihn Philippus im Wenigsten nicht nachgesetzt sondern allererst nach des Heren Lutheri Tod in die neue Edition noch mehr gesetzet denn in der ersten gewesen."

Luthers „Privatsiegel, Petschaft und Gemerk", das er zu Lebzeiten allein geführt hat, wird Frau Luther dem Kirchenleiter und Logenbruder Melanchthon anvertraut haben; man konnte ihr sicher begreiflich machen, daß zum Wohle der Lutherkirche die Autorität des Nachfolgers hierdurch gestärkt werden konnte. Wie entsetzt uns aber das weitere Schicksal dieses Siegels! Der berüchtigte Rosenkreuzerorden, der mit allen anderen Geheimorden von Luther nachdrücklich verworfen war, ist fünfzig Jahre nach Luthers Tode nicht nur im Besitz dieses Siegels, Petschaft und des „Gemerk", nein, der freche Mißbrauch wird von ihm zum Ködern ahnungloser Lutheraner benutzt! Welche Rolle mag der Bruder Melanchthon bei diesem Besitzwechsel gespielt haben? Edler Bruder Melanchthon, warum ist das Privatsiegel Luthers nicht in den Händen der Nachkommen Luthers, warum in den Händen der von Luther verworfenen Geheimsekte, der du angehörtest? —

*) Kennzeichnend für die Einstellung und Wahrheitliebe der Kirchenbeamten der Marienkirche und für die Skrupellosigkeit, mit der sie das Andenken an den großen Deutschen trüben, ist die Tatsache, daß Pfarrer Fritze am 5. 3. 1931 an eine Deutsche Frau, die uns diese Mitteilung macht, geschrieben hat:

„Die Lutherfigur — nicht Wergpuppe — oder „Schreckgespenst" — sondern ein ehrwürdiges Denkmal des 17. Jahrhunderts, wird bei uns als Kunstwerk (Luthers Anweisung gemäß) in Ehren gehalten."

Dies sagt Pfarrer Fritze, obwohl er in unserer Veröffentlichung in „Ludendorffs Volkswarte" doch gelesen hatte, daß sein Vorgesetzter, Generalsuperintendant Schöttler, an seinen Kollegen Stolte von einer „höchst abstoßenden Verbindung" der Totenmaske mit einer Figur geschrieben hatte!

Wir haben diesen Kirchenbeamten in Folge 13 der „Ludendorffs Volkswarte" aufgefordert, die Dokumente zu veröffentlichen, nach der Luther selbst die Schändung der eigenen Totenmaske durch die Aufmontierung in „höchst abstoßender Weise" angeordnet hat.

**) Siehe „Die Berichte über Luthers Tod und Begräbnis" von Christof Schubart, Weimar, Hermann Boelaus Nachfolger 1917.

Das Siegel Luthers ist anders als das von Rosen umschlungene Kreuz der Rosenkreuzer, doch machte es die Fälschung und List leicht. Es ist ein Kreuz in einem Herzen, und Rosen umgeben das Herz. Edler Bruder Melanchthon, solltest vielleicht du den Siegelentwerfer mit Anregungen befruchtet haben, die dem späteren Schicksal des Siegels dienlich waren? Man sieht, dies Siegel ließ sich jedenfalls prächtig zu dem ungeheuerlichen Frevel mißbrauchen: Den Ordensfeind Luther nun mit einenmal als den „Patron" des Ordens zu nennen! Luthers Privatsiegel sollte nun beweisen, daß er, der Ordens- und Judenfeind, diesem jüdisch-kabbalistischen Geheimorden vorgestanden hätte! Nun war es freilich leicht, Geistliche der Kirche und Fürsten in diesen Orden zu locken und sie bis in die jüngste Zeit in die Hörigkeit der „unbekannten Väter" des auserwählten Volkes zu bringen, so zum Beispiel Johann Sigismund und König Friedrich Wilhelm II., welch letzterer „auf Befehl dieser unbekannten Väter" hohe Beamte ins Gefängnis setzte! „Luthers Geheimorden", durch Siegel, Petschaft und Gemerk beglaubigt, wer konnte da mißtrauen? Eine Teufelslist von unheimlicher Auswirkung!

Aber noch ein weiteres war leicht! Dieselben Diener der List, die Juden, die unser Blut hassen und alle Spaltungen der Nichtjuden begrüßen als Mittel, die Gruppen gegeneinander aufzuhetzen und das verhaßte Gojblut fließen zu lassen, ergänzten diese Teufeleien des Geheimordens unter den Katholiken. Die Rosenkreuzer hetzten, nach der Angabe des Hisaias sub Cruce, Gregor den VIII., obwohl sie Luthers Siegel mißbrauchten und ihn ihren Patron nannten, heimlich gegen die Lutheraner auf! Ebenso erfolgreich hetzten die Juden in der katholischen Kirche und später in dem schlimmen Jesuitenorden (siehe „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" von E. und M. Ludendorff, Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München) Nichtjuden wider die Lutheraner auf durch den Hinweis auf den Unfug des Rosenkreuzerordens, den sie einen „Orden Luthers" nannten. Nun war es leicht, Katholiken zur Gegenreformation, zum blutigen Kampfe aufzupeitschen, denn die Lehre der Rosenkreuzer und ihr Handeln war so offensichtlich „Teufelswerk", daß die Katholiken glaubten, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn sie sich in den kommenden Jahrhunderten vom Orden Jesu zum blutigen Kampf gegen die „Ordenslehre" Martin Luthers peitschen ließen.

Blut floß, viel Blut der Nichtjuden, und hierdurch nur gelang es, in der „Gegenreformation" das Deutsche Volk im Glauben zu spalten, die Befreiung aller Deutschen vom römischen Joch zu verhindern. Wieviel Blut dieser geheime Rassenkampf der Juden fließen ließ und wie sehr vor allem für die Ausrottung des damals noch reinblütigen Adels gesorgt wurde, mögen die Zahlen beweisen, die wir der „Peremtorialvocation der Rosenkreuzer" von 1620 entnehmen. Darin wird mitgeteilt, daß Ende des 16. Jahrhunderts innerhalb 30 Jahren in England, Niederland, Frankreich und Spanien 840 000 Glaubensmorde stattfanden, davon 39 an Fürsten, 148 an Grafen, 255 an Freiherren, 147 518 an Adeligen und die übrigen an Nichtadeligen. Das genügt selbst einem haßdurchsetzten Rabbinerherzen und genügt auch Rom.

Das Stehlen des Luthersiegels, des Petschaftes und „Gemerkes", welches Luther umfälschte in den Patron einer Sekte von Rosenkreuzern und selbstverständlich die Lutherkirche, im Gegensatz zu Luther, geheimordenfreundlich und judenfreundlich, weil judenhörig, gestaltete, können wir einen sehr wertvollen Erfolg der Juden nennen. Wenn wir aber überdies der durch Droheide erlangten Befehlsgewalt der „unbekannten Väter" über Geistliche und Fürsten gedenken, die kein Bedenken trugen, in diesen vermeintlichen „Lutherorden" einzutreten, wundern wir uns nicht, daß Luthers Werk der völkischen Befreiung nach seinem Tode nicht weitergeführt wurde, sondern daß die

protestantische Kirche sich auswuchs zu einer ebenso wichtigen Stütze der Juden und jüdisch geleiteten Geheimorden, wie es die katholische Kirche ist.

Angesichts dieser Tatsachen überrascht es uns nicht, die Rosenkreuzer heute wieder als die „Stillen im Lande" blühen zu sehen. Geistliche, Dichter, Leiter von Jugendverbänden sind ihre „geheimen Meister". Rosenkreuzer, Freimaurer und Vollblutjuden stehen in großer Zahl auf den Kanzeln und in den Gemeindeverwaltungen und Synoden der protestantischen Kirche. Es überrascht uns nun auch nicht, daß gerade protestantische Pfarrer, die im Hauptamte Levitenpriester mit Aaronsschurz sind, in vorderster Linie durch Gegenschriften gegen die erlösende Schrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" (E. Ludendorff) gehässig zu geifern sich bemühten.

Wie durch ein Wunder wurde uns in einer Kampfschrift gegen den Rosenkreuzerorden aus den Jahren 1610 bis 1615 der Diebstahl des Luthersiegels in seiner Wirkung auf die Menschen, die ihn erlebten, erhalten. Wir geben diese hochbedeutsame Quelle wörtlich wieder, die uns auch von einer sehr interessanten Drohung der Rosenkreuzer Pfarrern gegenüber berichtet, die sich erkühnten, treu nach der Lehre Luthers gegen diesen Geheimorden kämpfen zu wollen; das Büchlein heißt:

„Spiegel des Ehrgeitzes. In welchem zu sehen, Wie der Teufel von Anfang der Welt durch diß Laster gröste Abgötterey, Ketzerey, Rotten, Sekten und allerley erdichte Newe Orden zu Wege bracht hat, darauff denn allzeit große Aufruer, Kriege, schreckliche Blutvergießen, Veraenderung, Verwuestung und Zerstörung maechtiger Koenigreiche, Laender und Staedte erfolgt ist . . . fuer Augen gestillet durch Johannem Hintnem Trefurensem Historicum." Hierin heißt es Kapitel 5:

„Erstlich, daß solch hochverstendigen Theologen, wenn ihnen schon in den Buchladen solche Tractata und dergleichen fürkommen gewiß wissen, daß „solcher Orden" (er spricht von den Rosenkreuzern) „Lutheri Lehre nicht gemehs, auch solche nicht befördert sondern vielmehr verhindert, daß sie sich bedenken, was daran zu wenden in Betrachtung, daß Lutherus, mit oberrauß großer Mühe und Lebensgefahr Tag und Nacht geschrieben und gearbeitet, daß er alle erdichte Orden und Brüderschaften von der Augsburger Konfession verworfen und abgesondert."*)

Die Schriften, die Luther nach dieser Angabe gegen die Geheimorden geschrieben hat, sind verschwunden. Br. Philippus, der du die Obhut über das gesamte geistige Vermächtnis Luthers in Händen hattest, ist die Frage erlaubt, wo diese Schriften geblieben sind? Weiter lesen wir:

„Was nun belanget alle Orden in der Welt hat doch keiner ein solchen wunderlichen Patron erwehlet, als die Fratres Crucis Rosae erwehlet haben nemlich das Signet, Pittschafft und Gemerck Lutheri, und wann Lutherus jetziger Zeit sollte wieder kommen und die wunderliche Fraternitet sehen und daneben hören, wie sie sich selbst titulieren, würde er gewiß sagen: Ey, lieben Hern, was macht ihr? Habt ihr mein Signet und Pittschafft bisher so fleißig verwahret, Ey was ihr tut, macht nur nach dem Signet nicht falsch Handschrift!

Ferner würde er sagen: Warum habt ihr davon ein Fraternitet gemacht, hättet ihr sie doch von meinen Stiffeln oder Handschuen gemacht, das weren doch allzeit zween und zween Brüder gewest, von einem Vater gezeugt."

Wie wenig ahnte dieser harmlose Deutsche den teuflischen Sinn und die ungeheuere Tragweite dieser Fälschung!

Im Kapitel 8 heißt es:

„Und möchte einem nur wundern, daß diese Leute sich der augsburgischen Konfession dürfen rühmen, da doch in derselben Konfession Anno 1530 viel weniger und dem schmalkaldischen Bunde oder in den Formulis Concordiae ihr im geringsten nicht gedacht und noch viel weniger des Signets Lutheri, von welchem sie doch ihren Nahmen und Anfang erdichten. Die Augsburger Konfession will lauter und rein sein und leidet keine Newe Sekt, sondern verwirft, verstoßt und widerlegt solche. . . . So kann man der Confession die Schuld nicht geben, sondern dem Teufel, welcher das Unkraut mit unter den guten Sahmen mischet . . . Also hat die Confession einen

*) Manche Anhaltspunkte für Melanchthons sonderbares Verhalten während der Augsburger Tagung, von der er mit viel List Luther selbst fern auf der Koburg gehalten hatte, finden sich z. B. in Adolf Hausrath: „Luthers Leben", Berlin 1904, 2. Band, Kap. 35—36.

Abschew an allen Häreticis"*).

Im Kapitel 9 berichtet Hintnes, daß der Rosenkreuzer Mars de Busto den Lutherischen Geistlichen droht:

„Ich will nicht hoffen, daß die Geistlichen, welche man Theologen nennt, sich einer solchen Erklärung" (gemeint ist eine Kampfschrift) „unterwinden werden, weil ihnen die Sache nichts angeht. Sie sind Theologen, wir Brüder Theosophiae, die Prediger werden bei ihren Themata bleiben."

Hintnes sagt zu dieser Drohung an die Geistlichkeit:

„Siehe doch, lieber Leser, was diese Leute suchen und begehren, die Prediger sollen, wo oben gemelt, nur predigen und still dazu schweigen, wann gleich diese Fraternitet noch so wunderliche närrische Sachen fürbrechten. Ja, so paßt Euch der Braten, ihr Rosenkreuzer."

Um zu ermessen, was es bedeutet, daß Luthers Person nach seinem Tode mit dem Orden der Rosenkreuzer verquickt wurde, müssen wir uns erst ein Bild dieses Geheimordens machen können. Lennings Handbuch will die Brüder Freimaurer glauben machen, der ältere Rosenkreuzerorden vom 14. bis zum 17. Jahrhundert wäre nur eine „Fama" ohne realen Hintergrund, und will dies damit beweisen, daß die Einladungen, die die allerheiligste Fraternitet „An alle, alle" richtete (ganz wie Trotzki!) und die von vielen mit Anmeldungen beantwortet wurden, nie von dem Orden beantwortet worden wären. Dabei muß der Verfasser von Lennings Handbuch doch wissen, daß die Rosenkreuzer im Anfang des 17. Jahrhunderts in Verteidigungsschriften auf Anklagen, gerade auf diesen Vorwurf eingehend, geantwortet haben. So steht zum Beispiel in der „Apologia", „das ist kurze und doch wahrhaftige, wohlbegründete Ablehnung aller derer Beschuldigungen usw. von Notarium Germanum C. W. 1620", daß der Orden eine „Vocatio generaliter", aber eine „Electio specialiter" mache und absichtlich nur wenigen geantwortet habe!

Auch Glöckler und Hirsch wollen die Werke der Rosenkreuzer dem Johann Valentin Andrä zuschreiben, was ihrem Inhalt nach ganz unmöglich ist. (Stuttgart 1886.) Weshalb aber das Bemühen? Lennings Fama von der Fama der alten Rosenkreuzer ist zu verstehen, weil ein Freimaurerbuch nach Hieber ja nicht die Wahrheit zu sagen braucht, und weil die Rosenkreuzer so tollen Unsinn schrieben und durch ihr Tun die Umwelt so empörten, daß Anfang des 17. Jahrhunderts ihren unbekannten Vätern der Boden unter den Füßen zu heiß wurde und sie „Hundert Jahre Schweigen" geboten. Dann tauchten die Rosenkreuzer als Unschuldknaben mit den Freimaurern Anfang des 18. Jahrhunderts wieder in Deutschland auf. Die üble Fama über sie war vergessen, Dokumente genug waren verschwunden, und der Zauber konnte von neuem beginnen!

Der Orden der Rosenkreuzer lehrt wie die Freimaurerei, daß er schon seit Salomo bestehe, aber von Christianus Rosenkreuz 1388 neue Satzungen erhalten habe. Wir entnehmen den Rosenkreuzerzeitschriften der Jahre 1600—1620 ferner folgendes. Ganz wie die Freimaurerei erzählen sie, Adam habe nach dem Sündenfall noch einen stattlichen Rest der göttlichen Weisheit behalten und an seine jüdischen Nachfahren weitergegeben. Die Geheimlehre der Kabbala sei der Inbegriff dieser Weisheit. Der Neugründer hat sie mit „Physika, Mathematika" und der arabischen „Magia" in „Harmonei" gebracht. Die Rosenkreuzer rühmten sich, alles zu wissen, was in allen Büchern der Welt gelehrt werde, alle Sprachen der Erde zu sprechen, Geheimmittel für immerwährende Jugend und Gesundheit zu haben, Gedanken der Menschen zu erkennen und aus der Ferne sie zu lenken. Sie haben den Stein der Weisen gefunden,

*) Aus dieser Behauptung des ernsten Wissenschaftlers, der 60 Jahre nach Luthers Tode dies niederschrieb, geht klar hervor, wie sorgsam schon damals der Text der Konfessio verborgen blieb. Wie wenig ahnte dieser Mann, daß Luthers geheimordenfeindliche Überzeugung ja nicht in der Konfessio Augustana, die Melanchthon verfaßt hatte, zum Ausdruck kommt.

können sich unsichtbar machen, können aus Blei, Zinn und Eisen Gold machen, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Erhaben über den Reichtum, den sie sich durch das Goldmachen jederzeit verschaffen können, wollen sie nur Kranke pflegen und Menschen lieben und so nebenbei die ganze Welt reformieren, die dann von „Elmann Ratta", dem Weltkönig, beherrscht werden werde. Das waren verlockende Verheißungen, und die Rosenkreuzer ließen sich demütig um Aufnahme bitten. So schreibt 1615 ein Bittender:

„Bitte derhalben E. L. ganz demütiglich und untertänig mein geringe persohn nit zu verschmähen, sondern mich auch gleich wohl nit als einen gelehrten jedoch in die Anzahl der Diener wonit wie ein Brüder günstiglich auf und an zu nehmen."

Die wertvollen Menschen wurden ganz wie im Illuminaten- und Freimaurerorden eingefangen durch das angegebene Hochziel der Glaubensfreiheit und Duldsamkeit des Ordens. Wie es aber um diese Duldsamkeit im Orden beschaffen war, sehen wir an den lieblichen Drohungen gegen die Gegner, zum Beispiel gegen Menapius oder Hisaias sub Kruce oder Hintnes. Dem einen wird gesagt, wenn er noch einmal eine Angriffsschrift schreibe, werde ihm die allerheiligste Fraternitet das „Requiem blasen"! Dem andern wird gedroht, er werde in Straßburg von dem „unsichtbaren Bruder" überwacht. Dem dritten endlich wird der „mors violens" prophezeit. Alle Drohungen kommen natürlich aus dem Versteck der Anonymität.

Die Bücher der „allerheiligsten", „allererleuchtetsten" und „allerwürdigsten" Brüder sind von einem Stumpfsinn und verworrenen Aberglauben, daß man sie noch nicht einmal einem wegen Geistesschwäche zum Schulbesuch unfähigen Kinde zumuten dürfte. Wenn Freimaurer sich mit ihrer Lektüre befassen, so können sie die seltene Freude erleben, die Bücher ihrer Brüder Hieber und Glöde und anderer „Höchstleuchtender" im Vergleich mit ihnen als klar und inhaltsvoll, ja, gedankenreich zu empfinden. Man begreift, weshalb der heute wieder so erstarkte Orden der Rosenkreuzer sich so ganz besonders geheimhält und nicht gern an die Rosenkreuzer des 16. und 17. Jahrhunderts zurückdenkt!

Man muß den Tiefstand des jüdisch-kabbalistischen Geheimordens kennen, muß vor allem seine Judenhörigkeit vor Augen haben, um zu begreifen, was es heißen will, daß ein Mitglied des Geheimordens Luthers Nachfolger und Sklave der „unbekannten Väter", der Juden, war. Aus der judenfeindlichen Reformation mußte zwangsläufig die judenfreundliche, ja, judenverherrlichende werden, aus der Reformation die Kirche eines „Rosenkreuzers", den Rom seinen Gläubigen mit Hilfe dieser Fälschertat Br. Melanchthons verächtlich machte.

Durch teuflischen Mißbrauch des Luthersiegels gelangten die Rosenkreuzer und Freimaurer und mit ihnen die Juden zur Macht in der Kirche des Juden- — Rosenkreuzer- — und Freimaurerfeindes Luther, ein Weg zur Macht, würdig der Juden und künstlichen Juden!

9. Die Vollendung des Verrates an Luthers Kampf gegen Rom.

Ganz ebenso wie Melanchthon Luthers Kampf gegen die Juden umfälschte, wie er aus der geheimordenfeindlichen Reformation eine rosenkreuzlerische nach Luthers Tode machte, so fälschte er auch Luthers Kampf gegen Rom, und zwar aus eigener Katholizität gründlich um. Man hat hier den Eindruck, als ob Melanchthon überhaupt immer Katholik geblieben sei und sich nur den Schein der protestantischen Überzeugung gegeben hätte, so etwa wie Professor Heiler in Marburg in unseren Tagen. Hatte schon Melanchthon bei der Abfassung der Augsburger Konfession seine Katholizität bewiesen, so tauchten hierfür immer wieder verräterische Zeichen hervor. Wir erinnern hier an den

Brief Br. Melanchthons an Herrn von Carlowitz, in dem er Luthers Charakter so nebenbei verleumdete (s. o.). Seine tatsächliche Einstellung erweist auch sein letzter Besuch bei seiner Mutter. Als diese ihn fragte, was sie denn nun glauben solle bei diesen Glaubenskämpfen, riet er ihr, sie solle glauben, was sie bisher geglaubt hätte, also katholisch bleiben.

Vom Speierer Reichstage aus im Jahre 1529 besuchte er seine Mutter in Bretten. Melchior Adam berichtet von diesem Gespräche mit seiner Mutter in „Vitae Germanorum Theologorum", Francof. 1620, Seite 333:

„Vidit eodem tempore postremum Melanchthon matrem suam, ad quam Spira excurrit. Ab ea cum interrogatus esset, quid sibi in ejusmodi controversiis credendum, responsit, auditis illius precibus, quae nihil superstitionis habebant, ut pergeret hoc credere et orare, quod credidisset et orasset hactenus, nec pateretur se turbari conflictibus disputationum."

Verglichen mit dem Grauen, das die Lutheraner vor dem papistischen „Aberglauben" hatten, ist dies Verhalten völlig luthergegnerisch und kennzeichnet, wie sehr sich Melanchthon vor Luther verstellt haben muß, da dieser ihm die Leitung der Kirche nach dem Tode anvertraut hat!

Doch weit ernstere Zeichen der Katholizität gab Melanchthon in seiner Augsburger Konfession und allen Nachträgen. Wer Br. Melanchthons Verrat der Lutherkirche an Rom durch die Konfessio Augustana voll werten will, der darf sich nicht mit der Behauptung betrügen lassen, Melanchthons „Sanftmut und Friedensliebe" habe ihn so versöhnlich Rom gegenüber gestimmt und so „leiden lassen" unter der Trennung, Oncken, Band III, beweist einwandfrei, wie dieser selbe Melanchthon gehässig gegeifert und gehetzt hat, um Luther mit Zwingli zu verfeinden, wie er durch Intrigen ohne gleichen jede Annäherung und Versöhnung der Reformierten mit den Lutheranern hintertrieben hat, wie er, als sie sich zur gemeinsamen „Protestation" gegen Rom trotzdem endlich fanden, sich „wie ausgelöscht" fühlte. Dieser zu jeder Verleumdung und niederträchtigen, hinterhältigen Kampfesweise allzeit bereite Br. (s. Oncken) folgte den Weisungen seines Br.'s Erzbischof von Köln und noch weit auffälliger den Anweisungen des römisch gläubigen Br.'s Erasmus, seines Lehrers, der ihm die Augsburger Konfession eingab. Hinter Br. Erasmus aber stand der Papst selbst. Wie es in dieses Br.'s Seele aussah, beweist sein Ausspruch: Der Christ, der lasterhaft lebe, aber in der alten Kirche bleibe, sei besser als der, der aus ihr austritt.

So vertrat Melanchthon, der Schüler und Br. des Erasmus, in Augsburg die Gegner Luthers, die Papisten. Wie sehr die mitlebenden Protestanten in Augsburg jedes Vertrauen verloren hatten, beweist unter vielem anderen das Beispiel, das Oncken, Band III, Seite 733, anführt:

„Es ist bezeichnend, daß Johann Friedrich seinen Räten ausführliche Vorsichtsmaßregeln mitgab, um jeden bedenklichen Verkehr Melanchthons mit den Gegnern zu verhindern; sie sollten ihn überhaupt möglichst wenig aus dem Hause lassen."

Es handelte sich hier um den Regensburger Reichstag 1541. Hier war also Melanchthon als Römling von vielen schon voll durchschaut. Kennzeichnend für die Ungeheuerlichkeit, daß ein Br. Melanchthon in Augsburg den Romfeind Luther vertrat, ist sein kriechendes Schreiben an den päpstlichen Legaten. Oncken, Band III, S. 621, berichtet:

„Denn hieß es nicht, jede Spur von protestantischer Gesinnung verleugnen, wenn er" (Melanchthon) „an Campeggi (den päpstlichen Legaten) „schrieb, sie stimmten in allen Dogmen völlig mit der römischen Kirche überein und seien bereit, ihr zu gehorchen", wenn sie vermöge der Milde, welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen habe, einiges wenige stillschweigend übersieht

oder nachläßt, was wir, wenn wir auch wollten, doch nicht abändern könnten?" Es genügt ihm nicht, dies einmal zu versichern; „wir verehren", wiederholt er, „die Autorität des römischen Papstes und die ganze kirchliche Verfassung mit aller Pietät, wenn uns nur der römische Papst nicht verstößt. Aus keiner anderen Ursache sind wir in Deutschland so verhaßt, als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen" . . . „nur deshalb habe er" (Melanchthon) „so eifrig nach Frieden" (mit Rom) „gestrebt, um der drohenden Vereinigung der Lutheraner mit den Zwinglischen vorzubeugen."

Der Sinn der Augustana war also Verrat des Lutherwerkes an Rom und Verhinderung einer Verständigungmöglichkeit der Lutheraner mit den Reformierten!

Die Herren Theologen leisten sich die unbeherrschteste Kampfesweise diesen meinen Feststellungen gegenüber, und da tut es ihnen wohl recht gut, wenn ich noch einige Belegstellen für das Verräterwerk Melanchthons anführe. Wie er mit Rom stets zu paktieren trachtete, wie er einen Grundpfeiler der Lehre Luthers nach dem anderen an Rom preisgab, das alles kann man nur unter Ableugnung der geschichtlich bekannten Tatsachen bestreiten. Der Kurfürst von Sachsen mißtraute Melanchthon, anläßlich einer Abänderung an der Augustana 1537 und seiner Abweichung von der lutherischen Rechtfertigunglehre, und sagte zu Luther:

„Dieses geschieht nun, weil (= während) wir und ihr, Herr Doktor Martinus, leben; was wird geschehen, wenn wir beide die Augen zutun? Unser ältester Prinz ist ein Kind und unser Bruder noch jung, und an geschickten Leuten ist ein Mangel!" (Zöckler: „Die Augsburgische Konfession", S. 42.)

Melanchthon will in einem Gutachten an Franz I. von Frankreich den Papst anerkennen (1533).

„Er (M.) erklärt sich darin für Beibehaltung des Papsttums und der bischöflichen Verfassung, sofern nur die in beiden Einrichtungen verkörperte Gewalt nicht mißbraucht werde. Ebenso erscheint ihm die Beibehaltung der meisten äußeren Gebräuche sowie eine in richtiger Weise gehandhabte Beichte unbedenklich; auch das Fortbestehen der Klöster gesteht er mit einigen Einschränkungen zu." Ellinger S. 319. (Auch die weiteren Teile des Gutachtens kommen dem Papsttum soweit entgegen, daß von der protestantischen Auffassung kaum etwas übrig bleibt.)

Die Schmalkaldener Artikel (siehe Seite 58) gaben Luther Gelegenheit, einen scharfen Trennungstrich zwischen dem Papsttum und der protestantischen Lehre zu ziehen. Das Papsttum unterwarf er dabei einer vernichtenden Kritik. Was tat Melanchthon?

„Melanchthon war die Schrift viel zu scharf; namentlich stieß es ihn ab, daß Luther in den äußeren Einrichtungen, zu denen er im letzten Grunde auch das Papsttum rechnete, gar nichts nachgeben wollte. Da nun der Kurfürst dringend wünschte, daß jeder ohne Rücksicht auf Luther seine Meinung über die vorgetragenen Fragen äußern solle, hielt sich Melanchthon verpflichtet, wenigstens seiner abweichenden Meinung über die päpstliche Gewalt Ausdruck zu geben. Er machte daher den Zusatz: ‚Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelio wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, nach menschlichem Recht auch von uns zugelassen sei!" Ellinger, S. 341.

„Obwohl er seine Theologen verpflichtet hatte, mit ihrer wahren Meinung nicht zurückzuhalten, gab Kurfürst Johann Friedrich seiner Unzufriedenheit einen kräftigen Ausdruck, als ihm dieses Separatvotum des Magisters zu Gesicht kam. Es hieße Gott versuchen, schrieb er an Luther in einem sehr wackeren Briefe, sich wieder unter den Papst zu stellen, nachdem man durch Gottes Gnaden von seiner babylonischen Gefangenschaft frei geworden sei. Osiander aber glossierte Melanchthons, „wenn der Papst das Evangelium zuließe" mit den Worten: si diabolus fieret apostolus: wenn der Teufel ein Apostel würde, könne man ihn auch nach weltlichem Rechte anerkennen." Hausrath: Luthers Leben, S. 371/2 II. B.*)

*) Solches mit dem Papste „Versöhnen", wie es Melanchthon da betrieb, kann aber gar nicht etwa wie dies den Theologen so geläufig ist, aus der so „friedfertigen" Veranlagung des Hochgradbruders Melanchthon erklärt werden, denn andrerseits war gerade er es, der eine Versöhnung Luthers mit Zwingli immer wieder verhindert hat. Erst hierdurch wird der edle Br. so ganz enthüllt, denn auch der Streit unter den Reformatoren war ja eine Rom hochwillkommene Schwächung der Feinde! Für diese zweite „Arbeit" des Bruders seien noch folgende Belege angeführt:

Nur wer dieses Teufelswerk Melanchthons kennt, der weiß, was es bedeutet, daß die Protestanten den Lutherreformationtag in 400 jähriger Wiederkehr im Jahre 1917 nicht feierten, aber im Jahre 1930 die Konfessio Augustana mit großem Prunk und in heller Mitfreude der Katholiken festlich begingen.

Die protestantischen Fürsten und die großen Reformatorköpfe der Lutherkirche wollten sich die Augsburger Konfession nicht als Grundlage gefallen lassen und forderten Luther auf, noch einmal die Grundlagen der Lehre in Artikeln zusammenzufassen und auf einem Gegenkonzil gegen das römische Konzil, das die Protestanten einlud nach Mantua, um sie da vollends zu überstimmen und zu erledigen, zu vertreten.

Am 3. Januar 1537 hatte Luther diese Artikel als „Schmalkaldische Artikel" abgeschlossen. Aber kurz vor der Bundestagung des Schmalkaldischen Bundes erkrankte er plötzlich (!) und Melanchthon konnte allein auf diese Tagung gehen. Er unterschlug dort Luthers Artikel, legte sie überhaupt nicht vor, sondern die Augsburger Konfession wird mit einem Zusätzchen gegen das göttliche Recht des Papsttums von ihm zur Grundlage der Tagung gemacht. Luther wird wohl von der Tatsache der Unterschlagung selbst gar nichts gehört, sondern geglaubt haben, die Fürsten hätten seine Artikel abgelehnt. Auf Seite 51 führte ich schon Quellen für Melanchthons Verräterarbeit in Schmalkalden an.

Einer der grundlegenden, weltanschaulichen Unterschiede, die Martin Luther zwischen seiner und der römischen Lehre betonte, war vor allem die Lehre der Rechtfertigung

Melanchthon will zum Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli Papisten herangezogen haben!

Ferner machte er den merkwürdigen Vorschlag, auch einsichtige Papisten zu der Unterredung herbeizuziehen. . . . Denn seine Absicht war offenbar die, bei einem in Gegenwart von Katholiken stattfindenden Gespräch mit den Schweizern den Gegensatz zu diesen so stark hervorzukehren, daß es zum Bruch mit ihnen kam. . . . Daraus konnte sich vielleicht zwischen Lutheranern und Katholiken die Erkenntnis der Gemeinsamkeit der religiösen Hauptinteressen gegenüber den weiter gehenden Bewegungen ergeben, und es war so möglich, eine Grundlage zur Einigung zu schaffen." (Ellinger: Ph. Melanchthon S. 245.)

Melanchthon verhindert auf dem Marburger Religionsgespräch tatsächlich die Beilegung der Abendmahlsstreitigkeiten zwischen Luther und Zwingli:

„Trotz seines (Mel.s.) Schweigen wurde er von den Schweizern und Straßburgern mit unausgesetztem Argwohn betrachtet. Sie meinten wahrnehmen zu können, daß Luther schließlich in manchen Augenblicken zur Versöhnung geneigt gewesen sei. Aber sobald sich solche Anwandlungen bei ihm gezeigt hätten, habe Melanchthon ihn wieder völlig umgestimmt. Überhaupt sei er es gewesen, der beständig Öl ins Feuer gegossen habe." (Ellinger, S. 256.)

Neben vielen anderen päpstlichen Agenten stand auch der Bischof Cricius von Plozk mit Melanchthon in Unterhandlungen:

„In recht täppischer Weise versuchte Cochläus den Cricius von der Weiterführung der Bemühungen abzuhalten, indem er ihn in einer Widmung seiner Streitschrift gegen die Apologie öffentlich vor Melanchthons Falschheit warnte. Gerade diese ihm höchst unerwünschte Hereinziehung in die Öffentlichkeit gab jedoch Cricius die Veranlassung, wiederum und diesmal dringender, Melanchthon zum Abfall von Luther und seiner Sache aufzufordern. Ausdrücklich gesteht er in diesem Schreiben zu, daß er im Auftrage oder doch wenigstens mit ausdrücklicher Zustimmung des Papstes und der Kardinäle handele (Januar 1535). Aber auch jetzt brach Melanchthon die Verhandlungen nicht ab; im April ließ Cricius ihm durch einen Spanier, den Melanchthon an den nunmehrigen Erzbischof empfohlen hatte und der dann von diesem zurückkam, ein freundliches, die besten Beziehungen bekundendes Briefchen überbringen, und auch mündliche Aufträge — doch wohl im Sinne von Cricius' bisherigen Bestrebungen — scheint der spanische Vermittler überbracht zu haben. Cricius' Tod (1537) verhinderte dann eine weitere Fortsetzung der eigentümlichen Verhandlungen. Melanchthon scheint diese durchaus geheimgehalten zu haben; höchstens daß er Camerarius gelegentlich eine mündliche Mitteilung darüber gemacht hat. Wenn Melanchthon die Beziehungen fortbestehen ließ, auch dann noch, als sich Cricius als päpstlicher Unterhändler offenbart hatte, so erscheint uns das allerdings bei dem Reformator befremdlich." (Ellinger, S. 358).

ohne die Gesetzeswerke allein durch den Glauben nach Paulus, während der römische Katholizismus die Werkgerechtigkeit betonte, die in den Evangelien wiederholt betont wird (s. „Erlösung von Jesu Christo“). Br. Melanchthon wich schon zu Luthers Lebzeiten immer wieder von Luthers Lehre der Rechtfertigung allein durch den Glauben zur katholischen Bußlehre ab, und dies oft so auffällig, daß Luthers Freunde in seiner Umgebung ihn des „Kryptokatholizismus“ bezichtigen. Er schrieb auch dem Professor Kaspar Kruziger, als er ihm Thema und Disposition seiner Vorlesung, wie dies üblich, anordnete, vor, daß die guten Werke in dem „Articulo justificationis (von der Rechtfertigung) causa sine qua non“ sein müßten. Mit andern Worten, er stellte schon zu Luthers Zeiten, wo immer Luther ihn nicht scharf überwachte, die katholische Lehre der Rechtfertigung durch die Werke an Stelle der Grundlehre Luthers. Obwohl er, dem Luther trotz seines Liebäugelns mit den Schweizer Brr.-Reformatoren bis zum Tode traute, an die Spitze der Lutherkirche trat, machte er, der Rosenkreuzer und „Bruder“ des Erzbischofs von Köln, im Leipziger Interim 1548, also 2 Jahre nach Luthers Tode, den Katholiken die weitgehendsten Zugeständnisse, handelte also an der Spitze der Lutherkirche lutherfeindlich. Damit nicht genug, gründete er den Bund der Kryptokalvinisten, dem sein Freund Crato, sein Schwiegersohn Peucer und viele andere angehörten, er unterwühlte also als öffentlicher Leiter der Lutherkirche diese tatsächlich auf geheimem Wege! Das war eine echt freimaurerische Tat, für welche die luthertreuen Deutschen recht wenig Verständnis hatten. Die Kryptokalvinisten wanderten 14 Jahre nach Melanchthons Tod im Jahre 1574 im Kurfürstentum Sachsen ins Gefängnis oder ins Exil, und der Verräter Melanchthon war der best verachtetste Mann unter den Lutheranern. Erst viel später haben ihn die Rosenkreuzer wieder zu Ansehen gebracht, und heute wird er den Protestanten als der „geistig bei weitem hochstehendere, vornehme, milde und versöhnliche Mann, als der eigentliche Schöpfer der Reformation“ viel gepriesen!*)

Als ich diese Enthüllungen über die Fälschung der Reformation Luthers zuerst in unserem Kampfblatt und dann in den früheren Auflagen dieses Buches veröffentlicht hatte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und protestantische Geistliche versuchten, meine Feststellung als „unwissenschaftlich“ und unwahr hinzustellen. Ich habe aber ihren Scheinkampf in unserer Kampfschrift widerlegt und auch von ehrlichen Geistlichen, die mir die volle Richtigkeit der Darstellung bestätigen, noch manchen Hinweis auf andere Quellen erhalten und zum Teil auch hierdurch dieses Buch noch erweitern können. Es ist stille geworden von Seiten der protestantischen Geistlichen; denn ich habe ihnen des weiteren auch die Vollendung des Verrates an Luther, ihre Rückkehr in den Schoß der Romkirche nur zu oft nachweisen können; freilich ist diese Rückkehr sehr listig ersonnen. Man weiß in Rom und weiß auch in der protestantischen Kirchenleitung genau, daß Millionen Protestanten an dem Tage austräten, an dem ihre geistliche Leitung offen ausspräche: wir gehören zur Romkirche. Ganz in der Stille vollzieht sich deshalb diese Rückkehr, erst eine spätere Generation soll offenbar vor die Tatsache gestellt sein.

In dem Jahre 1930, am 400jährigen Gedenktage der Konfessio Augustana, kam der teuflische Plan offenkundig an das Tageslicht. Wir haben in Ludendorffs Volkswarte Folge 29/30 darauf hingewiesen, daß sich in unseren Tagen jener ungeheuerliche Verrat, den Br. Melanchthon auch an dem Kampf Luthers zur Befreiung von der Romherrschaft vollzogen hatte, ausgewirkt hat. In Anbetracht der hohen Bedeutung dieser Tatsache gaben wir auch die kleine Schrift „Bekenntnis der protestantischen Kirche

*) Siehe Briefwechsel Melanchthons von P. Flemming, Naumburg a. d. S. 1904.

zum römischen Katholizismus"*) heraus. In ihr schrieben wir:

In der Schrift der „Deutsche Protestantismus auf dem Wege nach Rom" Widerstand-Verlag, Berlin 1930, nennt Pfarrer Petras die Konfessio Augustana:

> „Das Gegenteil eines Bekenntnisses zum protestantischen Denken, seine praktische Verleugnung. Die Schrift von Augsburg will nämlich darauf hinaus, darzutun, daß die Protestanten gute Katholiken sind und bleiben wollen." „Unsere ganze Lehre weicht nirgends von der katholischen oder römischen Kirche ab", sagt Melanchthon ausdrücklich und drückt damit die Reformation, die die seelische Revolution des Deutschen Volkes gegen die vom Priestertum ausgehende Zerstörung des organisch gewachsenen religiösen Lebens bedeutet, auf das Niveau einer innerkatholischen Reformbewegung, eines Streites um einige das Wesen der Religion gar nicht berührende „Mißbräuche" herab . . . Die Folgen dieser Schrift und ihrer Anerkennung waren daher für das Deutsche Volk und sein Geistesleben vernichtend."

Diese öffentliche Anklage eines protestantischen Geistlichen in Deutschland ist von unerhörter Tragweite oder kann es zum mindesten werden, wenn jeder diese Tatsache in protestantischen Kreisen verbreitet.

Wie wahr das Urteil ist, beweist auch der plötzliche ganz ehrlich enthüllte Jubel der katholischen Blätter über die Katholizität der „Konfessio Augustana".

Der „Bayerische Kurier", das Jesuitenblatt, Nr. 93, vom 8. Juli 1930, spricht von einem „jahrhundertelang verdeckten inneren Widerspruch" und führt aus Aufsätzen an, die der protestantische Professor Heiler in Marburg, der im Jahre 1919 noch katholischer Priester war und seiner Weltanschauung nach heute noch ist, in dem Sonderhefte der „Hochkirche" in England geschrieben hat. Englands Hochkirche soll ja genau so wie der Deutsche Protestantismus mit Rom wieder vereinigt werden und ist noch leichter dazu zu gewinnen, war doch der Leiter dieser Kirche schon zu herzinnigen Unterredungen im Vatikan. Der Protestant, Professor Heiler, der wohl sicher wegen seiner ernsten Bemühungen, den Protestantismus wieder römisch-katholisch zu machen, dereinst heilig gesprochen wird, hat noch jüngst die Marienverehrung Luthers bewiesen (siehe Folge 25/30 „L. V.") und scheint den Leichenhallen Loyolas recht nahe zugetan zu sein. Er beweist in seinem Aufsatze „die unbestreitbare Katholizität der Konfessio Augustana". Der „Bayerische Kurier" stellt freudig fest, daß Heiler diese Konfessio

> „als „ein dogmatisches Bekenntnis" zum Dogma der alten Kirche, der ganzen katholischen Kirche, ja sogar der römisch-katholischen Kirche"

ansieht.

Heiler beweist dies im einzelnen an deren Inhalt und führt, wie das Jesuitenblatt triumphierend meldet:

> „zwingend den Beweis, daß nirgends in der Konfessio der sakramentale Charakter der Firmung, Priesterweihe, Krankenölung geleugnet wird, gegen den Luther noch in seinen Weisungen für den Reichstag ankämpft; vor allem fehlt jede Bestreitung des römischen Primats, der für Luthers Kampftheologie wesentlich ist! Ebenso erkennt die „Konfessio" ganz eindeutig die drei Sakramente: Taufe, Abendmahl und Beichte an. Auch das ausdrückliche Festhalten an der Messe und fast allen Meßzeremonien wird betont."

Wir wissen nun zu wohl, weshalb wir, die wir doch protestantisch erzogen wurden, im Unterricht von dem Inhalt der Konfessio Augustana nichts hörten. Mittelalterlicher Katholizismus, knöcherne Dogmatik, dazu eine stattliche Dosis Angst und Feigheit und nicht eine Spur des offenen Kämpfergeistes eines Luther atmen die Worte des Heuchlers Melanchthon in der Augustana. Pfarrer Petras weist dies vor allem für den Gottesbegriff Luthers und der Konfessio Augustana nach. Man hat Luther nur die erste Fassung des Bekenntnisses zugesandt. Sein Kurfürst gebot ihm, nichts daran zu ändern. Melanchthon änderte sie danach noch mehr und mehr im römischen Sinne. Wenn er ausdrücklich in ihr betont, daß die protestantische Lehre mit der römi-

*) Ludendorffs Verlag G. m. b. H. München 1932, jetzt vergriffen.

schen Kirche nicht in Widerspruch stehe und kein Wort gegen das Herrscherrecht des Papstes über die Protestanten sagt, so gab und gibt diese Tatsache die Möglichkeit, wenn immer der Papst die Zeit hierfür für reif hält, sich auf Grund der Augsburger Konfession das Oberhaupt der Protestanten zu nennen!

Wir sehen, die Augsburger Konfession ist das wichtigste Dokument, das es dem Papste vor 400 Jahren schon möglich machte, die protestantische Kirche zu schlucken, sobald der Luthergeist genügend aus den Kirchenbeamten, den Pastoren gefiltert ist, so daß sie mit Rom liebäugeln, und dabei die protestantischen Laien genügend zur gedankenlosen Herde umgewandelt sind, um sich gegen diesen ungeheuerlichen Verrat der Pastoren nicht mehr aufzulehnen.

Heute ist dieser Zustand erreicht. Die protestantische Geistlichkeit weiß sich gar nicht genug zu tun in der Beteuerung ihrer Romfreundlichkeit und der Betonung der 400 Jahre lang vor der Laienwelt schamhaft „verdeckten" Konfessio Augustana. Die Jubiläumsfeier im Jahre 1930 sollte die Stunde des unverblümten Verrates an Luther werden. So konnten wir schon lange vor dem Augsburger Jubiläumsfest in den verschiedensten Zeitungen, so unter vielen anderen auch in dem „Hannoverschen Kurier" von der „Katholizität" der Augsburger Konfession von seiten protestantischer Pastoren usw. manch rühmendes Wort lesen. Professor Dr. Stange aus Göttingen wies z. B. in einem Vortrag darauf hin, daß

„der Grundgedanke der altchristlichen Christologie, der in der starken Betonung des Göttlichen beruhe, von der reformatorischen Christologie ergänzt werde. Es handele sich also bei beiden Richtungen um zwei verschiedene Typen, die sich nicht ausschlossen... die reformatorische Christologie, wie sie im Augsburger Bekenntnis zum Ausdruck komme, habe den großen Vorzug, daß sie durch das neue das Interesse und Verständnis für das alte vertiefe . . . So bestehe also in der Tat kein Gegensatz zwischen dem altkirchlichen Dogma und der Augsburger Konfession."

In schlichten Deutschen Worten heißt das also, die Konfessio Augustana ist vertiefter Katholizismus. So tönt es und tönte es von allen Seiten aus dem Munde der Kirchenbeamten, die Martin Luther heute noch gründlicher verraten als Melanchthon ihn verriet. Pfarrer Petras weist nach, daß Luther von der Koburg aus dem Verrat seiner Lehre nur deshalb zustimmte, weil Melanchthon zuerst zur völligen, auch äußerlichen Rückkehr in die Romkirche bereit war, er auch als „Geächteter" nicht in Augsburg erscheinen durfte und aus der Ferne nur wenig verhindern konnte.

Pfarrer Petras hat also recht, wenn er auf Seite 21 seiner Schrift sagt:

„Wer im Jahre 1930 die 400jährige Geltung des Augsburgischen Bekenntnisses feiert oder feiern hilft, der erklärt damit, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen Deutschem Protestantismus und römischem Katholizismus überhaupt nicht gibt."

Alle die vielen Millionen Deutschen, die in den Kämpfen der Gegenreformation gemordet und die als Ketzer verbrannt wurden, wurden also hingeschlachtet, obwohl ihr Glaube eigentlich durch Melanchthon längst an Rom verraten war.

Warum wurde aber dennoch das Blut der Abermillionen Menschen vergossen? Nun, ganz einfach, deshalb, weil Rom-Juda einen Rassekampf kämpft, und das Vernichten der freiheitdurstigen stolzen Deutschen immerhin eine sehr ersprießliche und für die Weltbeherrschung auch notwendige Tätigkeit war. Deshalb ließ man ja auch Millionen Deutsche Katholiken verbluten.*) Wäre die völlige „Ausrottung" der „Deutschen Ketzer" gelungen, so wäre nie der ungeheure Betrug an der Lutherreformation des Melanchthon, des „Bruders" hoher katholischer Geistlicher, mit denen er zusammen im Rosenkreuzerorden war, vor die Ohren der Laien gekommen. Ist doch auch der Deutsche

*) Siehe „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", von E. und M. Ludendorff, geh. 2.– RM., geb. 3.– RM., Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München, 41. bis 45. Tsd. 1935.

und der lateinische Urtext der Konfessio Augustana mit den Unterschriften verschwunden. Er wird wohl wie so manches wichtige Schriftstück im Vatikan zu finden sein?

Weshalb diese Vorsicht? Wenn die Ausrottung der Ketzer voll geglückt wäre, so konnte das Schicksal in der Geschichte als das glorreiche Gottesgericht, das „katholische Weltreich" gelehrt werden. Dann konnte es aber auch wichtig werden, den Urtext nicht mehr der Welt zur Verfügung gestellt zu sehen, denn Abschriften können Fälschungen sein! Und man konnte dann abstreiten, daß die Kirche der Ketzer sich so weit in dem Bekenntnis in Einklang mit der Romkirche gestellt hatte und es deshalb sehr notwendig war, die Millionen Ketzer auf das grausamste auszurotten!

Gelang aber die völlige Ausrottung nicht, nun so hatte man wohlverwahrt, und ohne ein Wort vorzeitig darüber zu reden, den Urtext in der Hand, der dermaleinst nachweisen sollte, daß die Protestanten zur Romkirche gehören. Mit dieser Betonung eilte es nicht, denn Deutsches Blut ist, ob es sich nun katholisch oder protestantisch nennt, das der Romherrschaft stets gefährliche Blut, und eine Spaltung und Glaubenskämpfe sind willkommene Schwächung und Gelegenheit zum Austilgen des verhaßten Deutschen Blutes. So hat Rom-Juda sich wohl gehütet, die Augustana zu betonen, sie blieb „verdeckt". Die protestantischen Theologen waren die einzigen, die sie kennen lernten, aber auch ihnen wurden der Verrat Melanchthons und der teuflische Sinn der Augustana sorglich verborgen. Ihre Aufmerksamkeit wurde abgelenkt auf das Verhalten der protestantischen Fürsten, des Kaisers Karl, der Kardinäle. Denn ganz wie heute der Papst fortwährend beteuert, wie weit die Irrwege und Abwege der Protestanten seien, so taten es auch damals der Papst und seine Vasallen; unter solch lautem Kampfgeschrei läßt sich am sinnvollsten der Verrat, das Aufgehen des Protestantismus in der Romkirche vollziehen.

Sobald man sich damals die Unterschrift der 8 Fürsten, 2 Städte und Melanchthons unter die Konfessio gesichert hatte, verschwand der Urtext.*) Die katholische Geistlichkeit gab auch nicht etwa auf diese Konfessio eine Antwort, sondern die Hunderte von Hetzantworten, die „Konfutatio" genannt, behandelten Schriften Luthers und einige Schriften Melanchthons.

Die Antwort Melanchthons aber, „Die Apologia", verteidigte nun diese Lehren.

Rom besaß jetzt die Unterschrift unter der Konfessio, die die „Katholizität der Protestanten" und ihre Unterordnung unter den Papst jederzeit beweisen konnte, und hatte dennoch fürs erste einen heftigen Glaubensstreit zur blutigen Austilgung widerstrebender Völker.

Solche Rassevernichtung war der wichtige Grund, weshalb man die Folgerungen aus der Augustana des Br. Melanchthon gar nicht zog, und Lutheraner und Katholiken in ihrer feindlichen Haltung gegeneinander beließ. Mord an Millionen, die ganze schauervolle Deutschenvernichtung, konnte nun einsetzen.

Weil aber weder der Dreißigjährige Krieg, noch alle Ketzerverbrennungen, noch der Krieg 1870, noch endlich der Weltkrieg, den der Papst Pius X. schürte (siehe Folge 21/30 „L. V."), alle Ketzer mordeten und die Revolution dank der wundervollen Haltung der Deutschen Arbeiterschaft nicht zu Massenmorden führte, so ist die Zeit nun reif, daß Rom die Augsburger Konfession, die jahrhundertelang den weiten Kreisen des Volkes völlig vorenthalten war, in den Vordergrund rückt. Deshalb hat Rom dafür gesorgt, daß sich die protestantische Kirche mit einem Male in der Jetztzeit auf

*) Das Nähere über das Verschwinden der Augustana ist in der Zeitschrift „Am heiligen Quell", Folge 8/1932 in dem Aufsatz „Die Urschriften des Augsburger Bekenntnisses verschwinden auf dem Wege nach Rom", von Otto Pfälzer, nachzulesen.

dieses katholische, mittelalterliche Dogma des Br. Melanchthon neu verpflichtet, das heißt heute gar nicht mehr Lutherkirche, sondern evangelische Melanchthonkirche genannt werden muß!

Wer hat von dieser für die protestantische Kirche so ungeheuer wesentlichen Tatsache etwas gehört? Wie viele protestantische Laien wissen sie? Pfarrer Petras hat das Verdienst, in letzter Stunde auf diese Tatsache in der Öffentlichkeit hingewiesen zu haben, die nichts Geringeres bedeutet, als daß die protestantische Kirche bewußt zur Romkirche zurückkehrt. Schlauerweise beschränkte man diesen Schritt zunächst auf das Hauptketzerland Preußen. Er teilt mit:

„Dies „Bekenntnis" ist als solches durch Aufnahme in die Nachkriegskirchenverfassung noch besonders bekräftigt worden . . . durch Mehrheitenbeschluß ist in Preußen festgestellt, daß die Augustana die religiöse Wahrheit enthält."

Da die Konfessio Augustana, vom Vatikan aus gesehen, die grundsätzliche Einordnung der protestantischen Kirche in das römische System bedeutet, so müssen wir es ein Verschleiern dieser Tatsache nennen, wenn der katholische Reichsminister Dr. Wirth zur Feier in Augsburg 1930 telegraphierte:

„Möge die Versammlung an historischen Stätten zu innerer Stärkung im Sinne des christlichen Gemeinschaftgedankens führen und weit über den Kreis der Teilnehmer hinaus die Gewißheit festigen, daß die kulturelle Krise der Gegenwart nur dann überwunden werden kann, wenn über alles Trennende hinweg die religiösen Ewigkeitwerte wieder zu dominierendem Einfluß gelangen und bei der Gestaltung der Zukunft über Konfession- und Volksgrenzen hinaus entscheidend mitwirken."

Als Luther auf der Koburg, verzweifelt über den Verrat Melanchthons, täglich seine Briefe sandte, um etwas von seinem Werk zu retten, da ahnte er wohl nicht, wie sehr dieser Verrat 400 Jahre später von den Beamten seiner Kirche noch übertroffen werden sollte!

Die protestantischen Laien sind also, ohne daß sie es ahnen, schon zur Romkirche hinüberverlegt, weil ihre Kirchenbeamten ihre Kirche auf Melanchthons Konfessio Augustana neu festlegten, in der es heißt:

„Unsere ganze Lehre weicht nirgends von der katholischen oder römischen Kirche ab."

Der Papst aber führt seinen Scheinkampf weiter, bis die günstigste Stunde kommt, die Schleier fallen zu lassen.

Seine Sendlinge in der protestantischen Kirche aber arbeiten fieberhaft für diese Stunde. Es sind das jene „berühmten protestantischen Theologen", die immer wieder von den katholischen Blättern gelobt werden. Die Auffassung vom Abendmahl, von Marienkult und Ohrenbeichte, von der Gottheit Christi soll den katholischen Lehren angeglichen werden. Dazu soll das große Fest der Reformation in Augsburg dienen und von jeder Schärfe gegen Rom frei sein. Die Protestanten „sollen in Sack und Asche darüber Buße tun", daß sie so viel katholisches Glaubensgut im Gegensatz zu Luther aufgegeben hätten. Die „Flammenzeichen" melden mit Recht unter dem Titel „Katholische Aktion im Protestantismus", daß in Unterfranken ein Kloster gegründet sei für Protestanten, in dem Marienkult und die Gelübde der Ehelosigkeit, des Gehorsams und der Armut geleistet werden. „Humiliatenorden" heißt dieser protestantische Orden, der Luthers Klosterfeindschaft Hohn spricht. In diesem Orden werden ebenso wie in dem von Professor Heiler in Marburg gegründeten evangelischen Tertiarerorden auch Exerzitien abgehalten! Kurz, diese Orden gleichen dem Jesuitenorden wie ein Ei dem andern!

Die Millionen Protestanten schlafen weiter, sofern sie nicht gehässig gegen uns hetzen, die wir wie Luther gegen Rom kämpfen. Welch ein Glück für alle diese Fäl-

scher des Protestantismus, daß Luther selbst nicht dazwischenfahren und in Lutherzorn seine Kirche von solchen Feiern, von diesen Ordensgründern und Marienkültlern, von Freimaurern, Juden und allen Fälschern seiner Überzeugung, die mit dem Papste in Rom liebäugeln, reinigen kann!

Das traurige Schicksal, das die Lutherreformation erlebt hat, hat seine tiefste Ursache darin, daß Luther vor 400 Jahren noch nicht zu den Rasseerkenntnissen, ferner zu allen anderen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit Zugang hatte und somit die volle Befreiung Deutscher Gotterkenntnis von der jüdischen Fremdlehre nicht bringen konnte. Nur auf einem Gebiet blieb seine Freiheittat ein unendlicher Segen über die kommenden Jahrhunderte. Seine Verbrennung der Bannbulle vor den Toren Wittenbergs befreite ein ganzes Volk von der panischen Furcht vor den schauerlichen Verfluchungen durch den päpstlichen Bann. Das Aufblühen der Wissenschaft und Geistesfreiheit war die Folge dieser Tat! Wenn wir heute den Kampf gegen die gleichen Mächte, die Luther bekämpften, mit so geweiteter und vertiefter Naturerkenntnis führen, so danken wir es Huttens Geisteskampf, der das ganze Volk erfaßt hatte*), und Luthers Verbrennen der Bulle.

II. Giftmorddrohung der Brüder Freimaurer gegen Lessing und sein Tod „zur rechten Zeit"

Noch immer begehen die Freimaurer das zwiefache Verbrechen an ihren uneingeweihten Brüdern und den Profanen, ihrer Freimaurerei Vertrauen und Hochachtung zu gewinnen durch die Aufzählung großer, von uns allen geehrten Persönlichkeiten der Vergangenheit, die Freimaurer gewesen sind. Da ziemt es sich denn, einmal klar zu beleuchten, weshalb dies ein so unerhörtes zwiefaches Verbrechen der Täuschung ist.

1. Keiner der großen Menschen, die meist in ihrer Jugend für den Orden gewonnen wurden, kannte die Vorgänge in den fensterlosen Logenräumen, ehe er eintrat. Keiner konnte die Freimaurerei verlassen, von seinem Schweigegelübde entbunden werden, jeder konnte nur die „Loge decken", d. h. sie nicht mehr besuchen, aber sie dennoch durch Schweigen vor der „profanen Welt" schützen. Somit beweist es für den Wert der Freimaurerei gar nichts, daß sie Freimaurer blieben, nachdem sie eingetreten waren. Es beweist aber auch gar nichts für den Wert der Freimaurerei, daß sich im 18. Jahrhundert große Persönlichkeiten entschlossen, in sie einzutreten. Damals seufzte das Volk unter dem Despotismus von Fürsten, von katholischer und protestantischer Orthodoxie, unter der Zerklüftung in Kleinstaaterei. Gerade die großen Deutschen sehnten sich am innigsten nach der Befreiung von diesen Mißständen. Die Freimaurerei versprach dies und verhüllte noch völlig ihre eigentlichen Ziele. Alles das, was uns heute so deutlich entgegengrinst und durch eine Unsumme Untaten vor aller Welt klar gekennzeichnet ist, blieb damals selbst den Eingetretenen noch völlig verhüllt. Vor der lächerlichen Entwürdigung des Rituals wurden die meisten dieser Großen geschützt; man nahm sie gleich in die oberen Grade auf.

2. Es wird eine bewußte Irreführung getrieben durch das völlige Verschweigen der Tatsache, daß fast alle diese großen Männer grimmige Freimaurergegner wurden. So wurden bisher zum Beispiel noch immer Fichte und Friedrich der Große den ahnunglosen Profanen und den uneingeweihten Freimaurern als treue Brüder genannt. Jetzt wagt man sogar noch, sich mit Lessing zu brüsten, der die echte Bruderliebe von dem ersten Tage seiner Bruderschaft bis zu seinem Tode in einer Weise zu fühlen bekam, daß die

*) v. d. Cammer (Löhde): „Es lebe die Freiheit" in „Am hlg. Quell", Folge 2, 5. J., 20. 4. 34.

Freimaurer allen Grund hätten, für jeden Tag dankbar zu sein, an dem das ganze Deutsche Volk noch nicht weiß, wie man einem Deutschen mitzuspielen wagte. Lessing blieb sein ganzes Leben lang so blind gegen die Judengefahr und ihren Haß gegen die Gojim, wie es Luther anfänglich gewesen war. Er hielt daher, ganz wie dieser es im Jahre 1523 noch tat, den Abwehrhaß der Deutschen gegen diese Vernichter unseres Volkes für unbegründet und unrecht. Er ersehnte in dem haßzerklüfteten Deutschland Versöhnung und Verstehen herbei, besonders war seiner Deutschen Seele der Glaubenshaß fremd und verwerflich. Leider aber wurde der Abwehrkampf gegen die Juden zu seiner Zeit nicht als Rassekampf, sondern als Glaubenskampf geführt. Richtiger erkannte er die Freimaurergefahr. Töricht erschien ihm das Streben, die Befreiung von Mißständen in einem Geheimorden zu pflegen. Mit Deutscher Gründlichkeit forschte er in den Konstitutionbüchern über das Wesen der Freimaurerei, die gerade in Deutschland Fuß gefaßt hatte, und dies mit so gutem Erfolge, daß er an dem Inhalt seiner kritischen Schrift gegen die Freimaurerei wenig ändern mußte, als er Freimaurer geworden war. Weshalb aber wurde er trotz seiner Gegnerschaft Bruder? Es ist eine ungeheuerliche List und Schurkerei, die von der Freimaurerei ihm gegenüber angewandt wurde.

Als aufrechter, vertrauensvoller Deutscher teilte Lessing seinem Freunde, Meister vom Stuhl der Loge Absalom in Hamburg, dem Juden Bode, die Absicht mit, Veröffentlichungen über die Freimaurerei herauszugeben, und zeigte sie ihm. Obwohl diese völlig zutreffend waren, behauptete der Jude, Lessing dürfte sie nicht veröffentlichen, denn er wisse nicht genügend Bescheid. Aus Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit bittet nun Lessing um die Aufnahme. Sie wird ihm aber scheinheilig abgeschlagen. Bald darauf tritt der Meister vom Stuhl der Loge zu den Drei Rosen in Hamburg, Br. von Rosenberg, an ihn heran und trägt ihm an, in die Loge einzutreten. Er werde, wenn er verspreche, seine Schrift nicht zu veröffentlichen und auch später nichts mehr über die Freimaurerei zu schreiben, mit fürstlicher Auszeichnung in die Loge aufgenommen werden, das heißt, gleich in den obersten Grad steigen. Lessings Bruder Karl schreibt hierzu:

„Wunderlich bleibt, wie man hoffen konnte, Lessing werde um dessentwillen seinen Charakter verleugnen . . . Er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine solche Bedingung eingegangen wäre . . ." (G. E. Lessings Leben, Berlin 1793. S. 298 und 299.)

Das ist echt teuflische, freimaurerische List. Lessing mußte natürlich annehmen, daß ihm diese Knebelungen erspart blieben, wenn er auf die fürstliche Auszeichnung verzichtete und wie ein gewöhnlicher Sterblicher in die Loge einträte; denn er ließ sich ja lediglich aufnehmen, um seine Schrift über die Freimaurerei gründlicher zu belegen.

Dann trat er am 15. Oktober 1771 in die Loge und erfuhr nun bei der Aufnahme, daß ihm ganz die gleiche Knebelung auch ohne fürstliche Ehren durch den Johannislehrlingseid auferlegt wurde!! Kein Wunder, daß Mönckeberg (G. E. Lessing als Freimaurer, Hamburg 1880) Seite 21, schreibt:

„Lessing hatte schon durch seinen Eintritt in die Loge die Freimaurerei so satt bekommen, daß er nie wieder weder in Hamburg noch in Braunschweig zu bewegen war, die Loge zu betreten."

Als Brr. ihn um Besuch der Loge drängten, antwortete er:

„Ich habe keine Lust, mit Narren zu konferieren."

Trotz dieser Tatsache brüstet sich die Freimaurerei durch Pfarrer Br. Bonhoff 150 Jahre später mit diesem Freimaurer! Aber nicht nur heute brüstet man sich mit Lessing, auch damals lockte man gleich nach seinem Eintritt mit seinem Namen eine Reihe hervorragender Deutscher in die Loge.

Am Jahwehtage 15. 10. (1771) war die unheilvolle Aufnahme in Hamburg er-

folgt, und trotz der damals so langsamen Postverbindung schreibt der Großmeister in Berlin nach Merzdorf am 19., nach Mönckeberg schon am 17. Oktober, an unseren Deutschen Dichter Lessing seinen ungeheuerlichen Drohbrief, der allein genügen müßte, um in Deutschen Gauen diesen Schauerbund für immer unmöglich zu machen. Wer aber wagt es in Deutschen Landen, Lessing die Giftmordandrohung zu schreiben? Großmeister von Zinnendorf, der aber in Wirklichkeit Dr. Ellenberger hieß und judenblütig war! (Siehe „Am Heiligen Quell" Folge 16/1934, Seite 601, und Folge 17/1934, Bild Seite 657.)

Diesen Brief, der in den meisten literarischen Werken merkwürdigerweise unter Auslassung der Giftmordandrohung wiedergegeben wird, sollte jeder Deutsche wörtlich wissen und die Schmach an Lessing niemals vergessen, niemals aber auch die Dreistigkeit der geheimen Rachegerichtsbarkeit der freimaurerischen Bruderliebe. Er lautet nach Merzdorf wörtlich:

„Verehrungswürdiger, Geliebter Bruder! Der H. Br. Frhr. von Rosenberg hat mir das Vergnügen gemacht, mir unter dem 15. d. zu berichten, daß er Sie zum Br. Freymaurer an- und aufgenommen habe. Ich wünsche Ihnen und uns zu diesem vollführten Schritte das beste Glück. Sie haben durch denselben eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wohl der Menschen auszusprechen und zu ergründen je gewünscht haben kann und mag.

Denken Sie sich hierbei, was Sie können und mögen; nur nicht, daß ich mit einem Enthusiasmo schreibe, wo die schöpferische Einbildungskraft die Stelle der deutlichen Überzeugung eingenommen hat, oder, daß Dero Scharfsinn gleichsam mit einem Blicke weder jezzo noch ehe die Binde von den Augen genommen worden, schon alles entdecket habe, was Weisheit, Schönheit und Stärke daselbst in einem Punkt vereinigt haben. Doch hiervon zur anderen Zeit ein mehreres, jetzo will ich von demjenigen insbesondere mit wenigem sagen, was ich Ihretwegen wünsche und der Orden der Freymaurer von Ihnen in den Gegenden Ihrer jezzigen Bestimmung mit Zuversicht erwartet. Suchen Sie diesem nach, bitte ich, alldort, zuvörderst derjenige zu werden, welcher Sokrates ehedem den Atheniensern war; allein, dem widrigen Schicksahle auf die eine oder andere Art zu entgehen, welches leider seine Tage verkürzte, müssen Sie den Zirkel nicht überschreiten, den Ihnen die Freymaurerei jedesmahls vorzeichnet, und jederzeit eingedenk bleiben, daß wir nur hinter verschlossenen Türen, auch allein gegen Brüder, welche mit uns gleiche Erkenntnis haben, von der Freymaurerei reden und die uns darinnen aufgegebenen Arbeiten nie anders verrichten dürfen.

Ich erwarte hierüber, nach der mir ebenfalls durch den H. Br. Freiherrn von Rosenberg gethanen Anzeige Dero mir angenehmen näheren Erklärung zuversichtlich, gleich wie die Schrift, welche Sie vor dem Eintritt im Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen, den Vorsatz gehabt haben sollen.

Sie werden dadurch denjenigen um Vieles verpflichten, welcher zum erstenmahle das Vergnügen hat, sich mit der vollkommensten Hochachtung schriftlich zu nennen.

Berlin, den 19. Oktober 1771. Dero aufrichtigst ergebenster Bruder von Zinnendorf.

(G. E. Lessings Ernst und Falk, von Dr. F. Merzdorf, Hannover-Rümpler, 1885.)

Hier wird also Lessing sofort nach seinem Eintritt vom Aaronspriester Ellenberger der Giftmord angedroht, falls er „den Zirkel überschreitet". Wenn in der „profanen" Welt ein Irgendwer einen Irgendwem mit Giftmord droht, so wandert er ins Gefängnis. Wenn ein Großmeister Ellenberger des Menschheitveredelungbundes in Bruderliebe einem Lessing mit Giftmord droht, so darf derselbe Bund 150 Jahre später noch ungestört und unbehindert seine Racheandrohungen einem Vielfachen der Mitgliederzahl gegenüber künden und sich in den höchsten Staatsämtern breit machen und darf sich mit „Br. Lessing" brüsten!*)

*) Nach meiner Veröffentlichung dieses ungeheuer belastenden Briefes wird in der Öffentlichkeit von den Brr. Freimaurern versucht, die Echtheit dieses Briefes anzuzweifeln, während sie in ihren Geheimschriften die Morddrohung Ellenbergers in diesem Briefe für ihre Brr. abdrucken. So steht z. B. in „Die Bauhütte" auf Seite 20 der Zeitschrift für Deutsche Freimaurer, 73. Jahrgang, Nr. 3, 1. Februar-Nummer 1931, die Mordandrohung des Briefes wörtlich angeführt.

Bald nach diesem Giftmorddrohbrief forscht der polnische Jude Moses Mendelssohn (in der Talmudschule aufgewachsen) seinen „Freund" Lessing in einem Gespräche aus, sucht ihn durch eine recht listige Falle zu prüfen, ob er verschwiegen ist, und stellt sich dabei gänzlich unwissend über das Geheimnis der Freimaurerei. (Siehe Karl Lessing, Seite 300.)

Ebenfalls kurz nach dem Eintritt ist die erste freimaurerische Zensur. Eine Fabel Lessings, die das Geheimnis der Freimaurerei verhöhnt, muß bei der Neuausgabe seiner Werke gestrichen werden.

1778 ist Lessings „Nathan der Weise" fertig. In diesem Jahr veröffentlicht er auch die drei ersten Gespräche „Ernst und Falk" über die Freimaurerei. Br. Herzog von Braunschweig streicht allerdings die Hälfte des letzten Gesprächs, die also recht Unangenehmes enthalten haben muß.

Die Briefe, die Lessing mit dem Herzog von Braunschweig wechselte, dem er die ersten Gespräche „Ernst und Falk" widmete, sind zum Teil, soweit sie in die profane Welt dürfen, von Partuschke für die Braunschweiger und Wolfenbüttler Logenfeier an Lessings 200. Geburttage 1929 veröffentlicht und vom Meister vom Stuhl der Loge „Karl zur gekrönten Säule" in Braunschweig gedruckt worden. Sehr bezeichnend ist einmal die Antwort des Herzogs auf die Widmung Lessings und zum anderen die besorgte Verteidigung Lessings an den Herzog, in der er, was uns nicht gefällt, sein abfälliges Urteil über die Freimaurerei nicht nur nicht ausspricht, sondern gar sehr durch Lob verdeckt. Der Herzog von Braunschweig schrieb an ihn am 21. Oktober 1778, 2 Tage nach Empfang des Widmungschreibens Lessings:

„. . . Besorgnis – von dieser, ich gestehe es Ihnen, bin ich nicht ganz frei, ich überlasse diesen Ausdruck Ihrer eigenen tiefen Einsicht und Auflösung; Sie wissen, da ich Sie selbst für einen Fr. . . Mr. . . ., sie mögen regelmäßig oder nicht regelmäßig aufgenommen seyn, halte, wie freywillig und feyerlich sich ein solcher verpflichtet, nichts von denen wesentlichen Kenntnissen der Gesellschaft drucken zu lassen. Sie tun es." – Was mit dieser Besorgnis gemeint war, das geht aus Lessings Antwort hervor, in der er den Herzog und auch sich selbst von dieser Sorge frei machen will. Er versichert: „Ich habe kein Vertrauen gemisbraucht; alles, was man mir vertrauet hat, liegt noch tief in mir verborgen. Ich habe nichts getan, was mit freiwillig von mir übernommenen Pflichten auf irgend eine Art streite . . . Ich habe keine geheimen Kenntnisse entheiligt."

Von diesem Zeitpunkt an beginnen nun die uns so sattsam bekannten Äußerungen der empörten Bruderliebe: In Hamburg wird verbreitet, Lessing verschwende das Geld seiner Stiefkinder. Er ist atemlos tätig, um alle aktenmäßigen Gegenbeweise gegen diese Verleumdung zu beschaffen. (G. E. Lessings Leben, von Johannes Claaßen, Gütersloh 1881.) Bald darauf wird das Gerücht in Hamburg verbreitet, er habe Beziehungen zu seiner erwachsenen Stieftochter, die ihm nach dem Tode seiner Frau in rührender Fürsorge den Haushalt leitet. Seine Antwort an E. Reimarius ist Deutsch. So schwer ihm die Trennung von der Tochter ist, tut er alles, um ihr liebevolle Aufnahme bei Verwandten zu beschaffen, damit das junge Mädchen nicht mit diesem widerlichen Verdachte behaftet bleibt (s. Claaßen). Nicht viel später veröffentlicht eine Wiener Zeitung, Lessing habe sich für die Veröffentlichung der „Wolfenbüttler Fragmente" von den Juden tausend Taler schenken lassen. Sein Widerruf wird von dem Blatt nicht abgedruckt.

Br. Freimaurer Herzog Ferdinand von Braunschweig läßt sich im Jahre 1779 von Lessing versprechen, nichts mehr weiter zu veröffentlichen, aber im Jahre 1780 wird angeblich ohne sein Wissen das als Manuskript kursierende vierte und fünfte Gespräch „Ernst und Falk" veröffentlicht.

Die seit 1778 einsetzenden öffentlichen Verleumdungen konnte Lessing noch als zu-

fälliges Schicksal ansehen, aber nun enthüllt sich die Bruderliebe deutlicher. Der Br. J. G. Hamann aus Königsberg, der „Magus des Nordens", schreibt gegen ihn eine Schrift, in der er „mit inquisitorischen Flammen, die vom Altar Gottes genommen sind, Lessing umzüngelt („Zwei Ordensskizzen" von Bauer, Leipzig 1881) und schließt seine brüderlich liebevolle Schrift mit dem Rat: Lessing möge sich

„künftig besser vom geistigen Ungeziefer reinigen".

Ende 1780 ist Lessing aus der Liste der Freimaurer gestrichen. Wenige Monate später, am 15. Februar 1781, ist er, 52 Jahre alt, nicht mehr unter den Lebenden. Sein Bruder Karl gibt an, daß „die Ärzte den Grund seiner Krankheit nicht erraten konnten", daß er aber schon längere Zeit von einer sehr starken, oft mitten im Freundeskreis einsetzenden Schlafsucht befallen worden sei.

Sein Brief an Professor Eschenburg vom 14. Januar 1778 beweist, wie wohl bekannt ihm Laudanum (Opium) war. Der sehr hinkende Vergleich dieses Rauschmittels mit der Zerstreuung durch theologische Streitschriften fließt ihm sogar in die Feder.

Die Berichte seiner letzten Krankheit enthalten Schilderungen anfallsweise auftretender schwerer Atemnot, wie sie auch bei Luthers Tod geschildert wird. Er hat am Tage seines Todes ganz wie Luther noch Freunde um sich, liegt ganz wie Luther nur auf Stunden, kurz, er zeigt dasselbe Bild, wie die mit dem gebräuchlichsten Geheimordengift des Mittelalters behandelten Opfer.

Die Erkrankungen in den letzten Tagen Lessings werden am eingehendsten geschildert von einem Juden, Alexander Dawesohn (Davidsohn), einem Kunsthändler, der unterschiedlich ins Gefängnis wanderte. Lessing vertraute ihm vollkommen und empfiehlt auch diesen Juden noch an den orthodoxen Juden Moses Mendelssohn in seinem Briefe kurz vor seinem Tode. Die Beschreibung des Todes und der letzten Lebenstage, die der Jude Dawesohn in seinen „Erinnerungen" gibt, ist leider nicht erhältlich. Ich habe mich vergeblich bei Staatsbibliotheken darum bemüht. Die Lebensbeschreibungen bringen nur einzelne Sätze, das ist überaus auffallend.

Dagegen erzählt Dr. Erich Schmidt in seinem zweibändigen Werk: „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften", Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1892, daß Lessing bei einer Einladung kurz vor seinem Tode in dem Hause dieses Juden Dawesohn von einem „Stickfluß" befallen wurde und er in sein Quartier getragen werden mußte. Auf Aderlaß wurde es dann etwas besser. Er wurde dann von zwei Ärzten behandelt und vom Juden Dawesohn gepflegt. Erst nahe vor seinem Tode wurde seine Tochter Malchen herbeigerufen. Dicht vor dem Tode verließ er das Bett, Malchen erzählt hierüber:

„Da öffnete sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks: Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und vom kalten Todesschweiß überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigte er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichen Besorgnissen noch überraschend, das theure Leben."

Der Jude Dawesohn drückte dem Toten die Augen zu.

Verschiedene Berichterstatter melden, daß die Gerüchte nicht verstummen wollten, er sei vergiftet worden. Manche schrieben sogar den Ärzten diese schlimme Tat zu. Auch Gleim glaubte fest daran, daß Lessing einem seiner Gegner, einem Mörder, erlegen sei.

Der Sektionbefund ergibt außer einigen natürlichen Leichenveränderungen nicht das Geringste außer einer geradezu seltenen Gesundheit aller Organe. Selbst die Juden dichten ihm keine Krankheit an, sondern wagen nur Vermutungen in den „Fach-

urteilen". Neuerdings erschienen in der Presse wiederholt Abhandlungen, die unter ganz unwahren Behauptungen über den Sektionbefund Diagnosen stellen.

Als Leisewitz etwa vier Wochen nach Lessings Tode an Lichtenberg dessen Sektionprotokoll übersandte, schrieb er:

„Lessings Tod war auf gewisse Art unerwartet und hat daher wenig innere Merkwürdigkeit, der Mann, der ihn starb, muß ihm Merkwürdigkeit geben, und ich denke, daß er das thun wird" (A. Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß, Weimar 1899, S. 174).

„Diese Worte von Leisewitz geben zu denken",

sagt der Jude Ebstein (Medizinische Welt Nr. 3, 1929), der mit dem Juden Friedländer die Diagnose der großen Deutschen, die vorzeitig starben, mit einem großen Apparat „wissenschaftlicher Beweisführung" stellt. Freilich geben die Worte des Leisewitz für alle, die die verklausulierte Ausdrucksweise der Brr. kennen, nicht nur zu denken, sondern sehr viel zu wissen, was Ebstein den Profanen wohlweislich verschweigt!

Für den „Profanen" ist es nichts anderes als ein törichter Widersinn, den hier ein Br. ausspricht, denn für ihn hat doch immer ein unerwarteter Tod Merkwürdigkeit. Der Br. des Geheimordens aber spricht hier ganz unverhohlen aus, daß der unerwartete Tod eines Brs. durchaus keine „innere" Merkwürdigkeit hat, weil der Tod eben dann die Vollstreckung eines Ordensurteils ist! Wenn Leisewitz dann fortfährt, „Der Mann, der ihn starb, muß ihm Merkwürdigkeit geben", so drückt er ganz zaghaft hier die Hoffnung aus, daß die Verurteilung so bedeutsamer Schriftsteller wie Lessings doch einmal von der Welt bemerkt und sich gemerkt, das heißt in Erinnerung behalten wird, und diese Hoffnung wollen wir ihm 125 Jahre, nachdem er sie aussprach, erfüllen.

Haben wir also Grund genug, einen unnatürlichen, einen Logentod als wahrscheinlich anzunehmen, so verrät sich dieser hier wie anderwärts durch die nach dem Ritual für „Ordensverbrecher" vorgeschriebene Art des Verbrecherbegräbnisses. Er wird ohne Priesterwort, ohne Geleit begraben. Kein Grabmal, ja noch nicht einmal ein Denkstein mit dem Namen findet sich auf dem Grab. Friedrich Daumer sagt mit Recht, auch hier gab es das verräterische Zeichen des Logenmordes, eine „Grabfrage". Denn, als für Lessing ein Denkmal am Grabe errichtet werden sollte, mußte das Grab des berühmten Deutschen Literaten erst gesucht und konnte erst nach mühsamen Forschungen gefunden werden. Joachim Heinrich Kampe kam 1784, also vier Jahre nach Lessings Tode, nach Braunschweig und wollte Lessings Grab einen Besuch abstatten. Trotz der kurzen Zeit, die seit der Beerdigung erst verstrichen war, ist es Kampe nur mit größter Schwierigkeit gelungen, das Grab festzustellen. Er mußte manchen Weg darum tun, und offenbar war den Braunschweigern die Grabstelle nicht bekannt. Erst diesem Joachim Kampe, der einen niedrigen Denkstein auf dem mühsam gefundenen Grabe sofort errichten ließ, ist es überhaupt zu verdanken, daß das Grab des so bekannten Deutschen Literaten nicht wenige Jahre nach seinem Tode schon unauffindbar war.

Man muß Lessing sein Schicksal sehr eindeutig angedroht haben, denn er wußte sogar um das Unkenntlichmachen seines Grabes. Schrieb er sich doch im Jahre 1770 in ein Stammbuch ein, in welchem an die Namen derer, die gestorben waren, ein Kreuz gezeichnet wurde:

„Hier will ich liegen. Hier bekomm ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch."

(Friedrich Daumer „Aus der Mansarde" 1861, neu verlegt Stuttgart 1905).

Sehr deutlich verrät Moses Mendelsohn, der „unsichtbare Vater" jener Zeit, der große jüdische „Prophet", den Mord an Lessing.

Kurz vor seinem Tode schrieb Lessing diesem „Freunde" Moses Mendelssohn:

„Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen als dem Juden hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Rückerinnerung an bessere Tage noch etwa bei der oder jener Stelle täuschen können." (Claaßen.)

Diese Stelle bestätigt, wie sehr vieles andere, daß Lessing im „Nathan der Weise" keine Judenverherrlichung beabsichtigte, sondern sein Volk von dem gänzlich undeutschen (und auch für die Juden so ungefährlichen) Glaubenskampf heilen wollte und wohl auch geheilt hat. Heute ist keiner mehr so töricht, in unserem Rassenkampfe mit dem Juden, das „Hie Jude — hie Christ" zu rufen. Gegen den Verdacht einer Judenverherrlichung wollte er sich in einem zweiten Teil des Nathan, „Derwisch" genannt, seinen Zeitgenossen gegenüber rechtfertigen, in diesem „Derwisch" hatte der Jude den schlechten Charakter Sein Bruder Karl teilt uns mit, daß dieser zweite Teil aus Lessings Nachlaß verschwunden war, als er ihn ordnete. Merkwürdig, besonders wenn wir daran denken, daß der Jude Dawesohn bei dem Sterbenden war und ihm die Augen zudrückte, ein, wie sein Leben beweist, im Diebstahl recht erprobter Jude. Merkwürdig besonders, wenn wir den Kondolenzbrief Moses Mendelssohns an Karl Lessing lesen, der neben überschwenglichen Verherrlichungen des früh und plötzlich verstorbenen „Freundes" die denkwürdigen Stellen enthält:

„Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. . . . Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen" . . . (Im Alter von 52 Jahren!) „Nicht nur in dem Plane des Weltalles zur rechten Zeit (vor dem Druck des zweiten Teiles des Nathan, der noch verschwinden konnte?), „denn da geschiehet eigentlich nichts zur Unzeit" (von Moses, dem orthodoxen Juden, unterstrichen), „sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit". (Die letzten drei Worte wieder von Moses unterstrichen) . . . „Er schrieb Nathan der Weise und starb."

Jahweh, der Baumeister der Welten, der immer zur rechten Zeit sterben läßt, und der von einem Juden mit Giftmord drohen ließ, wird ja wissen, welches Gift Lessing häufig von Schlafsucht befallen sein ließ, wird auch wissen, wer ihn sterben ließ und den „Derwisch" beiseite schaffte! Uns aber ekelt bei der zu solcher Herzenskälte gesteigerten „philosophischen Erhabenheit" ebenso wie bei dem Giftmorddrohbrief des Juden Ellenberger!

Auch nach dem Tode Lessings hat Mendelsohn seine „Freundschaft" zu Lessing sattsam enthüllt. Wir lesen in der Schrift „Der entlarvte Mendelsohn", „oder völlige Aufklärung des rätselhaften Todverdrusses des M. Mendelsohn über die Bekanntmachung des Lessingschen Atheismus von Jacobi", von Pastor Schwartz, Amsterdam 1786, wie dieser Mendelssohn, der ein fanatischer, orthodoxer Jude, der sogar den Glauben abverlangt, daß Moses die „fünf Bücher Mose" mit seinen Tränen als Tinte geschrieben hat, sich vor den Gojim als Freidenker ausgab, um die großen Freidenker seiner Zeit unter geheimer Aufsicht zu behalten. Nach Lessings Tod „zur rechten Zeit" hoffte er, dessen Gedächtnis, wie es hier nachgewiesen wird, durch Enthüllung des Atheismus Lessings im Deutschen Volke herabzusetzen, und listete deshalb Jacobi einen Briefwechsel mit Lessing ab. Hierin schreibt er:

„Er (Mendelssohn) bestehe für seinen Teil darauf, daß man es nicht unterdrücken, sondern zum Warnungszeichen öffentlich aufstellen müsse" . . . Mendelssohn zeigt ein eifriges Bestreben, das auszukundschaften, was, seiner Meinung nach, Leßings Nahmen in der Achtung des Publicums heruntersetzen konnte; und der entschlossene, unbiegsame Vorsatz, so bald er diese Data gesammelt, haben würde; sie auch zu der ihm wahrscheinlichen Verunglimpfung Leßings in die freye Welt auszuposaunen —."

Weit wichtiger ist uns, daß Mendelssohn an anderer Stelle schreibt, er würde sich

„wohl hüten, dem Lessing, diesem Sokrates, eine Schutzrede zu halten."

Der Jude Ellenberger drohte Lessing beim geringsten Ungehorsam gegen die Ordensbefehle mit dem Schicksal des Sokrates. Der Jude Moses Mendelssohn sieht den frühen, unerwarteten Tod Lessings „im Lichte erquickender Heiterkeit" und stellt fest, daß er „zur rechten Zeit", nämlich gleich nach der Vollendung des „Nathan", starb, und sagt, daß er diesem „Sokrates keine Schutzrede" halten will.

Das ist alles deutlich genug und sollte auch nur vor den Profanen verborgen, für die eingeweihten Brüder aber deutlich genug sein; denn „das Sterben zur rechten Zeit" eines freien Deutschen soll ja auch immer die übrigen Brüder in die nötige Angst und Schrecken versetzen.

Lessing, der Deutsche, hat in seiner vertrauensvollen Ahnunglosigkeit das Schicksal so mancher großer Deutscher erlebt, er verteidigte die vermeintlich zu Unrecht bekämpften überstaatlichen Volksfeinde, um dann ihre „Liebe" selbst zu erfahren.

Heute wird in Wien von dem Juden Chauroix auf dem „Judenplatz" ein Lessingdenkmal auf einem Sockel kubischer Bausteine errichtet. Die Eingeweihten wissen, welch gewaltige Dienste der ahnunglose Deutsche leistete, dem Deutschen Volke die Irrlehre einzugeben, daß die Juden eine Religiongemeinschaft und nicht eine blutsbewußte Nation mit artgemäßem Glauben sind! So wurde er die Hilfe des orthodoxen Juden Moses Mendelssohn, leistete ihm Vorarbeit zu seinem Ziele, das jüdische Volk in zwei Nationen einzugliedern, ihm außer seinen jüdischen Bürgerrechten auch die Deutschen zu sichern!

Uns aber fallen unwillkürlich Goethes Worte an Jacobi im Briefe von 1. Dezember 1775 ein:

> „Was sagst Du zu den Morgenstunden" (eine Veröffentlichung Moses Mendelsohns), „und den jüdischen Pfiffen . . . Wie er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O, du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird." (Johannes Dominikus, Dresden 1894.)

So sprach Goethe und ahnte nicht, daß seine Seele noch grausamerem Schicksal erlag als nur dem „Eingesponnenwerden".

III. Der Logenmord an Mozart und der Judenfluch über seine Gebeine

Wenn eines der Opfer der jüdischen Geheimtscheka beweist, wie wichtig der Jude das Enthaupten eines Volkes durch das Vernichten seiner schöpferischen Geister nimmt, so ist es Mozart, dessen Kampf gegen die Loge so zahm und verhüllt war, daß dieser allein den grauenvollen Mord an dem begabten Musiker kaum ausgelöst haben wird. Abgründiger Haß gegen überreiche sprudelnde Schöpferkraft Deutscher Seele half hier den Gifttrank brauen! –

Der Philosoph und Altertumsforscher Georg Friedrich Daumer hat schon im Jahre 1861 über den Freimaurermord an Mozart in seiner „Zeitschrift in zwanglosen Heften" ausführlich berichtet. Auch Mozart, dieser große Deutsche, dieser gottgesegnete Komponist, wurde mitten im Schaffen, noch zehn Jahre jünger als Schiller, vom Geheimorden „weggeräumt" und in „die Grube geworfen".

Mozart war schon in Salzburg Mitglied der Loge „zur Fürsicht" geworden und war Illuminat und Freimaurer. Die eingeweihten Brüder müssen offenbar, seit der Komponist Logenbruder geworden war, das Ziel gehabt haben, den ahnunglosen, offenherzigen, in aller Welt berühmten Mozart zu unterdrücken und zu demütigen. Er war ihnen viel zu bewußt Deutsch und sprach diese Überzeugung auch unumwunden aus.

Weit schlimmer aber war, daß er sehr klar erkannte, wie undeutsch, ja, antideutsch die Logenbrüder waren. Unendlich wertvoll ist uns der klassische Ausspruch Mozarts, den die Deutschen Logen wohlweislich ihren Brüdern verschweigen:

„Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette" (gemeint ist das schwarze Brett der Loge, an dem die Namen der neu aufgenommenen Brüder stehen), „es sollte ein anderes Gesicht bekommen. Doch . . das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche mit Ernst anfingen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden oder gar teutsch zu singen."

Schon in der Salzburger Loge lernte Mozart die Bruderliebe, die derartige teutsche Einstellung von Grund auf haßt, deutlich kennen. Der Bruder und Fürstbischof Josef Franz de Paula, Hieronymus Graf von Colloredo Waldsee, in dessen Diensten der große Komponist war, beliebte es, Br. Mozart einen „liederlichen Kerl" zu nennen und bei der Dienstentlassung auf den Tag sagte er als mildeste „Sotisse und Impertinenz", die Mozart seinem Vater mitteilt, er sei der

„liederlichste Bursche, ein Lump, ein Lausbub . . . „Was, er will mir drohen, er Fex, er Fex, dort ist die Tür'"*).

Offenbar war Mozart unbestechlich „teutsch" geblieben.

Mozart ahnte nicht, daß er der Bruderrache des Erzbischofs nie entrinnen werde und schrieb an seinen Vater am Tage dieses Hinauswurfs:

„Heute war der glückliche Tag, an dem ich nicht mehr so unglücklich bin, in Salzburgischen Diensten zu sein."

Selbstverständlich sorgte nun auch die höchstleuchtende Bruderschaft der Loge „zur Wohltätigkeit" in Wien, daß Not und Elend bei Mozart nicht aufhörten. Alle Einflüsse am Hof und reiche Geldmittel standen ihr wie auch der Loge „Zur neugegründeten Hoffnung", der Mozart auch angehörte, zu Gebote. Es war weit schwerer, den berühmten Mann Mozart brotlos zu erhalten, als ihm eine glänzende Laufbahn in Wien zu ermöglichen, besonders, da sich Josef II. (s. sein Gespräch mit Dittersdorf) mit der Mozartmusik befaßte. Mochten sein Name und seine Logenkompositionen der Freimaurerei Zutrauen und wertvolle Brr. damals, besonders nach seinem Tode, gewinnen, das war den Brrn. eben recht! Er selbst wurde als „teutsch gesinnter" Musiker mit „Bruderliebe" bedacht.

Man ließ ihn in Wien erfolglos betteln. (S. Otto Jahn: Mozartbiographie III.) Vergebens versucht Mozart bei einzelnen Brrn. Linderung seiner krassesten Not. Er, der große Komponist, bat vergeblich, sie möchten ihm doch Musikstunden verschaffen, damit er sich und seine Frau und Kinder erhalten könne, ohne in Wucherhände zu fallen. In seinen Bittbriefen schreibt er, er könne vor Kummer und Sorge seine Quartette nicht beendigen. Er tanze zuweilen mit seiner Frau im Zimmer herum, weil er kein Holz hätte, um zu heizen. Mit Recht schreiben Jahn und Daumer, daß die drückende Not Mozarts und seiner Witwe an sich schon Schande für den „prahlerischen Orden" bedeute. Noch nicht einmal die so dringlich erbetenen „Scholaren" verschafften ihm die Brüder in den glänzenden Hofstellungen!

Doch ihre „Bruderliebe" sollte noch deutlicher werden!

Die französische Revolution, die die Brr. Freimaurer so stolz „die fleischgewordene Idee der Freimaurerei"**) nannten, hatte so manchem Edelen, der in Johanneslogen durch Phrasenschwall über die wahren Ziele der jüdisch-freimaurerisch-jesuitischen Weltverschwörer getäuscht worden war, die Augen geöffnet. Ja, sogar uneingeweihte Hochgradbrr., so Knigge und Herzog von Braunschweig, erkannten den blutrünstigen Rasse-

*) Siehe „Br. Mozart Freimaurer und Illuminat" von Direktor Richard Koch, Reichenhall.

**) Siehe „Kriegshetze und Völkermorden". 76.—80. Tausend. M. 2.—. Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

haß des Juden durch den Massenmord am blonden Adel in Paris. König Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette schmachteten im Kerker. Schiller schrieb fiebernd seine Verteidigungschrift für den König. Mozart war erschüttert von den grauenvollen Ereignissen und litt unter den Nachrichten in den Logen, daß Marie Antoinette, die Tochter der Maria Theresia, zum Schafottode von den Jakobinern, den wahren Söhnen Jakobs, verurteilt werden sollte, besonders deshalb, weil ihre Mutter, Maria Theresia, in Österreich den Freimaurerorden verboten hatte.

Die Juden zitterten wegen der allgemeinen Empörung und des Erwachens weiter Kreise. Ganz ebenso wie sie nach Schillers Logentod Goethe zwangen, die Loge und ihre Ziele in Werken zu verherrlichen, so wurden damals Br. Mozart und Br. Schikaneder beauftragt, eine Oper zur Verherrlichung des Ordens zu schaffen. Sie schrieben die „Zauberflöte" und verwoben unter Beihilfe Giesekes zwei entgegengesetzte Grundlegenden so geschickt miteinander, daß Mozart seine Absicht den Wissenden klar symbolisierte:

Tamino (Mozart) will durch die Zauberflöte, die sein Vater (das Deutsche Volk) aus der tausendjährigen Deutschen Eiche schnitzte, also mit Deutscher Musik, die Herzen der bösen, schwarzen Brr. bewegen, die gefangene Pamina (Marie Antoinette), die um ihrer Mutter, der Königin der Nacht (Maria Theresia), willen im Kerker sitzt, zu retten. Dabei weiß er, daß, falls ihm dies nicht gelingt, sein früher Tod sicher ist.*)

Wie wichtig die Brr. Freimaurer diese Oper nehmen, beweisen die bändeweise entstandenen Deutungen des gleichzeitig immer als „minderwertig" bezeichneten Operntextes, die Mozarts und Giesekes wahre Absicht verhüllen sollen. Br. Gieseke bekam dieser Operntext schlecht, er floh vor den Wiener Logen nach Dublin. Mozart aber blieb unbekümmert um die drohende Gefahr in Wien, um auch noch auf andere Weise den entsetzlichen Gefahren des nun erkannten Ordens zu steuern. Er faßte den Entschluß, einen Geheimorden „Die Grotte", der nur edelsten Zielen dienen sollte, zu gründen und widmete diesem Plane, wie Friedrich Daumer berichtete, viel Kraft. Statuten und alle Vorbereitungen hatte er schon fertig ausgearbeitet.

Unseligerweise ließ er Br. Stadler treuherzig Einblick nehmen. Dieser verriet ihn an den Orden, und nun wird er nach Daumer offenbar im September 1791 in Prag zum ersten Male unter Gift gesetzt. Damit aber die Loge kein Verdacht treffen solle, ließ man Mozart noch eine Logenkantate komponieren, die er am 15. November aufführen ließ. Dann folgt offenbar ein neuer Akt der Bruderliebe,

„es traten Geschwulst an Händen und Füßen auf, worauf plötzlich Erbrechen folgte."

Der Tod trat nach wenigen Tagen, am 5. 12. 1791, ein. Die Ärzte stellten vielerlei Diagnosen, in einem Brief vom 12. Dezember 1791 heißt es:

„weil sein Körper nach dem Tode anschwoll, so glaubte man, er sei vergiftet worden."

(S. Otto Jahn, Band IV.) Die Leiche soll auffallend rasch verwest sein (siehe Luther und Schiller).

Er selbst sprach des öfteren aus, daß er vergiftet sei, und wußte, daß das „Requiem", das er in Auftrag bekam, das Zeichen der nahen Vollstreckung des Logenurteils war. Die Loge bediente sich des Dieners eines geisteskranken Grafen, der, ganz in Schwarz gekleidet, Mozart den Auftrag überreichte. Nach dem Bericht Schacks sagte Mozart vor seinem Tode zu seiner Frau:

„Ich fühle zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß hat man mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden. Habe ich nicht vorhergesagt, daß ich dies Requiem für mich schreibe?"

---

*) Von K. Bayer wurde diese Deutung zuerst veröffentlicht.

Er gab sich dieser Komposition,

„die ihm dringend am Herzen lag", ausschließlich hin. „Von dem Ernste, mit welchem Mozart die Aufgabe ergriff, von der Innigkeit, mit welcher er sich in dieselbe versenkte, . . . legt das Werk selbst Zeugnis ab" (Otto Jahn IV, S. 703).

Am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur bringen und sang selbst noch die Altstimme, Schack, der Hausfreund, sang die Sopranpartie, Hofer, Mozarts Schwager, den Tenor, Gerl den Baß. Sie waren bei den ersten Takten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfing und die Partitur beiseite legte; elf Stunden später verschied er.*)

An seinem 175. Geburttag tauchten die Gerüchte wieder auf, Mozart sei an einem schweren Nierenleiden gestorben, und in „Medizinischen Mitteilungen", Jahrgang 3, Heft 2, Februar 1931, wird die Behauptung aufgestellt, er sei an Miliartuberkulose gestorben. Demgegenüber steht in der Fußnote der Seite 212 der „Geschichte der Deutschen Musiker" von Malsch, 1926, zu lesen:

„Neben den Diagnosen: Rheumatisches Entzündungsfieber, Wassersucht, Schwindsucht, Nierenkrankheit verstummt auch heute wegen gewisser Symptome noch nicht der Verdacht, er sei von Widersachern durch Arsen vergiftet worden, wie Mozart auch selbst glaubte."

Er wurde nach jüdischem Ritual als Verbrecher begraben, wodurch sich die Tatsache des Logenmordes verrät. Es war Nacht. Um ein Auffinden der Gebeine unmöglich zu machen, legte man ihn überhaupt nicht in einen Sarg, sondern wickelte die Leiche nur in ein schwarzes „Totenbruderschaftgewand". Dann fuhr man sie auf dem Armenwagen zum Friedhof. Kein Freund, kein Bruder der Loge geleitete den Armenwagen. Dort angekommen, warf man den in das „Brudertotentuch" eingewickelten Leichnam wie einen räudigen Hund in das Massengrab auf die Särge der anderen Toten. Mit ihm wurden ganz wie bei Schiller reiche, gottdurchseelte Deutsche Kunstwerke ungeboren in das Massengrab geworfen. Den unsichtbaren Vätern paßte es nicht, daß sie dem Deutschen Volke kommender Jahrhunderte Seelenkräfte würden!

So beerdigte die Loge den großen Deutschen Komponisten, obgleich er doch nicht zu jenen Schaffenden gehörte, auf deren gewaltige Begabung die Mitwelt erst nach dem Tode aufmerksam wurde. Die Loge hatte, in der Hoffnung, ihn zum künstlichen Juden behauen zu können, ihn ganz im Gegenteil schon als Kind weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt gemacht. Er war gefeiert wie wenige um seines wunderbaren Spieles und seiner beispiellosen schöpferischen Begabung willen. Am Wiener Hof wurde er so umjubelt, daß das Kind „Wolferl" in herzlicher Freude der Kaiserin Maria Theresia auf den Schoß sprang, sie um den Hals bekam und herzhaft abküßte. Aus Paris berichtet Grimm die gleiche Begeisterung. In London spielt er auf der Orgel des Königs noch schöner als auf dem Klavier und spielte Bach Prima vista improvisiert zu einer Melodie Händels, „daß es jede Einbildungskraft übersteigt". In Bologna wird der Knabe Mitglied der Accademia Filarmonica, die nur erste schöpferische Kräfte aufnahm.

Da nun auf diese Wunderkinderberühmtheit bei Mozart ausnahmsweise nicht ein Nachlassen, sondern ein Anwachsen der schöpferischen Begabung folgte, so sieht man, welch große „Logenarbeit" der Verfemung hier geleistet werden mußte, um die dauernde Armut und Not Mozarts und ein solches Schauerbegräbnis möglich zu machen. Nichts aber könnte auch ein sicherer Indizienbeweis der Mordtat sein als dieses Begräbnis des weltberühmten Komponisten. Als die Witwe Mozarts das Grab ihres Mannes, des großen Genius, aufsuchen wollte, konnte ihr niemand den Platz sagen, wo ihr Gatte

---

*) S. Prof. Dr. Hermann Unger, Geschichte aus Selbstzeugnissen. Piperverlag München.

begraben lag. Es gab also auch hier, ganz wie bei Lessing, die mordverratende „Grabfrage".

Sein Wohnhaus in Wien wurde niedergerissen, das kleine Gartenhaus, in dem er die Zauberflöte komponiert hat, durch Transport nach Salzburg (!) durch Freunde vor dem gleichen Schicksal gerettet!*)

Die „Braunschweiger Neuesten Nachrichten" erzählen heute dem Volke:

„Als am nächsten Tage die Freunde Mozarts erschienen, gab einer von ihnen der Witwe, deren finanziellen Verhältnisse zerrüttet waren, den sicher wohlgemeinten Rat, die Kosten des Begräbnisses zu sparen und ein Armenbegräbnis zu beantragen."

Wer vom Deutschen Volke würde nach solcher Mitteilung wohl ahnen, wie die Tatsachen lagen? Der Sohn des Hofarztes Gerhard van Swieten, Gottfried van Swieten, „ein großes Tier", der allmächtige und sehr reiche Kunstmäzen in Wien, hatte, solange Mozart lebte, nichts gegen dessen Armut und Not getan. Wohl durfte ihm Mozart Sonntags in dessen „reichem Hause Musik machen".

Die letzte all dieser Sonntagseinladungen ist Mozart wohl sehr schlecht bekommen! Welche Art Freundschaft dieser reiche Kunstmäzen für den Kunstfreund hat, geht aus der folgenden skandalösen Tatsache hervor, die uns die „Medizinischen Mitteilungen" vom Jahrgang 3, Heft 2, Schering Kahlbaum, Verlag, Berlin, machen:

„Denn der schwerreiche, vielbetitelte, feierliche Herr Gnadenausteiler und Ausnützer hatte noch eine Funktion: er war der Mann mit zugeknöpften Taschen. An jenem Dezembermorgen, da Mozart ausgelitten hatte — er starb wahrscheinlich an Miliar-Tuberkulose —, kam Baron van Swieten trostreich zur Witwe und legte ihr nahe, ja ein billiges Begräbnis zu veranstalten. Der falsche Biedermeier wurde salbungsvoll. Die Verhältnisse seien recht dürftig, nicht wahr, also wozu Auslagen. Genügt ein Armenbegräbnis um 8 Gulden 36 Kreuzer nebst Leichenwagen um 3 Gulden, Kondukt 3. Klasse. Selbst in die Tasche zu greifen, fiel ihm nicht ein."

Der Mann also, der allsonntäglich Mozarts wunderbare Kunst genossen hatte, bezahlt nicht etwa ein anständiges Begräbnis, sondern rät sogar das Begräbnis im Massengrab. Wir werden bei dem Mord an Schiller und seiner Beerdigung ganz das Gleiche finden. Auch Schiller bekommt das Festmahl bei Herzog Karl August schlecht, er stirbt bald darauf, und Heinrich Voß rät zu dem Armenbegräbnis!

Sollten wir in Gerhard van Swieten wohl den Bruder vor uns haben, der mit der Ausführung der Arsenvergiftung beauftragt war und infolgedessen auch für das Verbrecherbegräbnis zu sorgen hatte?

Stirbt ein Genie in der Blüte seines Schaffens, so erbebt ein Volk und der einzelne im Volk, denn sie fühlen, daß unsterblicher Segen nicht ausströmen durfte auf das kommende Jahrhundert, sie fühlen, daß einmalige und einzigartige Bildschrift Gottes in den ungeborenen Werken auf ewig den Menschengeschlechtern unwiderbringlich geraubt wurde. Doch niemand auf dieser Erde erlebt so tief den Schmerz über den jähen und frühen Tod schöpferischer Menschen wie der kongeniale schöpferische Mensch. Nur einer nennt einen solchen Tod einen Tod „zur rechten Zeit", sofern natürlich es sich nicht um Judenblut oder judenverherrlichende Gojim handelt, und das ist der alle Nichtjuden tödlich hassende Jude. Hören wir aber von solchem frühen Tode wie bei Lessing und Mozart und von solcher Art Begräbnis, dann durchglüht uns außer dem Schmerze über den ewigen Verlust noch der heilige Zorn der Empörung.

Br. Goethe, dessen schmählicher Verrat an Schiller nach dessen Tode ihn für immer

---

*) Die Schilderung des geheimnisvollen Boten, der den Auftrag brachte, ein Requiem zu komponieren, in dem „Mozart den Todesengel selbst sah", seine Überzeugung, vergiftet zu sein, sein Schauerbegräbnis, wurden früher vielerorts beschrieben, so auch in Reklams Text der Zauberflöte, heute ist die Einleitung dort schon weggeschächtet. Siehe „Noch ein Wort zu Mozarts Ermordung" von Hermann Burg, „Ludendorffs Volkswarte", Folge 19, 11. 5. 1930.

aus der Reihe Deutscher freier Menschen ausscheidet, findet über Mozarts Tod im Alter von 35 Jahren die grauenvollen Worte*):

„Der Mensch muß wieder ruiniert werden. Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht mehr weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem anderen, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem 36. Jahre, Raphael im gleichen Alter, Byron nur ein wenig älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit" (ganz wie Moses Mendelsohn beim Logentode Lessings) „damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt etwas zu tun übrig bliebe."

Fürwahr, eine geniale Auffassung über den frühen Tod genialer Menschen! Allein schon durch diesen Ausspruch hat sich Goethe selbst gerichtet!

Er wird wohl diese Worte auf Logenbefehl geschrieben haben, denn in einem Briefe an Schiller hatte er über die Oper „Don Juan" gesagt:

„Dafür steht aber auch das Stück ganz isoliert, und durch Mozarts Tod ist alle Aussicht auf etwas Ähnliches vereitelt."

Sehr bezeichnend ist es auch, daß Goethe offenbar auf Logenbefehl nach dem Mord an Mozart eine Zauberflöte zweiter Teil schreibt und sich sehr eingehend mit Deutung des ersten Teiles befaßt. Es hat sich aber kein Komponist gefunden, der diese Logenverherrlichung komponierte. Die Musiker jener Zeit witterten weit mehr das Logenverbrechen, als es die Biographien Mozarts ahnen lassen. Die Loge war selbstverständlich eifrig bemüht, den Verdacht von sich ab- und die Schuld einem einzelnen aufzuwälzen. Der Komponist Salieri sollte Mozart aus Eifersucht gemordet haben!

Seitdem dieses Buch Verbreitung findet, mehren sich die Presseäußerungen, die erneut dem italienischen Komponisten Salieri den Mord an Mozart zusprechen. Specht**) erzählt:

„Aber sie werden von einem aufgeregten Besuch unterbrochen, Schikh, der Redakteur der „Wiener Zeitung", kommt eilig mit dem geschäftigen Anton Schindler herein und erzählt ganz konsterniert: Salieri habe sich den Hals abgeschnitten, aber er lebe noch und bezichtige sich immerfort selber, der Mörder Mozarts zu sein und ihn vergiftet zu haben, und es sei sicher wahr; der sterbende Mozart sei überzeugt gewesen, daß er durch Gift von fremder Hand zugrunde gehe . . . Beethoven scheint nicht gerade zu widersprechen, aber doch eine zweifelnde Miene zu dieser Ungeheuerlichkeit zu machen; aber Schindler bekräftigt sie: Salieri verlange andauernd nach dem Priester, um seine Untat in der heiligen Beichte zu bekennen . . ." wie wäre da noch ein Zweifel an dem gräßlichen Vergehen möglich, an das übrigens ganz Wien glaubt? . . ."

Unterwegs will Beethoven das Unerhörte nicht aus dem Sinn – kann man es glauben, daß ein solches Verbrechen möglich ist, daß der anmutvollste und zärtlichste Geist von einem teuflischen Gesellen aus Neid vergiftet und ein solcher Raub an der Menschheit begangen worden sei? – kann man es nicht glauben, wenn sich der Täter selbst beschuldigt und es sogar beichten will . . ., und freilich, diesem widrigen Gesicht mit den stechenden Augen und dem dünnen, boshaften Mund wäre es schon zuzutrauen . . ., aber wieder: dreißig Jahre lang soll er das verhehlt und in sich hineingefressen haben, bis das böse Gewissen sich meldet und das Verschwiegene ausspeit?"

Im Sommer des Jahres 1930 ging durch die Presse die merkwürdige Tatsache, daß ein Brief 106 Jahre nach seiner Abfassung erst an seine Adresse gelangt ist. Nämlich an das „Journal des Debats" in Paris. Es ist ein Brief, der aus Wien am 25. Mai 1824 abging (!) und ebenfalls den italienischen Komponisten Salieri als den Mörder verdächtigt. Uns erscheint es wahrscheinlicher, daß dieser wohl von einem Br. Freimaurer geschriebene Brief angesichts unserer Enthüllungen hervorgeholt wurde, um den Verdacht von der Loge abzulenken. In Wirklichkeit geben andere Quellen bestimmt

---

*) Siehe Gespräche mit Goethe von Eckermann. 11. März 1828.

**) Bildnis Beethovens, Avalunverlag Hellerau, 1930, eine Lebensdarstellung nach jüdischer Methode.

an, daß Salieri, der selbst Logenbr. war, nichts tat, um den Verdacht von sich abzuwälzen. Seine Unschuld öffentlich zu beteuern, wird ihm die Loge wohl nach allbekannter Drohmethode verboten haben. So hat er in seinen letzten Lebensstunden erst den Mut bekommen, immer wieder die Worte zu wiederholen:

„Ich habe ihn nicht vergiftet, ich habe ihn nicht gemordet."

Diese Beteuerungen hat dann später die Loge als „Schuldbekenntnis" literarisch verwertet, heute verdreht sie die Worte in ihr Gegenteil und hofft erneut die Völker zu trügen!

Die abergläubische Tilgung der Spur der Gebeine eines von der jüdischen Geheimorganisation Gemordeten ist immer die verräterischste Spur des Mordes. Ganz ähnlich wie bei Lessing, bei Cromwell, bei König Ludwig XVI. und Marie Antoinette und ganz so, wie es in den Freimaurereiden ausgesprochen wird, müssen die Gebeine spurlos verschwinden. Ähnlich dem Aberglauben der Reliquienverehrung, der da glaubt, von den Knochen eines „Heiligen" gehe Heilkraft aus, glauben diese abergläubischen Verbrecherseelen, daß von den Gebeinen der Ermordeten „magische Kräfte" auf die Verehrer, die zum Grabe hintreten, übergehen und das Verbrechen rächen könnten. Deshalb genügte es den Mozartmördern nicht, ihn in ein Massengrab zu werfen und dem Totengräber unter Drohung zu gebieten, niemandem, selbst nicht der trauernden Witwe, die Grabstätte anzudeuten, sondern über drei Generationen hin sorgten sie wachsam dafür, mit den bekannten Mitteln des Diebstahles, der Handschriftfälschung usw. die Spur der Gebeine des großen Toten zu verwischen.

Die Berichte über den Schädelfund Mozarts nach der Ausleerung des Massengrabes, in dem er verscharrt war, und das Schicksal des Schädels selbst klingen ganz ähnlich seltsam wie das, was Schwabe uns über den Schillerschädel zu melden weiß (siehe dort). Von Lynkeus gibt in seiner bei K. Reißner 1909, in Dresden erschienenen Schrift „Aus den Phantasien eines Realisten" eine recht phantastische Schilderung. Einer seiner Freunde soll dabei gewesen sein, wie der berühmte Anatom Hyrtl, der ja seit 1879 tatsächlich im Besitz des Mozartschädels war, diesen herausgefunden haben soll.

Er sagt:

„Einer meiner Freunde erzählte:

„Um Mozarts Schädel aus dem Massengrab herauszufinden, begab sich Hyrtl, der große Anatom, auf den Friedhof, und ich erhielt die Erlaubnis, mit ihm zu gehen. Es war ein trüber und rauher Herbstabend. In dem Leichenhofe, der nach allen Seiten hin offen war, wehte ein eiskalter Wind, so daß ich schauderte und mich zusammenkrümmte. Der Totengräber hatte den Auftrag, sämtliche Schädel aus dem Massengrabe in den Leichenhof zu schaffen, und wir mußten lange warten, bevor sie hereingebracht wurden. Der Leichenhof war ein ganz kahler Raum, schneeweiß getüncht; es war nichts weiter darin, als eine etwas erhöhte, große Steinplatte, auf die gewöhnlich die Särge niedergestellt wurden. Der Anatom sprach kein Wort mit mir, während wir warteten. Er, ein schon bejahrter Mann, seit jeher gewohnt, in solcher Umgebung zu leben, verzog keine Miene, sondern hüllte sich nur gegen den rauhen Wind fest in seinen langen Mantel ein und stand aufrecht da, den Blick nach dem Eingang vom Friedhof her gerichtet; ich aber kam mir, ihm gegenüber, wie ein armes, furchtsames Kind vor . . .

Da hörten wir Schritte, und gleich darauf trat ein altes Weib mit einem großen Korb auf dem Kopf, in der Rechten eine kleine Laterne, in den Leichenhof herein und schritt dem großen Stein zu.

„Mein Sohn, der Totengräber, ist heute krank", begann sie, „daher habe ich statt seiner das Grab durchsucht. Hier sind die Schädel, es sind alle, es fehlt kein einziger!", und damit stellte sie die Laterne auf den Stein, nahm den Korb vom Kopfe herab und schüttelte wohl an die fünfzehn bis zwanzig Schädel auf die Steinplatte hin, wo sie wie große Nüsse herumkollerten und aneinanderstießen. Der Ton der hohlen Knochen widerhallte grausig in der leeren Steinhalle; und während die Alte einige heruntergefallene Schädel in ihre Schürze zusammenlas und dann auf die

Steinplatte langsam wieder hinlegte, begann der Anatom, in der linken Hand die Laterne haltend und ihren Lichtstrahl richtend, und indem er in der Rechten die Schädel einen nach dem anderen hin- und herwandte und betastete, seine genaue Untersuchung. Ich zitterte am ganzen Leib vor Aufregung und Kälte; es herrschte eine lautlose Stille, die nur selten durch das Weib unterbrochen wurde, das sich stets mit kurzen Fragen an den Anatomen wandte; denn immer, wenn er einen Schädel untersucht hatte, schob sie ihm einen weiteren mit den Worten zu: „Wünschen Sie jetzt diesen, Herr Professor?", worauf er stets zustimmend nickte und seine Beobachtungen fortsetzte.

Plötzlich kehrte sich der Anatom mit seinem Gesicht nach mir und rief mir zu: „Greifen Sie doch hierher!", hob dabei einen der Schädel von der Steinplatte empor und hielt ihn in der hohlen Hand . . . „Diese Erhöhungen und Vertiefungen! Diese Größe der Hirnschale! Tasten Sie doch!", und hierbei führte er meine rechte Hand, die ich nur zaghaft hinhielt, längs der Schädeldecke hin und her. „Ja, wir haben Mozarts Schädel vor uns!"

Mir kamen sofort Tränen in die Augen, und nachdem ich mit ehrfürchtigem Schauer den Kopf betastet hatte, zog ich schnell meine Hand zurück; durch meine Tränen blinzelnd, sah ich nach dem Schädel hin . . . „So viel Genie und so viel Arbeit!", setzte er nach einer Pause hinzu, „so viel Empfindung und so viel Schönheit! Alles nur, um die Welt zu erfreuen und sich jeden Menschen zum Freunde zu machen; und doch lebte und starb er einsam, und erst im Massengrab drängten sich Tote und drängen wir Lebende uns an ihn heran — nun, da er nicht mehr lieben kann!"

Weit ernster und sachlicher scheint uns der Bericht in der „Illustrierten Zeitung" Nr. 3056 vom 23. Januar 1902, 118. Band, Seite 144, Verlag J. J. Weber, Leipzig und Berlin:

Mozarts Totenschädel.

„Ein merkwürdiges Verhängnis" (der typische Fachausdruck für Logenarbeit in profanen Schriften) „scheint über dem Totenschädel des großen Tonmeisters Mozart zu walten. Am 6. Dezember 1791 wurden die sterblichen Überreste des Tondichters auf dem St.-Marrer-Friedhof in Wien in einem Schachtgrabe beigesetzt. Von allen Freunden und Verehrern Mozarts war nicht einer auf dem Friedhof anwesend, als der Sarg in das gemeinsame Grab gesenkt wurde. Auch die Witwe des berühmten Komponisten, Konstanze Mozart, hatte wegen des heftigen Schneegestöbers, das am Abend des Begräbnisses herrschte, an demselben nicht teilgenommen. Der Totengräber Josef Rothmayer bestattete den in Armut gestorbenen Meister und notierte sich in seinem Schreibkalender die Stelle, wo der Sarg Mozarts stand." (Mozart war nur in ein Logentuch gewickelt. S. o.) „Seine Annahme, daß später vielleicht jemand über die Beisetzung des großen Meisters Nachfragen halten könne, ging jedoch nicht in Erfüllung. Zehn Jahre vergingen, ohne daß sich jemand nach der letzten Ruhestätte Mozarts erkundigte. Im Jahre 1801 wurde das gemeinsame Grab, worin der „Sarg" beigesetzt worden war, den bestehenden Vorschriften entsprechend, wieder neu belegt. Der Totengräber nahm bei dieser Gelegenheit den Schädel Mozarts samt dem Unterkiefer und bewahrte diese Reliquien auf. Von seinem Sohne erhielt dieselben der Kupferstecher Jakobus Hyrtl, ein Bruder des berühmten Anatomen Professor Hyrtl, der oft das Grab seiner Mutter auf dem St.-Marrer-Friedhof besuchte und bei dieser Gelegenheit mit dem Totengräber, der ein ebenso großer Musikfreund war wie er selbst, bekanntgeworden war.

Nach dem Tode des Kupferstechers Hyrtl anfangs 1819 kam der Schädel Mozarts in den Besitz des Anatomen Hyrtl. Der Schreibkalender des Totengräbers, den Jakobus noch besessen, wurde jedoch nicht mehr gefunden. Hofrat Hyrtl bewahrte den Schädel, den er als den „beinernen Schrein eines großen Geistes" bezeichnete, wie ein Heiligtum. Wiederholt erklärte er später, daß nach seinem Tode das kostbare Kleinod der Geburtsstadt des Meisters, Salzburg, verfallen solle. Am 30. November vermachte er in einer von ihm eigenhändig auf einem halben Bogen Papier niedergeschriebenen Legatsverfügung Mozarts Schädel der Stadt Salzburg.

Nach seinem am 17. 7. 1894 erfolgten Ableben richtete der Bürgermeister Gustav Zeller aus Salzburg an den Testamentsvollstrecker eine Anfrage nach dem Verbleib des Schädels. Es kam darauf die Antwort, daß der Schädel nicht vorgefunden worden sei. Er war verschwunden, und volle sieben Jahre wußte niemand, wohin er gekommen sei. Im Mai vorigen Jahres endlich wurde die wertvolle Reliquie in dem von Hyrtl gestifteten Waisenhaus zu Mödling aufgefunden. Der Testamentsvollstrecker Schöffel erklärte jedoch den Gelehrten und Künstlern, die den Schädel damals gesehen haben, daß derselbe wegen eines Streites um das Besitzrecht zwischen der Stadt Salzburg und dem Mozarteum noch zurückgehalten werde. Diese Angabe wurde von der Stadt Salzburg bald darauf für irrtümlich erklärt. Der Schädel entsprach vollständig der Beschreibung, die Hyrtl seinerzeit von ihm gemacht hatte, der Unterkiefer war am Oberkiefer mit Draht befestigt. Im Oberkiefer befanden sich rechts zwei Back- und drei Mahlzähne, links zwei Mahlzähne; im

Unterkiefer auf der rechten Seite ein Mahl- und ein Backenzahn, auf der linken Seite drei Mahlzähne. Auf der Stirn steht von Hyrtls Hand geschrieben: „Mozarts Schädel". Von dem Schädel, der auch im Profil genau mit dem Profil der im Badener Museum befindlichen Mozartbüste übereinstimmt, wurden damals drei Skizzen gemacht, von denen sich eine im Mozarteum in Salzburg befindet.

Kurze Zeit nach der Wiederauffindung wurde der Schädel auf eine ganz rätselhafte Weise vertauscht. Der unterschobene Schädel hat im Oberkiefer anstatt sieben Zähne elf, und der Unterkiefer fehlt ganz. Die Inschrift ist augenscheinlich eine Nachahmung der Handschrift Hyrtls. Die Frage, auf welche Weise der Betrug erfolgt ist, konnte bis jetzt nicht aufgeklärt werden. Fest steht jedoch, daß der angebliche Mozartschädel ohne Unterkiefer nicht echt ist. Vor kurzem hat sich auch noch die gleichfalls verschwunden gewesene Legatsverfügung Hyrtls für Salzburg gefunden, und der Schädel ist nunmehr der Stadt Salzburg ausgefolgt worden; es ist jedoch, wie bereits festgestellt wurde, nicht der im Besitz des Anatomen Hyrtl befindlich gewesene Schädel. Da die Geburtsstadt aber nur ein Interesse an dem echten Schädel Mozarts hat, so wird die Frage, wohin derselbe neuerlich verschwunden ist, zunächst gelöst werden müssen.

Johannes Mayerhofer."

Die Stadt Salzburg wird vergeblich auf die Lösung dieser Fragen warten.

Für den Logenfluch ist es besonders wichtig, daß möglichst viele einander widersprechende Nachrichten gegeben werden, denn die Spur der Gebeine der „Verbrecher", die von der Loge hingerichtet sind, soll völlig verwischt werden, wie das der Freimaurereid auch ausdrückt. Dementsprechend erhalten wir eine noch anders lautende Darstellung am 19. September 1930 in der „Deutschösterreichischen Tageszeitung", Folge 259. Hier heißt es, daß man die Ruhestätte Mozarts, da er in einem Massengrabe verschwunden sei, nicht genau wisse, „aus diesem Grunde konnten die Gebeine auch nicht exhumiert werden". Sehr interessant noch ist, daß wir auch hier erfahren, weshalb in dem Wiener St.-Marxer-Friedhof das Buch nicht mehr auffindbar ist, in dem die Berühmtheiten des Friedhofs verzeichnet sind. Die Friedhofsfrau berichtet dem Besucher im Jahre 1930, daß im „Jahre 1848 bei einem Brande im Friedhofsgebäude viele Bücher mit Aufzeichnungen verbrannt sind". Noch interessanter ist uns die Angabe:

„Der Totengräber zur Zeit Mozarts ist nach einem Jahre auf eben so rasche und unaufgeklärte Weise gestorben wie Mozart selbst."

Wenn wir wissen, daß die Mörder in den geheimen Logen die Rache für ihre Taten fürchten, wenn die Gebeine der Ermordeten gefunden und erhalten werden, so läßt sich begreifen, daß ein Verbrechen ein zweites nach sich zieht.

Auf dem St.-Marxer-Friedhof wird also heute eine beliebige Stätte als Mozartgrab gezeigt. In welchem Zustand sie sich im Jahre 1930 trotz der großen Berühmtheit und Beliebtheit Mozarts unter den Wienern befindet, berichtet die „Deutschösterreichische Tageszeitung" mit den Worten:

„Einer unserer Mitarbeiter hatte dieser Tage das Grab W. A. Mozarts aufgesucht und berichtet uns über seine Eindrücke an dieser historischen Grabstätte folgendes: In der Leberstraße im 11. Bezirk, abseits von der ehemaligen St.-Marxer-Linie, kommt man zu dem gleichnamigen Friedhof. Eine verlassene Gegend, kaum einen Menschen trifft man dort, nur ein paar Straßenreinigungsarbeiter sitzen auf den verdorrten Wiesenflächen und verzehren ihr karges Mahl. Ganz nahe vorbei führt der Bahndamm der Aspanglinie. Die schweren Eisengittertore des Friedhofes sind geschlossen. Rost hat sie durch die Jahrzehnte hindurch zerfressen, durch die beiden kleinen Seitentore wuchert Gesträuch. Im Friedhof grast eine Ziege, und ein Haushund liegt faul auf einem Grabhügel. Auf das Läuten an dem Haupttore erscheint die Frau des Friedhofaufsehers, und über Ersuchen, das Grab Mozarts sehen zu dürfen, öffnet sie sofort und geleitet den Besucher auch sogleich entgegenkommend zu der gesuchten Grabstelle.

Der Friedhof macht einen überaus verwahrlosten Eindruck. Der größte Teil der Grabsteine ist zerfallen und liegt zertrümmert umher. Eine Steinwüste. Man weiß kaum mehr, welcher Grabstein mit seinen verwitterten Inschriften zu diesem oder jenem Hügel gehörte, die verfallen und mit Gras überwuchert sind. Am Hauptwege gelangt man alsbald zu einer Wegabzweigung, die durch eine Holztafel mit einem Pfeil gekennzeichnet ist: „Zu Mozarts Grab". Durch Gestrüpp und verwachsenes Baumgeäst, durch das man sich gebückt durchwinden muß, steht man plötzlich, von

Wucherblattwerk und verfallenen Hügeln umgeben, vor der Grabstätte W. A. Mozarts. Der Grabhügel ist fast der Erde gleich und verblühte Disteln decken den Rasen. Eine abgebrochene Säule, daneben ein trauernder Engel — zermürbt vom Zahn der Zeit — das ist des großen W. A. Mozart kleines, unscheinbares Denkmal. Es wird von vielen Geschichtsleuten als ungewiß bezeichnet, ob Mozart gerade in diesem Grabe seine letzte Ruhestätte fand (er soll bekanntlich in einem Massengrabe verschwunden sein)."

Im sicheren Vertrauen darauf, daß das wohlgelungene Verschwinden des Schädels des ermordeten Mozart die Urheber des Frevels für immer vor Entlarvung schütze, sind die Mitteilungen über das Schicksal der Gebeine nicht von den Juden und ihren Komplicen unterdrückt worden. Wir werden ähnliche Arbeit ganzer Generationen bei der Tilgung der Spur der Gebeine Schillers wiedersehen und stellen heute zu unserer Genugtuung fest, daß nichts uns so geholfen hat, die Spuren der Völkerhyänen zu verfolgen und sie auf ihren Verbrechen an unseren Geisteshelden zu ertappen, als eben die Verbrecherbegräbnisse und das Schicksal der Gebeine der Ermordeten. Der Aberglaube der Verbrecher ist uns die wichtigste Hilfe bei ihrer Enthüllung. Diese Enthüllung ist uns wichtiger, als heute die Schädel der Gemordeten noch zu besitzen. —

Der Geist des großen, von uns allen tief innerlich geehrten Mozart leuchtet aus seinen Werken, die er bis zu seinem frühen Tode schuf, so stark und Seelenleben erweckend, wie er nur immer aus den ungeboren gebliebenen Werken hätte leuchten können. Die Melodien seiner Zauberflöte, die ihm das Mordurteil eintrug, und seines Requiem, mit dem er bewußt von seinem Leben, seinem Schaffen, seiner Sippe und allen Deutschen Abschied nahm, werden kommende Geschlechter, die sein Schicksal wissen, tiefer ergreifen als alle Ahnunglosen, die bisher seinen Tönen lauschten!

Während die ersten 30 000 dieses Buches im Volke verbreitet wurden, ging durch die ganze Presse neben der Beteuerung, daß ich geisteskrank geworden sei, auch das gründliche Ableugnen der Tatsachen, die ich nachwies. Die Geheimorden hatten sich dem Wahne hingegeben, daß ich schon in den ersten Auflagen alles Beweismaterial bekanntgegeben hätte und leugneten wacker ab. Ich aber wartete bis sie auch ihren eigenen Brr. in den Freimaurer-Geheimschriften die Tatsachen abstritten, ja selbst den Angestellten an den Mozartgebäuden, z. B. in Salzburg die Mitteilungen verboten, daß Mozart auf ein Todesurteil von seiten der Logen hin getötet worden ist. Hier wie dort sprechen die Brr. stets von dem „tollen Unsinn", den ich behauptet hätte und die uneingeweihten Johannisbrüder lesen treugläubig solche ersprießlichen Aufsätze, während andererseits die hochgeschätzten und anerkannten Lehrbücher der Brr. Freimaurer, die gerade diesen Mord an Mozart zwecks Verängstigung der Brr. noch vor wenigen Jahrzehnten mitteilten, ihnen nicht mehr in die Hände kommen.

Nun sich die Brr. auf einer neuen Unwahrheit festgelegt haben, wird es Zeit, ihnen mitzuteilen, daß ich diese geschätzten Lehrbücher Br. Gloedes in Händen habe, in denen er seine nur zu deutlichen Hinweise auf das Todesurteil und die Urteilsvollstreckung an Mozart macht. Mögen die Brr. Freimaurer, die immer noch ihren Hochgradbrüdern glauben, erkennen, wohin man sie gelockt hat, wenn ich nun solchem Ableugnen der Brr. den Hochgradbruder Gloede selbst vom Mord an Mozart berichten lasse.

Bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1901, erschien sein Lehrbuch:

Allgemeine Instruktionen, Lehrbuch für die Mitglieder der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. 1. Teil. Die Johannisgrade. Neue Bearbeitung von Br. Hermann Gloede.

Als Handschrift mit großmeisterlicher Genehmigung für Brr. Freimaurer gedruckt.

Hierin heißt es im „Gebrauchtum der Johannisloge 1. Bändchen als Handschrift für Brr. Lehrlinge" gedruckt auf Seite 97 ff.:

„Zwei Bedeutungen hat hier also die Erhebung des Degens, die Verteidigung des Neophyten

durch alle BBr., so daß er nunmehr schon Rechte eines Br. zugesichert erhält, und zwar so lange, wie er die Pflichten eines Brs. erfüllen wird — und die Strafe, welche ihn für den Abfall und die Verwirkung der Bruderrechte treffen wird . . .

Darum rät auch schon der Meister von Nazareth selber, seine Jünger möchten den Mantel verkaufen, um mit dem erlösten Gelde ein Schwert einzukaufen (Luk. 22, 36), denn er sei gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, indem er entzweien werde den Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter; wer nämlich Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei seiner nicht wert, und ebensowenig sei seiner wert, der Sohn oder Tochter mehr liebe als ihn (Matth. 10, 34—39): Liebe zu Gott macht darum das Wesen dieser Christlichkeit aus und ist der Gipfel aller freimaurerischen Tugenden."

Aus dieser Stelle geht also mit erfreulicher Klarheit hervor, daß der Lehrling mit der Todesstrafe verängstigt wird durch den erhobenen Degen in den Händen der Brr.! Hiermit zeigt Gloede, der von den Großmeistern genehmigte Lehrer, den Johannislehrlingen unzweideutig, daß der Orden eine geheime Mordorganisation darstellt, daß die Brr. sich dem geheimen Gericht über Leben und Tod unterstellt haben, indem er ihnen, den unteren Graden, zunächst einmal die Mordstrafen an unfolgsamen Brrn. verkündet. Diese Stelle in Br. Gloedes Lehrbuch könnte allein schon der Staatsanwaltschaft genügen, um durch eine Anklage das Volk vor solcher Organisation zu schützen. Das Recht, die Todesstrafe auszusprechen und auszuführen, hat kein einziger Bürger des Staates, hat nur das Gericht auf Grund des Strafgesetzes. Jeder andere Bürger wird vom Gericht schon dafür bestraft, wenn er als Antwort auf erlittenes Unrecht seinen Mitbürger selbst verprügelt, statt das Gericht um eine Strafe anzurufen. Um die Verängstigung der Brüder vor Mordstrafen noch zu mehren, wird dann von Gloede diesen christlich auferzogenen Menschen an Hand der genannten Bibelstellen als Wesen der christlichen Lehre hier bezeichnet, daß der Mord am Blutsbruder, der Jahweh nicht gehorcht, heilige Pflicht aus „Liebe zu Gott" ist.

Sehr wichtig ist, daß der nächste Satz nun lautet:

„Darum klingt auch das Bundeslied aus diesem Teile unseres Rituals heraus, das Br. Mozart mit einer unvergleichlich schönen Melodie versehen hat, mit seinem Schwanengesang, den er aus Brudermund nicht mehr hörte, da er seine irdischen Werkzeuge vor dem Logenfeste niederzulegen beordert war."

Mozarts Requiem wurde dicht vor seinem Tode vollendet und offenbar gleich nach demselben in der Loge gesungen!

Wir wissen, in welch seltsamer Weise die Loge ihm den Auftrag zu diesem Requiem durch einen gänzlich unbekannten in Schwarz gekleideten Boten mit Überreichung eines anonymen Briefes erteilt hat. Wir wissen auch, daß Mozart selbst wußte, daß dieses Requiem für seinen eigenen Tod verfaßt werden sollte, und daß er selbst sich, als er erkrankte, für vergiftet gehalten hat. Nun finden wir hier in dem Lehrbuch der Loge das Schicksal Mozarts so deutlich ausgesprochen, das Todesurteil der Loge über ihn in Worten mitgeteilt, die nicht eindeutiger lauten dürften, wenn Gloede nicht durch dieses gedruckte Wort dem Staate die Freimaurerei als Mordorganisation ausliefern wollte (eine geheime Druckschrift kann ja doch einmal in Hände von Nichtbrüdern kommen!). Hier wie änderwärts ergibt sich die Sicherheit der Bedeutung der Worte nicht nur aus dem Wortlaut allein, sondern auch aus den dicht davorstehenden klaren Drohungen mit der Mordstrafe für Ungehorsam.

Als der Kampf durch Wichtls Enthüllungen über Morde der Freimaurerei für die Logen ernst wurde, war es gut, daß an Stelle der ehrlicheren Lehrbücher Br. Gloedes das viel mehr verschleierte des Br. Hieber getreten war. Heute erfährt der Johannisbruder in den Geheimschriften von „dem tollen Unsinn", den ich geredet hätte, indem ich den Indizienbeweis des Mordes an Mozart und den Beweis seiner Beerdigung als

Logenverbrecher geführt habe. Heute ist es nach den Enthüllungen der Bücher „Vernichtung der Freimaurerei", „Kriegshetze und Völkermorden" und „Der ungesühnte Frevel" weit wichtiger, die Verängstigung der Johannisbrüder nicht nur durch Verschweigen der Todesstrafe an Mozart zu unterlassen, sondern diese abzuleugnen. Die eingeweihten Brr. fürchten den Zorn des nunmehr wissenden Volkes. Die Geheimschrift „Am rauhen Stein" leistet sich dies am ausführlichsten, und andere Freimaurerzeitungen nehmen die Ableugnung in gekürzter Form auf. In der Wiener Freimaurerzeitung Nr. 10 (Dez. 1931), XIII. Jhrg., Administration: Otto L. Klein, Wien IX, Vereinsstiege 4, heißt es z. B. unter „Allg. frm. Rundschau" (S. 185):

„Österreich zum Tode Mozarts" (S. 185).

„Br. Otto Ehlermann, Berlin, teilt in der Monatsschrift „Am rauhen Stein" mit, daß ein offizieller Führer in Mozarts Geburtshaus in Salzburg auf seine Frage über die Ursache des Todes Mozarts im Zusammenhange mit einem Bilde „Mozart auf dem Totenbette" geantwortet habe: „Die Todesursache Mozarts sei nicht genau bekannt. Mozart sei wahrscheinlich von Freimaurern vergiftet worden." — „Auf meine Entgegnung", berichtet Br. Ehlermann weiter, „warum sollten die Freimaurer Mozart getötet haben?" erklärte der Befragte: „Mozart hat in der „Zauberflöte" doch die freimaurerischen Gebräuche preisgegeben; dafür haben die Freimaurer Rache genommen und ihn langsam durch Gift umgebracht; er hat sich auf dem Totenbett selbst für vergiftet erklärt."

Br. Ehlermann hat sich dann an die Leitung der Stiftung „Mozarteum" in Salzburg gewandt, der das Mozarthaus gehört. Die Direktion hat nun Br. Ehlermann mitgeteilt, daß die Vergiftungslegende im Mozarthause nicht mehr erzählt werden dürfe."

Hiermit ist also das amtliche Bekenntnis zu dem Todesurteil an Mozart als dem ungehorsamen Br. und auch die Ableugnung dieses Logenmordes an Mozart in ihren Geheimschriften von heute entlarvt. Der Mord an unserem großen Musiker Mozart ist nicht mehr „in dreifache Nacht gehüllt". Er liegt offen zu Tage und harrt der Sühne!

IV. Die Rache der „unsichtbaren Väter" an Schiller und sein Tod „zur rechten Zeit"

1. Schiller und das Judentum.

Der Jude will aus den Gojim „winkelrechte Bausteine" für den Salomotempel machen, aber große Geister lassen sich schwer „behauen". Sie haben allzuwenig mit einem Stein gemein. Deshalb wurde es in dem vergangenen Jahrtausend des Jahwehreiches so oft nötig, daß, wie Moses Mendelsohn, der jüdische „Prophet" so schön sagt, der große Baumeister der Welten „zur rechten Zeit sterben ließ". Die toten Großen zum Baustein am Tempel Salomos zu verwerten, das ist erheblich leichter. So ein wenig Manuskriptdiebstahl, die Entfernung unangenehmer Stellen in den Werken, ja, der Ausfall ganzer Werke, das läßt sich leichter „machen", auch Unterschriftenfälschung kann zum Ziele führen. Mit etwas Geduld und der Beihilfe folgsamer Hochgradbrüder läßt sich sogar ein Reformationwerk förmlich auf den Kopf stellen. Aber die großen Nichtjuden sind, solange sie leben, immer eine unerhörte Gefahr, daher denn auch ihre stete Geheimüberwachung durch eingeweihte Brüder notwendig ist. Aus den ausführlichen Schiller-Biographien und aus den jüdischen Schriften über Schiller und das Judentum erfährt man, wie Schiller jeden Verkehr mit Juden sein ganzes Leben lang gemieden, kaum je Aussprüche über sie getan, die man als antisemitisch bezeichnen könnte. Man wird es daher schwer begreifen, inwiefern sein Leben von dem Augenblick an, als er entschiedener Gegner der freimaurerischen Ideale geworden war, dem Juden sehr unangenehm gewesen sein muß, während doch Goethe, der gar manchmal antisemitische Äußerungen tat, von Juden geschätzt und sein langes Leben von ihnen eher gewünscht war.

Es liegt in dem Wesen des jüdischen Listkampfes, daß sich die Haltung der eingeweihten jüdischen Leiter nur nach dem jeweiligen Stand der Dinge richten und von „Sentimentalitäten" ganz absehen muß. Solange die Judenherrschaft gänzlich geheim war, war der Antisemit stellenweise, sofern er nicht wie Luther Kenntnis der jüdischen Geheimlehren und Haßziele hatte, sondern nur eine gefühlsmäßige Abneigung oder gar nur eine Glaubensfeindschaft zeigte, eher willkommen. Galt es doch, die uneingeweihten Juden in dem flammenden Hasse gegen die Nichtjuden wach zu halten, und galt es doch ebenso, die Gojim, besonders die großen Geister, von dem „unschuldigen Unterdrückt- und Bedrängtsein" des Judentums immer wieder neu zu überzeugen! Heute freilich, wo das Judentum als solches öffentlich zu herrschen sich erdreisten möchte, liegen die Dinge ganz anders. Heute ist ein schöpferischer Nichtjude, der antisemitisch eingestellt ist, den Juden sehr gefährlich. Ja, selbst Brüder Freimaurer, die kabbalagläubig, und Christen, die streng bibelgläubig, also, wie der Jude sagt, „von jüdischer Frömmigkeit erfüllt sind", sind dem Juden unwillkommen und gefährlich, wenn sie trotz ihres Glaubens antisemitisch eingestellt sind! Damals aber, als das Deutschtum von den meisten kaum empfunden wurde, der Jude aber eine glänzende unerkannte geheime Machtstellung innehatte, wurde nur eines von den eingeweihten Juden gefürchtet: das Erwecken des Volksbewußtseins, das Anfachen völkischen Freiheitwillens. Unterließ ein Dichter solches Tun, weil er von dem Freimaurerideal der Weltverbrüderung durchdrungen war, wie zum Beispiel Bruder Goethe, so war er willkommene Hilfe! Man nahm seine antisemitischen Äußerungen nicht „tragisch", wie leicht konnte man sie nach seinem Tode allmählich verschwinden lassen! Die Hauptsache war, daß er den beiden jüdischen Kabbalaphilosophen Spinoza und Mendelsohn im Deutschen Volke für das kommende Jahrhundert „Kredit" verlieh und im übrigen nicht das geringste tat, um das Volk in den schlimmsten Jahren seiner Versklavung zum Freiheitkampfe anzufeuern! Schiller aber, der sich von den Freimaureridealen abwandte, sein Volk zum Volksbewußtsein und Freiheitwillen in dem Drama „Wilhelm Tell" anfeuerte, alles jüdische Schrifttum völlig ablehnte, war seinem Volke mehr und mehr zum Retter geworden und wurde den eingeweihten Juden zwangsläufig Gefahr und Hindernis, ohne je gegen Juden feindliche Äußerungen getan zu haben!*)

Erstaunlich ist der Eifer, mit dem die Juden noch hundert Jahre nach seinem Tode die völlig unbeeinflußbare Ablehnung Schillers allem jüdischen Schrifttume und den mitlebenden Juden gegenüber umdichten möchten. Sie nennen Schiller von „jüdischer Frömmigkeit" erfüllt, vor allem geben sie seinen Eltern das Lob, ohne ebenso nachdrücklich zu betonen, daß Schiller bekannt hat, „aus Religion" bekenne er sich zu keiner der herrschenden Religionen. Zu seinen letzten Worten vor dem Tode gehört das unter Lächeln gesprochene: „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" Ein Beweis, wie sehr er sich auch in seiner Sterbestunde mit dieser Ablehnung der herrschenden Religionen aus Religion befaßte. Daß der Größenwahn der Juden die Anwendung lutherischer Redewendungen durch Schiller „jüdische Frömmigkeit" und „biblische Befruchtung" nennt, darf uns nicht wundern. Etwas überraschender ist es jedoch, wenn zum Beispiel das Drama „Jungfrau von Orleans", die typische Verherrlichung des germanisch-heldischen Frauenideals, als „biblische Befruchtung" angesprochen wird und in der Heldin eine „Parallelgestalt des Joseph und des Moses" gesehen wird!

Ebenso wird der starke Einfluß jüdischen Geistes auch anderwärts aus der Luft gegriffen. Schiller soll von Mendelsohns Geist befruchtet worden sein, weil er sich einmal

*) Genau so erging es Ludendorff im Weltkrieg. Er war von jüdischem Haß und von der Verleumdung umloht, lange, ehe er die jüdische Gefahr erkannt hatte.

einen Band Mendelsohn bestellt hat und im übrigen nur mit Spott diesen Juden ablehnt. Er sagt zum Beispiel, Mendelsohn habe über das Schöne wie die „ganze Schar der Vollkommenheitmänner" geschrieben. Bei diesem Erdichten eines jüdischen Einflusses schlagen wir vor, noch zu behaupten, Schiller habe sich von Dorothea Mendelsohn-Veit-von-Schlegel geistig beeinflussen lassen, weil er über ihren Roman das Urteil gefällt hat: „Es ist eine seltsame Fratze... und ein neuer Beweis, wie weit die Dilettanten wenigstens in dem Mechanischen und in der hohlen Form kommen können." Nur zweimal im Leben bestellt er einen Aufsatz von Juden für seine Horen. Den Bendavids nennt er „lesenswert" und nimmt ihn auf, den von Salomon Maimon lehnt er ab. Sonst hat er nie mit Juden gearbeitet oder ihr Schrifttum beachtet. Vor allem hat er Spinoza, den für die Kabbalaherrschaft so wichtigen jüdischen Philosophen, völlig abgelehnt.

Ebenso ablehnend verhält er sich den Juden im Privatleben gegenüber. Der erste Jude, von dem er hört, war Süß Oppenheimer, der als Finanzier des Herzogs Karl Alexander „das Land ruiniert, vor Mord nicht zurückschreckt" (wie Geiger schreibt) und ein Fräulein von Stetten geschändet hatte, worauf sich das unglückliche Mädchen das Leben nahm. Der zweite Jude, den er kennen lernt, ist der Geldverleiher Veit. Körner rettet Schiller aus dessen Wucherhänden. Der dritte ist der Buchhändler Michaelis, der ihm wiederholt das Wort bricht und endlich als Wechselfälscher in Paris im Gefängnis sitzt. Der Theaterdirektor Herzfeld, der Schiller das Aufführungrecht seiner Stücke zu je 5 bis 12 Louisdors abkaufte, ist der einzige, der sich im übrigen nicht unangenehm bemerkbar machte. Schiller beachtet alle diese Gestalten kaum, ahnt freilich auch nicht im mindesten die Geheimziele der Rasse und die Gefahr für unser Volk!

Unheimlich für die Rabbinerziele und in jener Zeit geradezu gefährlich war Schillers Schrift „Die Sendung Moses", gefährlicher als der heftigste Glaubens-Antisemitismus! Schiller ahnt nicht, daß die Gesetze des Inders Manu und indische Legenden hier tollkühn unter Verstümmelung abgeschrieben waren, hält die Gestalt Moses für historisch (s. „Erlösung von Jesu Christo") und ist voll Anerkennung für die Person Moses. Trotzdem war diese Schrift für die Rabbiner, ausgehend von einem so weithin bekannten und anerkannten Goi, eine gar erschreckende Aufklärung. Sie nennt nicht nur die geschichtlichen Quellen: Manetho, Diodor von Sizilien, Tacitus, Lysimachus und Strabo über das jüdische Volk in Ägypten, sondern kündet deren übereinstimmende Aussagen, daß die Juden ein von allen Seuchen durchsetztes, vom Aussatz verseuchtes Nomadenvolk, der „wie die Pest von den Ägyptern gemiedene Auswurf Ägyptens" gewesen seien. Dies ist schon an sich eine gefährliche Aufklärung für die in Kirche und Schule „vom auserwählten Volk Gottes" unterrichteten Gojim gewesen. Weit fataler für die Juden ist aber, daß Schiller von „Nation der Hebräer" spricht, die einen „Staat im ägyptischen Staat" gebildet hätten, der „dem Schicksal des ägyptischen Volkes müßig zugeschaut" habe, ohne Interesse an dessen Schicksal zu haben und deshalb eine ernste Bedrohung für das ägyptische Volk bedeutet habe!

Noch bedenklicher, ja, erschreckend für die Rabbiner und ihre Geheimziele war, daß Schiller den Nachweis dafür bringt, daß Moses seine Lehre vom einigen Gott Jao aus den ägyptischen Priesterschulen, nicht etwa aus selbsterlebter Gottoffenbarung geschöpft habe. Ja, daß er dem stumpfen „dummen Volk" nur den Namen dieses Gottes gab, im übrigen aber sein Wesen so verzerrte, daß er für das „verkommene Volk" begreiflich, begehrenswert und schmeichelhaft wurde. So habe er den „Nationalgott" Jehovah gelehrt, ihn das Eigentum der Hebräer genannt und alle anderen Nationalgötter als Götzen abgetan. Das waren den Rabbinern höchst fatale Aufklärungen. Ja, wenn

Schiller die Schriften Luthers über die jüdischen Geheimlehren gekannt hätte, so wäre durch die Ergänzung seiner Erkenntnis mit der lutherischen im 18. Jahrhundert schon die völkische Bewegung wurzelfest geworden. Aber die Fälschung der Reformation Luthers hatte ja trefflich dafür gesorgt, daß Schiller weder in dem streng protestantischen Elternhause, noch von der Kanzel in Marbach, noch weniger aber später in der Freimaurerschule nur ein Wort über Luthers Kampf gegen die Juden hörte. Immerhin war die klare Einsicht Schillers, den die Freimaurer in ganz Deutschland bekannt gemacht hatten, für die Rabbiner höchst fatal! Was sollte aus der „Emanzipation" der Juden, aus dem Staatsbürgerrecht in Deutschland werden, wenn die Erkenntnis, daß die Juden eine Nation seien und einen Staat im Staate bilden, Allgemeingut des Volkes wurde? Ein Glück für die Juden, daß das „jüdisch-fromme" Volk die Erkenntnisse Schillers kaum beachtete. Welche Gefahr sie aber tatsächlich bedeuteten, wird dadurch grell beleuchtet, daß die Juden in der französischen Revolution das Bürgerrecht nur dadurch zugesprochen bekamen, weil ihnen der Betrug gelang, sie seien kein geschlossenes Volk, unterstünden keiner Volksführung. Hundertzwanzig Jahre später bekannten sie offen das Gegenteil!

Aber nicht nur die Enthüllungen Schillers waren verhängnisvoll. Was sollte aus der so von den Juden geschätzten „jüdischen Frömmigkeit" der Christen werden, wenn das „auserwählte Volk" als der „Auswurf der Ägypter" erkannt und vor allem, wenn ganz nüchtern festgestellt wurde, daß Moses nicht die Offenbarung vom einigen Gott erlebt hatte, sondern ägyptische Priestergeheimnisse nahm und mit jüdischen Volkswünschen drapierte, wenn Jehovah als „Nationalgott" erkannt war! Hier war nur noch ein erschreckend kleiner Schritt bis zur Erkenntnis, weshalb denn der Jude seinen Nationalgott den andern Völkern mit List und Gewalt aufgedrängt hatte, weshalb er den Gottglauben der andern Völker als Götzendienst verschrien hatte, weshalb es ihm so gar sehr um die Bibelgläubigkeit der Gojim, um deren „jüdische Frömmigkeit" zu tun ist!

Eine unheimliche Gefahr, den beliebtesten und schöpferisch so hochbegabten Dichter dicht an den Toren der Erkenntnis der ganzen jüdischen List zu wissen! War er nicht ebenso gefährlich wie Luther, der zwar die Geheimziele der Juden kannte, die Juden bekämpfte, aber an dem Glauben festhielt, daß die Bibel Gottoffenbarung enthalte?

Ein Trost war es da, daß dieser selbe Schiller zur Zeit, als er „Die Sendung Moses" schrieb, noch in den Idealen der Freimaurerei verstrickt war. Ohne je Freimaurer zu sein, lebte er damals noch in dem Irrwahn der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, in den Idealen des Weltbürgertums, schrieb das Lied „an die Freude", gab den „Kuß der ganzen Welt", und es war die Hoffnung immer noch wach, daß man ihn zum Eintritt in die Loge und hierdurch unter die geheime Gerichtsbarkeit bekam. Es war die Hoffnung, ihn zu anderen Schriften über das „auserwählte Volk" einst zu zwingen, noch nicht aufgegeben!

Als aber Schiller dann umlernte, aus dem Logengegner Schiller auch der Gegner der Freimaurerideale geworden war, da war es etwas anderes! In Deutschland war alles auf das beste vorbereitet, um die Revolutionäre von Paris auch zu Beherrschern Deutschlands zu machen. Fast alle Fürsten waren als Logenmitglieder den „unsichtbaren Vätern" unterstellt. Die meisten höheren Beamten und viele Offiziere waren Logenbrüder. Die „Geisteshelden" zum gut Teil in ein oder zwei Systemen gefesselt (Goethe z. B. war Illuminat und Freimaurer!). Preußens Vormarsch gegen die Revolutionäre bei Valmy war durch Verrat des Bruders Herzog von Braunschweig verhindert.

Das „Israelitische Familienblatt" schrieb bei der Hundertjahrfeier des Todes

Schillers:

„Wir Juden aber rufen aus, der große Mann ist unser."

Der uneingeweihte Jude, der dies liest, glaubt an ehrliche Bewunderung Schillers, die zu diesem Ausspruch führte. Wir Deutschen wissen, mit welchem Hohn jüdische Schriftsteller dem Deutschen Volk Schiller kritisieren, wie sie ihn, den Kraftspender seines Volkes, den Deutschen verleiden wollten, was sie alles getan haben, um seine Werke wegzuschächten und ihn als „altmodisch und überlebt" aus der Erinnerung seines Volkes verdrängen.

So sagte z. B. der Jude Siegfried Trebitsch:

„Einen Namen sogar, den die Fahnen der Deutschen Jugend so lange vorangetragen, den Dichternamen Friedrich v. Schiller, werden sie vergessen lernen müssen" (s. Professor Dr. Hans Lederer: „Mit Schiller zum Siege", Folge 19, 11. 5. 1930, „Ludendorffs Volkswarte").

Wir wissen, was der eingeweihte Jude meint, wenn er am Todestage Schillers sagt, der „große Mann ist unser". Und die eingeweihten Juden, die das lesen, wissen es auch. Doch wir wollen nicht vorgreifen und wollen die Bedeutung dieser Worte noch nicht verraten.

2. Schiller und Rom.

Schiller wird irrig oft ein Begünstiger des Katholizismus genannt, weil er in seinem Drama „Maria Stuart" die Katholikin Maria Stuart verherrlicht und die Protestantin Elisabeth als Heuchlerin und grausame Mörderin dargestellt habe. Ganz abgesehen davon, daß er in diesem Drama der Mordanschläge Roms und des Kardinals von Reims genügend Erwähnung tut, beweist Schiller eben nur, daß er ein Deutscher ist, dem aller Terror, alles Morden, ja das Hassen der Andersgläubigen, wie es bei beiden christlichen Konfessionen Sitte ist und nach dem Inhalt der Evangelien auch immer Sitte sein müßte (siehe „Erlösung von Jesu Christo"), verächtlich und verhaßt ist. Er kennt nur ganz wie Lessing das Mitgefühl mit dem durch Gewalt Unterdrückten, ganz unbekümmert darum, welche der zwei „jüdischen Konfessionen" im Einzelfalle den Terror ausübt. Auch in seinem Drama „Jungfrau von Orleans" spielt es für ihn, den Deutschgläubigen, der von sich sagte, daß er die herrschenden Religionen aus Religion ablehne, gar keine Rolle, welcher christlichen Konfession die Heldin angehört, sondern nur deshalb, weil sie die heldischen Ideale des Freiheitkampfes für das Vaterland vertritt, ist sie ihm der Verherrlichung ebenso würdig wie Wilhelm Tell.

Wie verhaßt ihm die römischen Gewalttaten an den „Ketzern" waren, hat er deutlich genug gezeigt, und die einige Jahre währende Begeisterung für die vermeintlichen Freimaurerideale erwuchs in seiner Seele nur aus der flammenden Empörung über solche Gewalttaten.

So wurde sein Drama „Don Carlos", zu dem die Brr. Freimaurer ihn begeistert hatten, die ernsteste Anklage gegen Roms Geistesknebelung, die nur denkbar ist, gerade weil, teilweise wie beiläufig, die verbrecherische Wirksamkeit Domingos am Königshof, Albas Grausamkeit und die furchtbare Erziehung zu Glaubenshaß und Ketzerverfolgung an Äußerungen handgreiflich vor Augen geführt werden. So sagt die Hofdame der Königin:

„Und wie lebendig es mit nächstem in
Madrid sein wird! Zu einem Stiergefechte
Wird schon die Plaza Major zugerichtet,
Und ein Autodafé hat man uns auch versprochen —"

Und als die Königin erwidert:

„Uns versprochen! Hör ich das
Von meiner sanften Mondecar?"

Erwidert diese von jüdischem Glaubenshaß gegen Andersgläubige zerfressene Christin:

„Warum nicht?
Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht.“

Und als die Königin dann bei den anderen Christinnen ihrer Umgebung andere Gesinnung erhofft und sagt:

„Ich hoffe, meine Eboli denkt anders!“

Erhält sie die Antwort:

„Ich! Ihre Majestät, ich bitte sehr,
Für keine schlecht're Christin mich zu halten
Als die Marquisin Mondecar.“

Nie ist in so wenig Worten die schauerliche Verwahrlosung der Christinnen, die sich kaltherzig an den Todesqualen der Andersgläubigen weideten und völlig entmenschte Frauen waren, treffender gegeißelt worden als hier.

Auch die Worte des Domingo sind ein flammender Kampf gegen die Geistesknebelung Roms, wirksamer als manche Bände anderer Schriftsteller. Hier sei nur ein Beispiel herausgegriffen:

„And're Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und seine Kirche. Der Infant
(Ich kenn' ihn – ich durchdringe seine Seele)
Hegt einen schrecklichen Entwurf – Toledo –
Den rasenden Entwurf, Regent zu sein
Und uns'ren heiligen Glauben zu entbehren.
Sein Herz erglüht fur eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. – Er denkt!“
(10. Auftritt des letzten Aktes.)

Doch die furchtbarste Anklage gegen Rom ist die Schlußszene des Dramas, in der der König von Spanien sich völlig unter die Gewalt des Großinquisitors zurückbegibt und seinen Sohn zum Mord ausliefert. Hier wird die heimliche Methode Roms ebenso nackt enthüllt, wie Domingo und Alba sie in ihrer Unterredung vor den entsetzten Hörern entblößten. Hiervon darf kein Wort vermißt werden, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will, wie sehr Rom diesen Dichter fürchten mußte. In vielen Deutschen Ländern und Städten war bis Ende des letzten Jahrhunderts die Aufführung der Schlußszene verboten.

Am grauenvollsten enthüllt sich das seltsame Gewissen des Massenmörders, des Großinquisitors, wohl in dem Wehklagen, daß der „Ketzer“, der edle Marquis Posa, auf Befehl des Königs schon gemordet wurde. Er ist den Qualen der Folter und der Verbrennung hierdurch entgangen, und der Großinquisitor, der ihn schon immer umlauern ließ, wehklagt deshalb:

„Das Blut, das uns'rer Ehre glorreich fließen sollte.
Hat eines Meuchelmörders Hand verspritzt.
Der Mensch war unser. – Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutasten?
Durch uns zu sterben, war er da.
. . . Nun liegt
Sie hingestreckt, die Arbeit vieler Jahre!
Wir sind bestohlen. . .“

So spricht der Massenmörder der „Ketzer“, weil ein Opfer von anderer als des Ordens Hand gemordet wurde! –

Als eindruckvollstes Zeichen der völligen Hingabe an die Kirche liefert dann der König seinen einzigen Sohn dem Ketzergerichte dieses gefühllosen Massenmörders aus, der ihn mit dem Wort „Der Verwesung lieber als der Freiheit“ zu diesem Verbrechen anspornt.

Wurde Rom je eindrucksvoller bekämpft als durch des Dichters Jugendwerk „Don

Carlos"? Wir sehen, Schiller hatte bei den überstaatlichen Mächten keine Freunde, und Rom vergaß ihm seine Volksaufklärung nicht. Der Illuminatenorden, in dessen Leitung Jude und Jesuit neben den Hochgradbrüdern saßen, hatte alles Interesse, Schiller zu umlauern, ganz in der gleichen Weise zu umlauern, wie es Schiller den Großinquisitor in bezug auf Marquis Posa sagen läßt:

„Sein Leben liegt angefangen und beschlossen in
der Santa Casa heiligen Registern . . . . .
Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar . . .
Wo er sein mochte, war ich auch."

3. Schiller wird Logengegner.

Wenn sich im 18. und 19. Jahrhundert Deutsches Wesen, Deutsches, wurzelfestes Nationalgefühl durchsetzte, so geschah es im Widertrotz zu der zielstrebigen Geheimarbeit der Freimaurer und Jesuiten, die von den „unsichtbaren Vätern", den Juden, geleitet oder umspitzelt waren. Kein Mensch aber würde sich vorstellen können, wie einfach damals das geheime Machtsystem noch war. Als Schiller aufwuchs, gab es in Deutschland kaum einen regierenden Fürsten, der in Wirklichkeit das war, was er seinem Volke gegenüber zu sein vorgab, nämlich ein freier, nur Gott und dem Volke für sein Tun verantwortlicher Deutscher Mann. Eidlich waren sie alle den Geheimorden verpflichtet, und daher war an ihren Gliedern der unsichtbare Draht, der bei wichtigen Entscheidungen sie wie Puppen eines Puppentheaters leitete. Armes Deutsches Volk! Wären nicht die starken Persönlichkeiten unter den gebundenen Fürsten sehr bald hinter den Betrug der Logen gekommen und hätten sie nicht in Logenfeindschaft die durchschauten Logen wieder durch Verbote aufgelöst, und wären nicht ebensoviel große Persönlichkeiten, die man in die Loge gelockt hatte, zu Logenfeinden geworden (wie Fichte, Lessing u. a.), so hätten wir eine rein jüdische Geschichte in jenen Jahrhunderten erlebt, während tatsächlich viel Deutsche Kultur, ja auch der Freiheitkrieg im Logenwiderstand und von logenfeindlichen Brüdern sowie der Jesuitenarbeit zum Trotz geleistet wurde.

An sich scheint es ein gefährliches Unternehmen der geheimen Weltverschwörer, die Fürsten in die Orden an Ehrenstellen zu locken, da ihnen anscheinend hierdurch doch auch ein Machtinstrument in die Hand gegeben war. Dies war ja auch der wichtigste Köder, den man den Fürsten zuwarf. Man versprach und tat ihnen wichtige Spitzeldienste in feindlichen Kreisen und ließ sie auch überall da, wo nicht freimaurerische Ziele gefährdet waren, das „Machtinstrument der Loge" benützen. Es war aber sehr listig dafür gesorgt, daß die fürstlichen Gojbäume nicht in den Himmel wuchsen, wie dies bei einheitlichem Logensystem für ganz Deutschland leicht hätte sein können. So führte man denn, außer den „unsichtbaren Logen" (z. B. der Rosenkreuzer), verschiedene Systeme ein und hetzte sie in rivalisierenden Gezänken gegeneinander wie auch gegen die Jesuiten.

Als Schiller aufwuchs, waren außer dem Illuminatenorden*) vor allem zwei Systeme, das französische Hochgradsystem der „strikten Observanz"**) und das englische System Royal York vertreten. Nun sorgte man dafür, daß jeweils der regierende Landesfürst in das System aufgenommen wurde, das in seinem Lande nicht ausgebreitet war. Das System aber, das in seinem eigenen Lande Ausbreitung hatte und so ein Machtinstrument in seiner Hand hätte werden können, verweigerte dann allemal dem

*) Der Illuminatenorden, von dem Juden und Jesuiten Weishaupt gegründet, mit dem Freimaurerritual durch Knigge verschmolzen, stellte die sonst sorglich vertarnte Einheit der drei äußerlich in Rivalkämpfen verstrickten überstaatlichen Mächte: Jude, Jesuit und Freimaurerei dar.

**) In den Hochgraden der strikten Observanz saßen Jesuiten.

Fürsten die von ihm begreiflicherweise gewünschte Aufnahme. Schillers Herzog Karl Eugen zum Beispiel gehörte der „strikten Observanz" an. Die Logen des englischen Systems aber erstarkten im Lande und verweigerten ihm die Aufnahme. Bei Friedrich dem Großen lagen die Dinge umgekehrt. Die Überlisteten verboten deshalb später die gegnerische Loge in ihrem Lande. Es half Karl Eugen nichts, daß er in der von ihm gegründeten Freimaurerschule „Karlsschule" die Lehrkräfte aus den Brüdern des englischen Systems wählte. Sie dankten es ihm nicht durch die gewünschte Aufnahme des Landesherrn in ihre Loge. Sie köderten statt dessen die Schüler seiner Schule, die ihnen die wichtigsten schienen, für ihre Loge. Hatte Karl Eugen also die Schule gegründet, um sich die geeigneten Schüler als „Chevaliers" für seine Loge der „strikten Observanz" auszuwählen und so einen ihm dienstverpflichteten Beamtenstaat von Brüdern seiner Loge zu schaffen, wollte er im übrigen durch sein Entgegenkommen den Brrn. des englischen Systems gegenüber die Aufnahme in dieses System für sich erreichen, so sah er sich schändlich überlistet. Seine Angestellten trafen vor ihm Auswahl, entzogen ihm für ihre Logen die bedeutenden Schüler, und so hatte er in seinem eigenen Lande dann eine große Clique Beamte, die seine Logengegner waren und ihm nicht gehorchten! Zu Schillers Zeiten blühte natürlich auch die geheime „Mission" der Freimaurer. „Pflanzstätten" und „Dichterbünde", in denen die begabten jungen Deutschen für das Logenwesen vorbereitet und eingefangen werden sollten, waren an allen Universitäten gegründet. Nach gleichem Muster war auch in der Karlsschule die „Association", ein geheimer „Dichterbund" für die Knaben von den Brüdern des englischen Systems eingerichtet, in der die begabtesten Knaben für die Loge eingefangen und vorbereitet werden sollten. Unabhängig davon ernannte Bruder Herzog Karl Eugen die ihm geeignet erscheinenden Knaben zum „Chevalier" und bereitete sie in einem Geheimbund für die „strikte Observanz" vor.

In diese Freimaurerköderanstalt wurde das schüchterne Dorfkind Friedrich Schiller von seinen ahnunglosen Eltern eingeliefert, und der Vater Schillers mußte einen Revers unterschreiben, nach dem das Kind lebenslänglich verpflichtet wurde, dem Herzog als Beamter zu dienen! Von dieser Stunde ab ging, wie die Freimaurer dies so stolz berichten, „Schiller unter den Freimaurern von Hand zu Hand". Sie sehen in den Menschen Bausteine, die sich behauen lassen. So liegt ihnen natürlich das Bild der Maurergesellen nahe, die sich, zu einer langen Kette aufgestellt, die Bausteine vom Steinhaufen bis zur Mauer zuwerfen. Selbst Persönlichkeiten wie Schiller gegenüber kommt den Freimaurern dieses Bild nicht absonderlich vor, so sehr sind sie in jüdische Vorstellungen verstrickt. Deshalb lesen wir in ihren Geheimschriften in ganz ähnlichem Größenwahn, wie wir ihn den jüdischen Schriften über „jüdische Befruchtung" Schillers entnahmen, Schillers Weltanschauung, die er sein ganzes Leben hindurch heilig gehalten habe, habe er Bruder Abel verdankt, seine Dramenthemata den Brüdern Dalberg und Goethe, die dramatische Stoffbehandlung danke er Bruder Körner usw. Nehmen wir hinzu die „jüdischen Befruchtungen", die wir schon erwähnten, so bleibt von Schillers persönlicher Intuition eigentlich nichts mehr übrig, und gerade deshalb nennen ihn die Freimaurer begeistert „einen Freimaurer ohne Schurz", der die eingetrichterten Freimaurerideale nur weitergeben durfte! Wie stand es aber in Wirklichkeit mit den Behauungversuchen an dem „rauhen Stein des Nordens", an unserem Schiller?

Der hochleuchtende Bruder Keller aus dem Freimaurerverein, der Komeniusgesellschaft, gibt uns ein eingehendes Bild des Bedrängens, Überlistens und der Lockversuche, der Geldunterstützungen der Brüder Freimaurer, die fast nie eine Sicherstellung des

Dichters bedeuten (6. Heft, XVII. Jahrgang der Aufsätze und Vorträge der Komeniusgesellschaft), und hat offenbar gar keinen Begriff, wie schauervoll die Rolle der Freimaurer ist, die er da enthüllt.

Mit Stolz berichtet er, daß fast alle Professoren und Lehrer der Karlsschule Freimaurer gewesen seien. Kaum ist der schüchterne Junge Friedrich Schiller in die Schule aufgenommen, so bedrängt ihn in Sonderheit Professor Abel mit seinen Hilfskräften Petersen und Lempp, und schon nach kurzer Frist ist aus dem bibelgläubigen Kinde der „Freigeist" geworden, der sich die freimaurerische Theosophie mit samt den Freimaurerworten angeeignet hat. So spricht er vom „großen Weltenmeister" in schwülstigem Wortschwall, der das Entzücken der Brüder ist. Wie wenig es sich hier um einen allmählichen Entwicklungweg, wie sehr es sich um das bekannte freimaurerisch-jüdische Aufdrängen und Überreden gehandelt hat, das beweist uns Br. Keller z. B. mit den Worten Schillers:

„Du hast mir meinen Glauben gestohlen, der mir den Frieden gab . . . Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen toten Palast auf die Stelle gesetzt!"

Im Gegensatz zu Kellers Behauptung haben Forscher wie Kuno Fischer („Schiller als Philosoph", Heidelberg), J. E. Kühnemann („Schiller", München 27) und Hoffmeister („Nachlese zu Schillers Werken" 1858, „Schillers Leben", Band 2) nachgewiesen, daß diese Briefe an Julius später entstanden sind und an Körner gerichtet waren. Doch Bruder Keller nennt Schiller „von neuem geboren" und führt uns ganze Spalten aus „Julius und Raphael", auch diese herbe Kritik Schillers an der Mission, stolz an! Noch erstaunlicher ist es, daß er uns als „ergreifendes Bekenntnis einer großen Seele" unter anderem auch Verse des Schülers Schiller an Raphael zitiert, die wir als gefährliche Irreleitung des Jünglings durch die Brüder Freimaurer erkennen! Diese Verse stammen aus der Freimaurer-Karlsschule und erschienen in Stuttgart in der „Anthologie". Wir lesen da:

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen.
Nur in dir bestaun ich mich . . .
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael in deinen Seelenblicken,
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab."

Dieser Erguß ist an Bruder Lempp gerichtet!

Nein, Bruder Keller, über diese „neue Geburt" des gesunden Dorfkindes sind wir nicht entzückt, sondern entsetzt über das, was Lempp, der „Pfeiler des Ordens", hier anrichtete. Doch Schillers gesunde Natur findet sofort nach der Trennung von Lempp Genesung. Die Überreizung klingt ab in den Oden an Laura. Der geheime Dichterbund aber, der Schiller für die Geheimniskrämerei der Logen vorbereiten sollte, wird für ihn nur ein Ort, an dem er seine Freunde begeistert, anregt und ihnen seine Jugendwerke vorträgt. Er ist kein „Stein", und deshalb entwickelt sich machtvoll nur das in ihm, was letzten Endes im Einklang steht mit seinem Ingenium. Seinen heiligen Freiheitwillen gegen jede Tyrannis, vor allem gegen die geistige, vermutet er auch in den Freimaureridealen, ganz wie einst Hutten sie für den eigentlichen Inhalt der Geheimorden hielt.

Seine Jugendwerke gaben Zeugnis von der Dichtkraft, und die Brüder Freimaurer beider Systeme erkennen, „wie wichtig eine so gewaltige literarische Kraft für den Orden wäre". Beide Orden zeichnen Schiller aus. Karl Eugen und die Brüder vom englischen System wollen ihn sich sichern! Doch unabhängig und königlich frei geht der junge Schiller aus der Karlsschule hervor, und als man sein Schaffen verhindern will,

flieht er der Geistesknebelung.

Aber er flieht nicht der geheimen Überwachung der Freimaurer! Sie „fangen ihn auf", geben ihm Zuflucht in Bauerbach, und — der Orden der „strikten Observanz" hält es für richtiger, Schiller als Theaterdichter in Mannheim durch Bruder Dalberg anstellen zu lassen, statt ihn wegen der Flucht zu verfolgen. Ohne die Umgarnung zu ahnen, läßt sich Schiller von den Brüdern auch für den Stoff „Don Carlos" interessieren. Da glaubt man, am Ziele zu sein. Doch der Verleger Schwan, Bruder des englischen Systems, warnt Schiller vor Bruder Dalberg, und dieser warnt umgekehrt als Bruder der „Strikten Observanz" vor Bruder Schwan. Schiller läßt sich von keinem von beiden behauen. Da versucht ein auswärtiger Bruder, ihn einzufangen. Schiller schreibt im Jahre 1783 an Frau von Wolzogen:

„Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von ausgebreitetem Wissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständigst gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin tun würde, vorher mitzuteilen, er versicherte mir auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei."

Gibt es etwas Schamloseres, als diese Jagd der Logen nach dem Edelwild? Man umschleicht es von allen Seiten, beeinflußt im Logensinne, ohne daß Schiller es ahnen soll, verspricht ihm, dem armen Schlucker, große „Aussichten" und — hat die unerhörte Frivolität, ihn einfach schon auf den Freimaurerlisten verschiedener Logen zu führen!! Wie war diesen künstlichen Juden der Loge jede letzte Ehrfurcht vor dem freien Entscheid einer hochbegabten Persönlichkeit abhanden gekommen. Wie ist sie auch dem Bruder Keller, der das alles schamlos, ja, mit Stolz schreibt, verloren gegangen. Aber Schiller war kein Stein, er ließ sich nicht behauen, er hungerte sich lieber durch und blieb frei.

Auch hier in Mannheim nahm er nur das auf, was seinem innersten Ingenium gemäß war. Er begeisterte sich für den dramatischen Stoff des Don Carlos. Aber nicht etwa, um Logenideale zu verherrlichen! Ganz im Gegenteil drückt er eigens aus, daß er zeigen will,

„wie auf kürzerem und vollkommenerem Wege das durch eine einzelne Persönlichkeit zu erreichen wäre, was die Maurerlogen zu erstreben vorgeben".

Auch begeistert er sich dafür,

„die von der Inquisition prostituierte Menschheit zu rächen".

Nun versucht man noch eins: Bruder Lempp, der „Pfeiler des Ordens", besucht mit einem Male Schiller und hofft wohl, ihn in die frühere Begeisterung zu versetzen. Einem Brief Lempps nach, den er nach diesem Besuche schreibt, muß er Schiller geradezu stürmisch bedrängt haben, sich in den Orden aufnehmen zu lassen. Vergebens, Schiller läßt sich nicht behauen, ja, er scheint, wie dies natürlich, durch dieses fortgesetzte Gebettel eher angewidert. Nun sollten die helfenden, behauenden Brüder in Mannheim mit einem Male Schillers Logenfeindschaft durch „vorschnelle Reden" kennen lernen!

Sofort wendet sich das Blättchen. Er wird in Schulden verstrickt. Frau v. Kalb spielte dabei eine Rolle, er wurde dann in Not gelassen und nur von Körner aus der Not gerettet. Auch gesundheitlich bekamen ihm die logenfeindlichen Aussprüche auffallend schlecht. Darüber werden wir noch zu reden haben.

So endete die „Jugendbehauung" Schillers. Er hatte sich von ungesunder Männerfreundschaft sehr rasch erholt, hatte sich in keine Loge einfangen lassen, hatte sich aus den Freimaureridealen das ihm Zusagende erhalten und sich dabei für eine ausgeprägte Logengegnerschaft entschieden.

4. Schiller wird Gegner der Freimaurerideale.

Wie man ein Christentum von den christlichen Kirchen unterscheiden muß, so auch die Freimaurerideale von dem Logentum. Wenn Schiller sich am Ende der Mannheimer Zeit zum klaren Gegner der Logen entwickelt hatte, so war er doch damit noch nicht etwa ein bewußter Gegner der freimaurerischen Ideale geworden. Dies sollte sich am deutlichsten zeigen, als er zu Bruder Christian Körner kam, der, ebenso wie er, offenbar Logengegner war. Er lebte als Bruder seit 1783 in Dresden, ohne sich der dortigen Loge anzuschließen. Dreißig Jahre blieb er ihr fern. Erst acht Jahre nach Schillers Tod, 1813 (s. „Latomia" vom 29. April 1905), schloß er sich der Loge „Zu den drei Schwertern" in Dresden an. Die freimaurerischen Menschheitideale, die „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", die damals noch nicht als Untergang der Völker erkannt waren, begeisterten ihn noch ebenso wie Schiller. Da nun Körner Schiller ein vertrauter Herzensfreund wurde, so ist es begreiflich, daß bei der Übereinstimmung der Überzeugungen beider dem Zusammensein logengegnerische Werke Schillers und ebenso Worte der Verherrlichung des „Freimaurerideals" entsprangen. So entstand Schillers logenfeindlicher und entlarvender Roman „Der Geisterseher" und entstand das Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais", in dem er geradezu den Weg der Logen zur Enthüllung der Gottweisheit als den Weg der Schuld bezeichnet, der mit Entsetzen endet. Es wurde auch „Don Carlos" in jener Zeit geschrieben und das „Lied an die Freude" gedichtet. Wie wenig ahnte Schiller das Schicksal dieses Liedes: unter die Bände der Freimaurerlieder eingereiht zu werden! Über diese urteilte er:

„Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftlieder zu verfertigen . . ., man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubnis zu sagen) der heilloseste von allen ist. So hat Goethe selbst einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen." (Brief vom 18. Februar 1802, s. „Latomia" vom 29. April 1905.)

Die französische Revolution heilt Schiller rasch und gründlich von den Freimaueridealen, und so kommt es, daß er schon in der Ausgabe seiner Gedichte von 1800 das „Lied an die Freude" nicht mehr aufnimmt. Er gibt uns auch das Bekenntnis seines inneren Wandels:

> „Die Freude" ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft, und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches vorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden." (S. Gotthold Deile „Freimaurerlieder", Verlag Adolf Weigel.)

Während man hier aber noch daran zweifeln könnte, ob es sich um eine völlige innere Abkehr von allen „Freimaurveridealen" bei Schiller handelte, geht diese allein schon aus der einmütigen Interesselosigkeit der Brüder Freimaurer seinen späteren geschichtlichen, philosophischen und dramatischen Werken gegenüber hervor.

In der genannten Schrift von Bruder Keller und in anderen freimaurerischen Auslassungen wird es ganz selbstverständlich und ohne jede Scham mitgeteilt, daß die Logen die schöpferischen Geister „geheim überwachen, um ihre Schritte zu leiten", und dies ganz besonders sorgfältig, wenn die Aufnahme in die Loge nicht gelingt. Die Unterstützungen, die die Logenbrüder gewähren, sind stets so, daß sie nicht unabhängig machen, sondern abhängig erhalten, und rechnen auf den einen Dank, daß der Beschenkte sich endlich in die Loge aufnehmen läßt. Bruder Karl August von Weimar, der den jungen Schiller einst zum „Rat" ernannt hatte, hatte keine Lust mehr, ihm zu helfen, „da er es ja doch nicht danken werde". Aber Schiller war wegen der scharfen Logenfeindschaft,

die aus „Der Geisterseher" sprach, sehr wichtig zu nehmen und aus der Nähe zu überwachen! Deshalb gibt ihm Bruder Karl August die Professur in Jena. Wir hören also von Brüder Freimaurern, wie es tatsächlich um den bekannten „Geist von Weimar" bestellt war! In Jena aber wird Schiller durch ernste Geschichtforschung und das Studium Kants immer mehr auf sich selbst und Deutsche Art gestellt. Seine Schriften werden immer freier von Freimaurergeist, und so muß er noch näher an den Hof gezogen werden! Man hoffte wohl, daß Bruder Goethe die „Politur des Steines" besser gelingen werde als Bruder Körner! Aber Bruder Goethe, der seit Jahrzehnten an die Geheimspionage der Orden und an die schriftstellerische Unfreiheit des Logenbruders schon so gewohnt war, daß er jeden Maßstab für diese Ungeheuerlichkeit wohl schon verloren hatte, erlebte in dem Verkehr mit Schiller die herzerquickende und Genesung bewirkende Freundschaft einer ganz auf sich selbst gestellten, niemandem geistig hörigen Persönlichkeit. Starke Eindrücke erfährt er, von dem man hoffte, daß er sie nur erteilen werde. Je länger die Freundschaft und die geistige Zusammenarbeit währen, um so größer wird die Gefahr, daß Bruder Goethe sich zur Geistesfreiheit und Charakterfestigkeit Schillers emporentwickele.

Ein neuer Versuch wird nun gemacht, Schiller in den Logenzwang zu führen. Da die „strikte Observanz" und das englische System nie Erfolg hatten, kommt nun die Hauptleuchte des jesuitischen Illuminatenordens, der Jude Bruder Bode, zu Schiller, um ihn einzufangen; offenbar mit dem gleichen Mißerfolg. Interessant ist, aus einem Briefe Chr. Körners an Schiller zu hören, daß er ihn vor Bode und dem Eintritt in den Illuminatenorden warnt:

„Der edelste Zweck in den Händen einer Gesellschaft, die durch Subordination verknüpft ist, wird nie vor Mißbrauch, der den Vorteil weit überwiegt, gesichert werden."

Kein Wort in Schillers Briefen ließe sich für die Annahme verwerten, daß dieser letzte Einfangversuch einen Erfolg gehabt habe. Der Weg seines Schaffens aber beweist das Gegenteil.*) Schiller hat sich nicht nur nicht behauen lassen, sondern wurde von Jahr zu Jahr in ausgesprochenerem Sinne ein Gegner der Freimaurerideale.

Otto Güntter hat im Marbacher Schillerbuch IV, Band 9 (Cottasche Buchhandlung, Stuttgart 1919), „Schillers Aussprüche über Volk, Staat und Gesellschaft", in der Zeitfolge geordnet herausgegeben, und an Hand dieser Sammlung läßt sich klar erkennen, wie völlig Schiller bis 1790 in die Glückseligkeitlehren der „Menschheit", wie sie die Freimaurerei vorgaukelte, in das „Weltbürgertum" und alle seine „Ideale" der Bruderliebe verstrickt war, doch war es seiner Deutschen Art unmöglich, dieses „Ideal" zu leben. Freimaurerische wahllose „Bruderliebe" allen Mitmenschen gegenüber ist ihm zuwider. So sagt er in seinem Wahlspruch, daß er

„gegen das ganze Geschlecht, wie es vorhanden ist, gleichgültig sei"

Schon in seinen Abhandlungen der ersten Zeit in Jena finden wir Stellen, an denen der Jude, der Freimaurer und der Jesuit sehr wenig Freude haben können. Als aber die Freimaurerrevolution in Paris ihr wahres Gesicht gezeigt hatte, da wurde er gründlich geheilt. Freilich erkannte er nicht die Judenlist: den Massenmord an dem blonden Adel, aber voll Ekel wendet er sich von den „elenden Schinderknechten". Die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. war schon vor Vollendung seiner Verteidigungschrift

*) Ahlwardt, der trotz mancher unrichtigen Angaben in seiner Schrift „Mehr Licht" das hohe Verdienst hat, das Verbrechen an Schiller zuerst an die Öffentlichkeit gebracht zu haben, meint, Körner habe Schiller schon in seiner Jugend in den Illuminatenorden gezogen. Er hat offenbar den Briefwechsel Schiller-Körner nicht gekannt. Amerikanische Hochgradgeheimschriften führen neuerdings Schiller als Bruder auf. Am Schillerjubiläum 1905 betonen die Deutschen Freimaurergeheimschriften ausdrücklich, daß er nie Bruder war!

für den König vollstreckt worden, und von diesem Erleben an wird Schiller schrittweise mehr und mehr bewußter Gegner der Freimaurerideale.

Die Jahre 1790 und 91 bringen schon Aussprüche in seiner Schrift über Solon, die einer Demokratie zur Voraussetzung abverlangt, daß „den Bürgern das Vaterland über alles geht", und von da ab wendet er dem Ideal des Weltbürgertums vollends den Rücken. Die „Freiheit", wie die Freimaurerrevolution sie brachte, geißelt er in dem Lied von der Glocke: „Freiheit und Gleichheit hört man schallen" usw. Im „Kampf mit dem Drachen" stehen die Worte:

„Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet.
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig' Band zerreißt:
Denn der ist's, der die Welt zerstöret!"

Die Warnung Oktavios an Piccolomini:

„Mein Sohn, laß uns die alten, engen Ordnungen gering nicht achten" usw.

atmen dieselbe Erkenntnis.

Von dem „Gleichheit"-wahn ist Schiller ebenfalls geheilt. „Keiner sei gleich dem andern", sagt er nun, und an Stelle der Verherrlichung des Weltbürgertums tritt ein starkes Volksbewußtsein, das ihn das „Lied auf die Deutsche Größe" entwerfen läßt, in dem es heißt:

„Ew'ge Schmach dem Deutschen Sohne,
Der die angebor'ne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Der des Briten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz."

Dem Weltbürgertumideal wird endlich die schärfste Feindschaft ausgesprochen durch die Worte Attinghausens in „Wilhelm Tell":

„O lerne fühlen, welchen Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin . . .
Die angebor'nen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, was jeder Sturm zerknickt."

Deutlicher kann die Haltlosigkeit eines aus seinem Volkstum entwurzelten Menschen nicht ausgedrückt werden. Für jene Zeit aber war den Freimaurern Zweierlei am unwillkommensten: Einmal, daß Schiller in seinem „Wilhelm Tell" den völkischen Freiheitkampf als Ideal dem weltrevolutionären entgegenstellt, wie er dies deutlich in seinem Widmunggedicht des Tell an Dalberg ausspricht:

„Wenn rohe Kräfte sich entzweien
Und blinde Wut des Krieges Flammen schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn alle Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.
Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet...
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,...
Das ist unsterblich und des Liedes wert."

Zum andern war den Brr. verhaßt, daß Schiller seinen Tell dem Geheimbund, der sich im Eide gelobt, trotz gleicher Ziele absagen läßt. Als Stauffacher ihm sagt:

„Verbunden werden auch die Schwachen mächtig", antwortet er: „Der Starke ist am mächtigsten allein."

Und er ist es, der seine Kinder vor frecher Bedrohung schützt, durch Sippenschutz sein Volk befreit. Ein stärkerer Gegensatz zu dem freimaurerischen Freiheitmotiv, dem Gleichheitwahn, kann nicht gedacht werden!

Da in Deutschland das Ziel der Demokratie von den Freimaurern noch nicht erreicht war, so wog es wohl auch schwer, daß Schiller immer flammendere Worte faßte gegen die Mehrheiturteile, also gegen die innenpolitischen Ideale der Freimaurerei. So schreibt er an die Menge:

„Was für ein Dünkel! Du wagst, was wir alle loben, zu schelten? Ja, weil Ihr alle vereint auch noch kein einziger seid."

Und an die „Majestät des Volkes":

„Majestas der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt. Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Und endlich:

„Ehret immer das Ganze! Ich kann nur einzelne achten: Immer in einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt."

Sein „Demetrius", dessen Vollendung durch seinen Tod verhindert wurde, enthält im ersten Akt das scharfe Urteil über das politische System der Demokratie, mit dem die „unsichtbaren Väter" die Gojimvölker zu versklaven trachteten, in den Worten:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen,
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Schillers „Wilhelm Tell" wurde in den Jahren geschaffen, in denen das Gewitter, das Freiheit und Leben des Deutschen Volkes so furchtbar bedrohen sollte, sich zusammenbraute. Der Korse, der die Freimaurerrepublik lenkte, rüstete sich zur Unterdrückung. Welche Gefahr war es da den Freimaurerzielen, daß dem Deutschen Volke, dessen politische, militärische und geistige Führer in großer Zahl dem Freimaurerorden erlegen waren, die wunderbare geistige Überwindung der furchtbaren Entwurzelung durch Schiller geschenkt wurde!

Karl Haller †, der Gründer der Deutschen Schillergemeinde in Wien, hat in seinem Werke „Schiller muß also auferstehn" (D. S. Verlagsgesellschaft in Duisburg) in meisterhafter Weise bewiesen, daß Schiller als Philosoph und Ethiker der Verjudung unserer Kultur eine Festung des Deutschen Idealismus entgegengestellt hat und deshalb von den Juden grimmig gehaßt wurde.

War Schiller in seiner Jugend, wie wir sahen, zum Logengegner geworden, so hatte ihn sein Mannesalter zum Gegner der Freimaurerideale gemacht, zum wurzelfesten, heimat- und volkverwobenen Freiheitkämpfer.

Als Schiller noch in den Listen der Logen stand, man auf seine Einbrüderung bestimmt rechnete, da hatte man ihm den Weg ins Volk gebahnt, und so konnte das völkische Drama im März 1805, in dem Jahre, ehe der Korse die preußischen Festungen von Brüder Freimaurern kampflos geräumt bekam, zum Deutschen Volke, zwei Monate vor Schillers Tod, sogar in Preußens Hauptstadt von der Bühne sprechen! Die Frei-

maurerfeindin, Königin Luise,*) wollte Schiller, den großen Freiheitdichter, in Berlin anstellen. Das durfte der höchstleuchtende Landesgroßmeister Karl August nicht dulden. Da er es aber war, der Napoleon in seinem Lande Preußens Heere mit Hilfe der Brüder Offiziere ausliefern sollte (Jena und Auerstädt!), konnte er Schiller in seinem Lande erst recht nicht gebrauchen!

Der unvollendete Demetrius barg zum Überfluß noch eine Stelle, die dem an Verbrechen so reichen Geheimorden der Illuminaten und der dahinterstehenden unsichtbaren Väter: Juden und Jesuiten, in dieser politisch wichtigen Stunde endgültiger Versklavung Deutschlands sehr unwillkommen, ja bedrohlich erscheinen mußte. Schiller stand unter der Spionage des Br. Heinrich Voß, und es ist wohl anzunehmen, daß jedes Wort seines Manuskriptes den eingeweihten Brrn. bekannt war, also auch die Worte:

„. . . Will sich niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb der Arglist;
Aufdecken will ich alles, was ich weiß."

Wenn Schiller durch Br. Körner und Br. Goethe gar manches wußte, so war dieser Ausspruch den eingeweihten Brrn., die nur zu wohl wußten, was sie alles auf dem Kerbholz hatten und für die nächsten Jahre noch vorhatten, genug, um ihre Antwort zu geben.

Br. Ferdinand Georgi schreibt in dem Schillerheft des „Zirkel" 1905:

„Vor hundert Jahren ist Schiller von uns gegangen, wie sein Geßler mitten in der Bahn gestürzt, vom vollen Leben fortgerissen, aber im Gegensatz zu diesem Tyrannen bereit, vor seinem Richter zu stehen."

Wir hätten erwartet, zu hören, aber im Gegensatz zu dem Tyrannen nicht gewaltsam getötet, sondern an „Tuberkulose" oder an „Obstipationen", wie es in Berichten steht, oder an „Nervenschlag", wie es in dem Kirchenbuch der Sankt Peter- und Paulskirche von Weimar steht. Nun aber sagt uns der Bruder, er wurde „wie sein Geßler mitten in der Bahn gestürzt." Sollte der Bruder Freimaurer etwa Anlaß haben zu solchem Vergleich?

5. Schillers Tod.

Im Weimar jener Zeit herrschten die „unsichtbaren Väter" durch die Freimaurerlogen und die Illuminaten des Juden Weishaupt.

Wie unbequem, ja gefährlich, der unbehaubare „Stein Schiller" Rom und den „unsichtbaren Vätern", d. h. den eingeweihten Juden und ihren Hörigen, den Logenbrüdern, allmählich geworden war, das haben wir nun eingehend betrachtet. Doch darf uns die klare Einsicht dieser Sachlage nicht Veranlassung sein, etwa mit vorgefaßter Meinung an die Untersuchung der Krankheiten und des Todes unseres großen Dichters heranzutreten. Nur ein sachliches Quellenstudium und ärztliches Facharteil berechtigen hier zu einem Urteil. Aber noch ein zweites fordert die Erforschung der Wahrheit über diese Dinge: Wir dürfen, nachdem wir nunmehr wissen, mit welcher verbrecherischen Skrupellosigkeit die „unsichtbaren Väter" durch Mord und Fälschung alles aus dem Wege räumten, was ihre Endziele gefährdete, nicht mehr mit der treugläubigen Ahnunglosigkeit an die Berichte herantreten, wie der profane „Goj" dies bis vor kurzem noch tat. Mitteilungen von Juden oder Logenbrüdern, und trügen sie selbst den Namen Bruder Goethes, aus jener Zeit, in der Schiller „wie sein Geßler mitten in der Bahn gestürzt, vom vollen Leben fortgerissen" wurde, wie Bruder Ferdinand Georgi mit dankenswerter

*) Eingeweihte Brr. brüsteten sich auch dieses „Opfers", sie werden es ja wissen, wie diese tapfere Feindin der Freimaurerei starb, die heute durch Freimaurerschwestern im „Luisenbund" gefeiert wird.

Deutlichkeit im Bruderkreise sagt, werden von uns natürlich kritisch betrachtet! Ebenso behandeln wir aber auch die langen Abhandlungen von Juden und Brüder Freimaurern unserer Tage, die über Schillers Krankheit Bücher schreiben, die unter reichster Quellenzitierung die „Lungentuberkulose" Schillers zur Tatsache und Todesursache erheben und ihm, wie zum Beispiel Ebstein, sogar eine „sekundäre Darmtuberkulose" andiagnostizieren. Die Hauptzeichen dieser Erkrankung: Durchfälle mit auffallend geringer Schmerzhaftigkeit, sind zwar Schillers Darmleiden: Neigung zur Verstopfung und Darmkrämpfen, direkt entgegengesetzt, aber das hat nichts auf sich, der Laie weiß das nicht und schwört nun auf die vorgetragenen Behauptungen!

Weshalb aber haben denn so manche in letzter Zeit ein so dringendes Bedürfnis, die frühere Behauptung von einer Lungentuberkulose Schillers durch eine „sekundäre Darmtuberkulose" ergänzt zu sehen? Etwa wegen Ahlwardts Veröffentlichung, die den Mord an Schiller durch den Geheimorden der Illuminaten als sicher erwiesene Tatsache bringt (leider unter wenig gründlicher Behandlung des Materials), oder wegen Aufsätzen in „Volk, Freiheit, Vaterland" und dem „Psychokrat" über Schillers „Logentod"? Oder etwa, weil die Behauptung, Schiller sei von je ein „asthenischer Schwächling" gewesen, in sinnfälligem Gegensatz zu vielen Quellen steht? Oder etwa, weil die Berichte des Heinrich Voß die so erstaunliche Frische des schwer tuberkulösen Schiller noch vor dem Tode beweisen? Oder etwa, weil die schleunige, nächtliche Einscharrung des berühmten Dichters und Professors ohne Geleit, ohne Predigt in das Massengrab, das „Kassengewölbe", heute bei der Enthüllung der Geheimverbrechen der Orden wieder einen ebenso großen Sturm der Entrüstung in Deutschland erweckt wie zur Zeit von Schillers Tod? Oder etwa, weil die Rache an Schillers Gebeinen, wie sie Schwabe uns schildert, trotz der eifrigen Vernichtung dieses verräterischen Büchleins und Entfernung aus den Bibliotheken zur Kenntnis von Völkischen gekommen ist?

Wir wollen jedenfalls dafür sorgen, daß das erwachte Interesse für die dunklen Zusammenhänge nicht einschläft, sondern wissenschaftliche Begründung erfährt. Damit die „unsichtbaren Väter" 125 Jahre nach Schillers Tod das Deutsche Volk etwas aufgeklärter sehen als bei der hundertjährigen Totenfeier!

So hatte ich vor vier Jahren geschrieben. Bei der Umarbeitung dieses Buches für das 31.–33. Tausend kann ich mitteilen, daß die unermüdliche Aufklärungarbeit des Tannenbergbundes, die 30 000 Exemplare dieses Buches und die vielen Hunderttausende des Flugblattes „Ein sonderbarer Todesfall", das die Ludendorffs Volkswarte über den Logenmord an Schiller veröffentlicht hatte, viel erreicht haben. Die Presseartikel, die da kündeten, ich sei „geisteskrank", sind verstummt. Die Aufklärung hat also bewirkt, daß an Schillers 125. Todestage an vielen Stätten Deutschlands Versammlungen abgehalten werden konnten, in denen über den ungesühnten Frevel an Schiller aufgeklärt wurde. Weit in Deutsche und Östreichische Lande ist die Kunde gedrungen und wird noch jeden Tag weiter dringen, und der Tag wird kommen, an dem das Deutsche Volk an dem Schicksal der ermordeten Geistesgrößen den furchtbaren Kampf seiner Feinde voll begreifen lernt und endlich die Wege der Abwehr beschreitet, die es retten.

Wollen wir ein Bild über die Haltbarkeit der Behauptungen, Schiller sei an Tuberkulose gestorben, gewinnen, so müssen wir den Weg der ärztlichen Erforschung gehen, dessen Ergebnis ich hier kurz wiedergebe.

Schiller stammt aus kerngesundem Hause. Weder die väterliche noch die mütterliche Ahnenreihe weist erbliche Belastung auf. Das Aufnahmezeugnis in die Karlsschule beweist Gesundheit. Die Erkrankungen in der Karlsschule waren meist geringfügig. Sein ganzer Habitus spricht gegen die Anfälligkeit für Lungentuberkulose. Karoline von Wol-

zogen erzählt von seinem Äußeren: „Zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust" („Schillers Leben" Seite 329). Scharffenstein spricht in seinen „Erinnerungen" von der „herausgewölbten Brust", Heinrich Voß spricht von seinem „majestätischen Wuchs". Das Märchen von der „hochaufgeschossenen Engbrüstigkeit Schillers" ist hiermit widerlegt*).

Spricht also Schillers Herkunft und Äußeres gegen eine herabgesetzte Widerstandskraft gegen Tuberkulose, so lassen sich andrerseits seine eifrigen Erwähnungen körperlicher Beschwerden in den Briefen an Körner nicht in dem Sinne schwerer Erkrankungen auslegen, wie das gewöhnlich geschieht. Wir dürfen nicht vergessen, daß Schiller selbst Mediziner war, der aber nicht mehr im Beruf stand. Während wir bei den berufstätigen Medizinern meist größte Fahrlässigkeit der eigenen Erkrankung gegenüber beobachten, haben diejenigen, die dies Fach nur studiert haben, ohne es auszuüben, oft erhöhte Sorge über die mögliche Ursache der Symptome. So schreibt Schiller selbst:

„Wir Mediziner sind darin übler daran als andere, weil unsere Furcht vor Krankheit mikroskopische Augen hat, weil wir tausend Wege mehr entdecken, die die Krankheit ausfindig macht. Aber eben diese Bekanntschaft mit der Materie liefert noch ungleich mehr Gründe zu unserer Beruhigung."

So nahm er es also nicht leicht mit Erkrankung und andrerseits muß er viel Gründe zur Beruhigung gehabt haben, das heißt, die Krankheit muß hierzu die Möglichkeit gegeben haben und im allgemeinen nicht ernst gewesen sein! Wenn man gewöhnlich Schillers Leben als ein fortgesetztes Martyrium schwerster Krankheit hinstellen möchte, so muß darauf hingewiesen werden, wie Schiller selbst Beschwerden darstellte. Wer schwere Krankheit erlebt, dem fällt es sicherlich nicht ein, einen Schnupfen wichtig zu nehmen. Nun hören wir, was Schiller über solches Ereignis schreibt:

„Mein Kopf ist ganz dahin. Ein heilloser Zustand."

Ein andermal spricht er davon, daß ihn der Schnupfen ‚gemartert hat", ein drittes Mal sagt er,

„ein Schnupfen zerstört meinen Kopf ganz".

Hiernach geht es also sicherlich nicht an, alle die Bemerkungen Schillers im Sinne fortlaufender schwerster Leiden ausdeuten zu wollen. Nur einzelne Fälle schwerer Erkrankungen lassen sich aus dem Leben herausschälen. 1782, in dem Jahre einer großen Grippeepidemie, hat Schiller Influenza. 1783/84 hat er in Mannheim schwer an Malaria zu leiden, die merkwürdigerweise mit Hungerkur behandelt wurde! Schiller schreibt selbst darüber:

„Schon 14 Tage habe ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, und dieses geht so mittags und abends. Allenfalls gelbe Rüben oder saure Kartoffeln. Chinarinde esse ich wie Brot."

Fritz Strich sagt mit Recht:

„Die Hungerkur, die Schiller auf Anordnung eines unfähigen Arztes durchmachen mußte, schwächte ihn vollends."

Diese Hungerkur wurde monatelang fortgesetzt! Das Erstaunliche für uns ist, daß zu Schillers Zeit gar nicht etwa die ärztliche Ansicht herrschte, daß man die Malaria durch Hungerdiät auch zwischen den Anfällen behandeln müsse. Ganz im Gegenteil haben die Ärzte zu Schillers Zeit nach dem zweibändigen Werke von Hovens über das Wechselfieber sehr reichliche Kost, oder aber zum mindesten die Diät nur während des Fieberanfalles selbst verordnet. Wir stellen ferner die interessante Tatsache fest, daß der Arzt, der Schiller in so unverantwortlicher Weise schwächte, nirgends mit Namen genannt wird. Weder der Theaterarzt noch Hofrat Mai, die Schiller zuvor behandelt hatten,

*) Die Gesundheit der Kinder Schillers und seiner „zarten" Frau spricht auch nicht gerade für das Märchen seiner „asthenischen Konstitution".

haben diese Hungerkur hauptsächlich auf dem Gewissen, dies zum mindesten behaupten die ärztlichen Abhandlungen über diese Krankheit Schillers. Sollte der große Namenlose, der dies Meisterstück vollführte, Bruder gewesen sein? Jedenfalls fällt die Erkrankung Schillers in die Zeit, als die Brüder, erbittert über Schillers logenfeindliche Reden, ihn in großer Not im Stiche ließen, ja bedrängten. Wenn man nun aus dieser unseligen Schwächung Schillers die Ursache einer späteren Lungentuberkulose ableiten will, so muß darauf hingewiesen werden, daß ganz im Gegenteil Tuberkulose nach Malaria selten ist, was Ebstein sehr richtig hervorhebt. Im Jahre 1888 wurde hierfür von Brun aus Beyrouth neues Belegmaterial angeführt (Medicinisk Revue, Bergen). Ein anderes beweisen uns aber die Tatsachen! Schiller muß von baumstarker Gesundheit gewesen sein, daß er diese monatelange Hungerkur bei schwerer Malaria, bei der er „Chinarinde wie Brot" aß, nicht nur überlebte, sondern schon im April des Jahres 1786 von Dresden aus schrieb:

„Ich bin gesund, arbeitsam und im ganzen genommen heiter."

Allerdings hat er seit jener Zeit öfter Schnupfen, wohl auch einen Katarrh, und nun kommt er in den Kreislauf der Schäden, geboren aus der unselig ungesunden Behandlungsart der Erkältung in jener Zeit. Die frische Luft wird den ganzen Winter durch angstvoll gemieden, und die Empfindlichkeit für Erkältungen wächst natürlich. Als er einmal auf den Rat seines Vaters auch winters viel an die Luft geht, wird er widerstandsfähiger.

Die erste ernste Erkrankung nach Mannheim ist die Lungenentzündung in Erfurt 1791, von der er Seitenstechen zurückbehält. Wir wissen von dieser Krankheit nur, daß sie sehr ernst und offenbar mit Rippenfellentzündung verbunden war. Der Verlauf läßt jedenfalls als sehr möglich offen, daß es sich hier um eine tuberkulöse Krankheit gehandelt habe. Aber da wir weder Fieberkurve noch irgendwelche genaue Berichte über die Untersuchungbefunde haben, so kann auf gar keinen Fall etwa mit Sicherheit behauptet werden, daß eine tuberkulöse Erkrankung vorgelegen hat. Später hören wir von Asthmaanfällen, die mit Opium kuriert werden. Die Hausärzte Schillers, Dr. Stark und Dr. Conradi, versichern,

„daß die Atembeklemmungen keinen Fehler in der Lunge zur Folge haben können".

Vielleicht durch die Behandlung des Asthmas mit Opium tritt nun Schillers Neigung zur Darmträgheit stärker und unangenehmer in Erscheinung. Er klagt auch öfters über Darmkrämpfe. Ernste Erkrankungen werden von da ab nicht mehr gemeldet. Trotzdem wird ganz ebenso wie im Jahre 1791 auch im Jahre 1804 sein Tod in den Zeitungen gemeldet! Das ist ein beliebter Brauch der „unsichtbaren Väter", den wir in den Alarmmeldungen im Herbste 1926 anläßlich der Operation Ludendorffs noch frisch in Erinnerung haben. Wie wenig Schillers Befinden bis dicht vor seinem Tode zu solchen Meldungen Anlaß gab, entnehmen wir den Briefen des Br. Heinrich Voß Einen Monat vor Schillers Tod schreibt Voß an Christian Niemeyer:

„Schiller ist ein außerordentlich heiterer Mann. . . . Du solltest ihn einmal in heiterer Gesellschaft sehen."

Er berichtet, daß im Januar 1805 Goethe und Schiller an Verstopfungen gelitten hätten. Aber kurz darnach war Schiller wieder frisch und gesund, spielte fröhlich mit seinen Kindern. Ja, Heinrich Voß gibt uns die sehr wichtige Mitteilung:

„Zwölf Tage vor seinem Tode war Schiller noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide. Zwei Tage danach war er im Schauspiel."

Goethe schreibt, daß dieser Theaterbesuch Schillers „Anfang Mai", mithin wenige Tage vor seinem Tode, denn er starb am 9. Mai, stattfand. Voß schildert dann, daß

plötzlich eine Fieberkrankheit ausgebrochen sei, und gibt an, schon vier Tage vor Schillers Tode sei diese Erkrankung „rettungslos" erschienen*). Ganz im Gegensatz hierzu spricht Schwabe von „unerwartetem Tod" und Fräulein von Göchhausen sagt:

„Er selbst hat nicht geglaubt zu sterben. Selbst die Seinigen glaubten nicht an nahe Gefahr."

Sehen wir ganz ab von diesen merkwürdigen Widersprüchen der Aussagen, so setzen doch jedenfalls die Angaben von Heinrich Voß und Goethe die Behauptungen, daß Schiller an Lungentuberkulose gestorben sei, in ein höchst eigenartiges Licht. Selbst bei Miliartuberkulose (im Volke galoppierende Schwindsucht genannt) ist der Verlauf der Erkrankungen nicht so rasch, daß der Kranke 12 Tage vor dem Tode Hoffeste mitmachen kann und dabei erfreulich gesund aussieht! Bei Lungentuberkulose aber müßte eine tödliche Lungenblutung, die Schiller nicht hatte, vorliegen, wenn ein so rüstiger Kranker sich so rasch vom Theaterbesucher zum Toten wandeln sollte.

Seit dieses Buch trotz allen Totschweigens und aller Sabotage, trotz der jüdischen und jesuitischen Behauptungen, es beweise Geisteskrankheit des Verfassers, und trotz der freimaurerischen Verhöhnungen in das Volk dringt, mehren sich wieder die Behauptungen, daß Schiller an Schwindsucht gestorben sei und schon jahrelang als sehr schwindsüchtiger Mann, mit ausgehöhlten Wangen, zusammengefallener Brust, mehr tot als lebendig durch Weimar geschlichen sei. Außer den schon genannten Gegenbeweisen führe ich deshalb noch zwei Mitteilungen an, die beweisen, daß den Mitlebenden der Tod Schillers völlig unvermutet kam. Dies pflegt bei einem an langjähriger, hochgradiger Schwindsucht Leidenden ja nicht der Fall zu sein!

Zelter schreibt aus Berlin an Goethe (siehe Scherr, Band III, Seite 233):

„Der unvermutete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und starke Sensation erregt."

Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline von Weimar, schreibt (siehe Scherr, Bd. III, Seite 232) am 15. Mai 1805 an ihren Bruder:

„Das schmerzhafte Ereignis von Schillers unvermutetem Tode hat mein Herz so verwundet, daß mir der Balsam der Freundschaft sehr notwendig ist. Wir haben die Nachricht von Schillers Tod in Auerstädt erfahren. Meiner armen Prinzessin kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte. . . ."

Gegen die langjährige hochgradige Schwindsucht Schillers spricht aber auch jene Begegnung zwischen Goethe und Schiller in der zweiten Hälfte des April, also drei Wochen vor seinem Tode, von der Voß berichtet und die Scherr auf Seite 227, Bd. III, mit folgenden Worten wiedergibt:

„Heinrich Voß war bei dieser Zusammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die beiden großen Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen, herzlichen Kuß."

Mit Recht erinnert Pfarrer Moll, der mich auf diese Stellen hinweist, an Goethes Ängstlichkeit vor Erkrankung, auch seine Furcht vor Ansteckung ist nur zu bekannt, er hätte wohl niemals einen schwer Schwindsüchtigen mit einem langen Kuß geküßt.

Die Zeitgenossen deuten auch meist ganz andere Todesursachen an, oder aber wenn sie auf längeres Leiden hinweisen, dann tragen ihre Aussprüche die deutlichen Spuren der Bruderliebe, die den hochstehenden Deutschen herabzerren soll, als ob er durch unbeherrschte Exzesse sein frühes Ende ebenso heraufbeschworen habe wie durch sein drama-

*) Ahlwardt hat sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß Heinrich Voß vier einander widersprechende Meldungen über Schillers letzte Tage und Tod gegeben hat! Wenn kurz vor der 11. bis 14. Auflage dieser Schrift auf einmal im Weimarer Schillerhaus ein „neugefundener" Brief Heinrich Voßens an Zeller angekündigt wurde, so ist das kein Gegenbeweis, sondern dann gibt es jetzt fünferlei Berichte des Br. Heinrich, die eine beredte Sprache des schlechten Gewissens reden, unsere Schlüsse aber nicht antasten können, ja uns lebhaft an die Aussagen Br. Melanchthons bei Luthers Tode erinnern.

tisches Schaffen. So steht in J. Braun „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen", Berlin, Verlag Friedrich Luckhardt, 1882, Band 3, Seite 442, das Fragment eines Briefes aus Weimar:

„Eine gänzliche Verwachsung der Eingeweide an der rechten Seite des Leibes und eine widernatürliche Verknorpelung unter der Herzgrube haben sich, nach unternommener Sektion, als Hauptursachen ergeben, warum derjenige nicht länger leben konnte, dem ich so gern einen Teil meiner Jahre geopfert hätte." (Ein solcher Sektionbefund war gar nicht das Hauptergebnis des seltsamen Sektionberichtes, s. u., und hätte auch nicht Todesursache sein können.) Sie haben Schillern persönlich gekannt. Von langer, hagerer Statur, hat er immer ein bleiches Aussehen gehabt. Anhaltendes Sitzen und Nachdenken, nächtliche Lucubrationen und häufige Aufschraubung der Gefühle zu tragischer Höhe mögen schon früher den Grund zur allmählichen Vernichtung seines Lebens gelegt haben; wenigstens ist bekannt, daß er sich besonders in den letzten Jahren täglich mit reizenden Einflüssen stärkte, um jenes Feuer der Gedanken anzuzünden, welches in seinen Tragödien so gewaltig emporlodert. Schwelgereien der Phantasie und des Körpers müssen freilich in die Länge auch den solidesten Körper mürbe machen. Dieser Todesfall hat ganz Weimar in Trauer versetzt Unser B. hat die Leiche Sonntag früh zwischen 1 und 2 Uhr mit hinausgetragen in die Jacobskirche, außer ihm noch 15 junge Gelehrte und Künstler. Niemand ist der Leiche als Trauernder gefolgt als der Schwager des Verstorbenen, Baron Wolzogen. . . ."

Hier sehen wir außer der Diffamierung Schillers als eines Mannes, der durch „Schwelgereien des Körpers" sich ruiniert habe, die Lüge, daß Schillers Leiche in die Kirche getragen worden sei. Davon später. Etwas besser über den seltsamen Sektionbefund der Ärzte berichtet ein Brief auf Seite 443:

Weimar, vom 11. Mai.

„Wir alle sind durch diesen Schlag sehr betroffen, doch finden wir einigen Trost darin, daß nach dem Zeugnisse der Ärzte, die seinen Körper öffneten, ihm kein längeres Leben möglich war, denn in seinem Inneren fand man alles so unregelmäßig, so zerrüttet, so verletzt, daß man sich wundern muß, wie er noch so lange hat leben können."

Von den Zeitungen treffen meist recht verspätete Anzeigen ein. Darunter gibt die „Zeitung für die elegante Welt", Leipzig, am 14. Mai 1805, eine Meldung, die sehr für durch Gift erzeugte Krämpfe, aber ganz und gar gegen Tuberkulose spricht, bekannt:

Weimar, den 9. Mai.

„Leider eröffne ich meinen Brief mit einer Nachricht, die Ihr Herz erschüttern wird, so wie sie unser aller Herz erschüttert hat. Schiller ist tot. Es ist sieben Uhr abends. Vor einer Stunde ist er gestorben. Schon seit einiger Zeit litt er an Krämpfen. Gestern und vorgestern waren sie so heftig, daß sie sich mit Blutspucken zeigten. Heute phantasierte er häufig. . . . Hierauf ein tiefer Schlaf, ein Aufwachen und ein sanftes Verscheiden — so ist sein Tod gewesen."

Merkwürdiger ist auch die Tatsache, daß Voß von Lungenleiden nichts berichtet, Karoline von Wolzogen einen fieberhaften Katarrh, Schwabe einen Rückfall der Brustkrankheit von 1791 meldet, das Totenbuch der Pfarrkirche zu St. Peter und Paul in Weimar aber eine Todesursache angibt, die weder mit diesen Mitteilungen von Zeugen des Sterbens Schillers noch mit dem Sektionbefund der Ärzte in irgendwelchen Einklang zu bringen ist. Dabei sagt doch das Kirchenbuch gewöhnlich gewissenhaft die Todesursache, die die Ärzte angeben! Da lesen wir nun zu unserem Erstaunen, daß Schiller im Alter von 45 Jahren 6 Monaten nach kurzem Krankenlager „an einem Nervenschlag" gestorben sei! Zu all diesen einander widersprechenden Berichten kommt unter anderen noch die Nachricht, die die „Leipziger Zeitung" erst am 14. Mai 1805, also 5 Tage nach dem Tode gibt:

„In Weimar ist am 9. May einer der ersten Schriftsteller Deutschlands, Herr Hofrat von Schiller, an den Folgen anhaltender Krämpfe mit Tode abgegangen."

Ungeheuerlich aber muß die Tatsache genannt werden, daß der Hausarzt Schillers, Dr. Stark, der seit 15 Jahren ihn und die Familie Schiller behandelt hatte und mit der Familie nahe befreundet war, ihn in seiner tödlichen Krankheit nicht behandelt hat, ja noch nicht einmal bei der Leichenöffnung zugegen war! Der Leibarzt des Bruders

Karl August von Weimar, Bruder Huschke, behandelt Schiller und öffnet mit dem Sohn des Bruders Herder die Leiche in Abwesenheit des langjährigen Hausarztes! Beide schreiben dann einen Sektionbefund, der in Anbetracht der Tatsache, daß Schiller noch kurz vor seinem Tode ein Hoffest und das Theater besucht hat und gesund, ja blühend aussah (s. o.), eine Ungeheuerlichkeit ist. Man vergleiche den Sektionbefund beim Tode Lessings, um zu wissen, daß nicht etwa in jener Zeit solch übertriebene Angaben gang und gebe waren!

Man stelle sich vor, daß Schiller mit einer linken „verfaulten, brandigen und breiartigen" Lunge, mit einer völlig „vereiterten" rechten Lunge, mit einem „runzeligen, häutigen Herzen ohne Muskelsubstanz", mit einer Leber, die am Rande brandig war und zwei Nieren, die in „ihrer Substanz völlig aufgelöst waren", zwölf Tage vor dem Tode zum Hoffest mit „gesundem" Aussehen ging und wenige Tage vor dem Tode das Theater besuchte*)!

Wir stehen hier vor einem höchst verdächtigen Tatbestand! Fügen wir ihm nun die im Vorangehenden nachgewiesenen Tatsachen hinzu, wie sehr der antifreimaurerische Freiheitdichter den „unsichtbaren Vätern" damals im Wege stand, und erinnern wir uns endlich, daß der Mord im Dienste der Weltpläne Jahwehs bei Hochgradbrüdern als „Pflicht und Wohltat" gilt, so will uns scheinen, als ob der Kranichzug, dem der ermordete Ibikus vor seinem Sterben seines „Mordes Klage" erhebt, über unsern Häuptern rauscht.

Doch die „unsichtbaren Väter" haben uns glücklicherweise erspart, dieses fürchterliche Verbrechen an unserem großen Deutschen Dichter nur zu ahnen. Sie haben uns selbst durch das Verbrecherbegräbnis des allbeliebten Dichters und durch ihren Fluch über Schillers Gebeine außer allem Zweifel gelassen, und wir werden durch gar manchen Ausspruch der Zeitgenossen Schillers die Tatsache erhärtet sehen:

Die Tscheka der überstaatlichen Geheimorden hat Schiller „vom vollen Leben" gerafft. Er starb „wie sein Geßler", wie Bruder Georgi sagt, also durch Mord, er starb „wie Baldur", wie Bruder Heinrich Voß sagt, also durch Mord!

6. Schillers Verbrecherbegräbnis.

Der Hofrat und ehemalige Bürgermeister von Weimar, Carl Lebrecht Schwabe, hat wichtiges Quellenmaterial über seinen eigenen ernsten Kampf gegen die Entehrung des toten Schiller durch ein Verbrecherbegräbnis und die Vernachlässigung seiner Gebeine, die jeder Beschreibung spotten, hinterlassen, und sein Sohn, Dr. J. Schwabe, hat es mit der Versicherung, daß er nur Aktenstücke und Aufzeichnungen seines Vaters von

*) Anmerkung. Ein Ernst v. Wolzogen ist sich nicht zu gut, zu behaupten, unsere ernste Quellenarbeit sei „aufgelegtes Gefasel". Er schreibt in einer ganzen Reihe von Zeitungen, so auch in der „Mühlheimer Zeitung" Nr. 128. „Es hat an Erklärungversuchen nicht gefehlt, aber sie gingen leider nur von leidenschaftlichen Wirrköpfen aus. Es wurde behauptet, Schiller sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern von den Jesuiten vergiftet worden. Ein aufgelegtes Gefasel. Schillers Leiche ist seziert worden und dabei hat sich herausgestellt, daß der linke Lungenflügel schon gänzlich zerstört war. Seit er sich auf seiner Reise nach Berlin 1802 eine starke Erkältung zugezogen hatte, von der er sich nie völlig erholte, war sein Schicksal besiegelt. Er ist unzweifelhaft an der Lungentuberkulose gestorben."

Man sieht, ein Ernst v. Wolzogen hält es für überflüssig, die ernste Forscherarbeit eines Arztes überhaupt zu lesen, die er als „Gefasel" und Arbeit „leidenschaftlicher Wirrköpfe" abzutun wagt. Ich dächte doch, daß ich etwas mehr von Medizin verstehe als er. Von den Jesuiten im besonderen die zwar in den Illuminatenorden auch verfilzt waren, ist in diesem Buche überdies sehr wenig die Rede. Den Sektionbericht hat Herr v. Wolzogen, wie wir sehen, auch nicht gelesen; denn sonst wüßte er, daß seine Angabe irreführt durch Verschweigen! Aber die Hauptsache scheint offenbar, daß die Wahrheit nicht an den Tag kommt.

verbürgter Wahrheit ausgewählt habe, bei Brockhaus, Leipzig, 1852, veröffentlicht. Mit einer ganz besonderen galoppierenden Schwindsucht scheint dieses Buch behaftet zu sein, denn es ist nur in einigen Bibliotheken aufzutreiben. Sein Inhalt ist erschütternd. Der Verfasser, der Gefahr bewußt, eifrig und ängstlich bemüht, sich selbst keiner Verfolgung auszusetzen, bringt alles Anklagematerial seines unerschrockenen Vaters so verklausuliert, daß man ihm den Sinn seiner Anklage nicht gerichtsnotorisch nachweisen kann. So ist auch diese Schrift ein Beweis der großen Verängstigung der Geister jener Zeit. Die jüdische Geheimtscheka der unsichtbaren Väter erteilte ebenso wie die römische Tscheka den Jesuiten, den Illuminaten, den Freimaurern und den Rosenkreuzern die Befehle, und ihnen beugte sich alles verängstigt, vom Fürsten bis zum „dienenden Bruder". Das Buch wird neu erscheinen, und seine erschütternden Tatsachen werden in jeder Schule gelesen werden, wenn einst weder Brüder noch Juden noch Jesuiten Lehrer sein dürfen.

Schwabe gibt erst sehr geschickt Beweismaterial für die ungeheure Verehrung und Liebe des Volkes, auch der Weimarer, für Schiller, und danach schildert er die ungeheuerlichen Vorgänge der Beerdigung. Er schreibt von Schiller:

„Seine Schriften hatten eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Verbreitung gefunden, und Tausende waren von Begeisterung für den Dichter erfüllt. Diese Begeisterung steigerte sich unendlich, als Schillers spätere dramatische Werke über die Bühnen gingen. . . . Doch neben der Verehrung, die sein Name überall fand, glänzte in Schillers Lorbeerkranze eine Blüte, deren Goethe nicht in gleichem Maße sich erfreut: Schiller war nicht nur von jung und alt in nah und ferne hoch verehrt, er war auch beliebt, so allgemein wie selten ein Sterblicher vor und nach ihm . . ., das war namentlich in Weimar der Fall, wo Schiller sich der allgemeinsten Liebe und Verehrung erfreute, und darum wurde dort die Nachricht seines unvermutet eingetretenen Todes mit Bestürzung, mit den schmerzlichsten Gefühlen vernommen. Niemand*) war in Weimar, der nicht bereits wenige Stunden nach Schillers Tode die Trauerbotschaft vernommen hätte. . . ."

Ein anderes, ebenso glaubwürdiges Zeugnis legt Hoffmeister ab in „Schillers Leben" (V, 330, Stuttgart 1842):

„Der Schrecken, der Schmerz bei der Kunde seines Todes war allgemein. Unbekannte Menschen, die sich auf der Straße begegneten, teilten sich durch Wort und Miene ihre Gefühle mit. Keiner hatte mehr Ruhe in seinem Hause. Auf den Wegen im Parke sah man Menschen umherirren, sich suchen und meiden. Ach, alle Herzen hatten ihn verloren, und mit Blitzesschnelle pflanzte sich die Trauerpost von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und das Leben selbst schien an Wert gesunken zu sein, da der große Sänger und Prophet dahin war und das Deutsche Herz seinen Mund verloren hatte."

Aus diesen Schilderungen entnehmen wir die tiefste Ergriffenheit, aber merkwürdigerweise auch eine eigentümliche unheimliche, schreckerfüllte Unruhe der Weimarer. Wie kommt es, daß man sich „meidet auf der Straße"? Was sollen die „Bestürzung" und der „Schrecken" der Bevölkerung bedeuten?

Hören wir nun, was Carl Lebrecht Schwabe, der Verehrer Schillers, erlebte, als er zwei Tage nach dem Todestage Schillers, am 11. Mai, nachmittags 4 Uhr, nach Weimar zu seiner Braut kommt. Er erfährt, daß Schiller bereits vor zwei Tagen gestorben sei. „Dem Schmerz . . . gesellte sich bald das Gefühl der Entrüstung hinzu", als er weiter erfuhr, der große Tote solle noch in dieser Nacht ganz in der Stille beerdigt werden, und bezahlte Handwerker, wahrscheinlich die Schneider oder Tischler, würden ihn zu Grabe tragen. Doch Schwabe begnügte sich nicht damit, zu trauern und zu zürnen, mächtig regte sich in ihm der Drang, jenes Vorhaben zu verhindern. Sein „Entschluß war bald gefaßt, und in der Tat, rasches Handeln war sehr notwendig, denn in 7—8 Stunden sollte ja Schiller begraben werden". Schwabe eilte nun zu Frau von Schiller, wurde aber hier nicht angenommen. Auf sein nochmaliges Anmelden mit dem Zusatze, daß er

*) Hiermit widerlegt Schwabe selbst, ebenso wie dies durch Heinrich Voß geschieht, die Lüge, Goethe habe von Schillers Tod erst nach dem Begräbnis erfahren.

wegen des Begräbnisses ihres Gatten, das doch schon diesen Abend erfolgen solle, sie nur einen Augenblick sprechen zu dürfen dringend bitte, ließ ihm Frau von Schiller durch den Bedienten Rudolf sagen:

„so möge sich Schwabe an den Oberkonsistorialrat Günther wenden, der alles deshalb zu besorgen übernommen habe, was dieser anordne, werde die Schillersche Familie gutheißen. . . ."

Damit das Verbrechen an Schiller den geheimen Verschwörern nicht vergolten werden konnte und wegen sehr auffällig rascher Verwesung (s. Mozart und Luther), mußte die Beerdigung schon zwei Tage nach dem Tode erfolgen.

Schwabe begab sich nun sofort zu dem nahe wohnenden Oberkonsistorialrat Günther, sagte ihm,

„sein, wie gewiß aller der zahllosen Verehrer Schillers Gefühl sträube sich dagegen, daß der große Dichter seinen letzten Weg so in nächtlicher Stille und Verborgenheit, ohne freundliche Begleitung, auf den Schultern dafür bezahlter Handwerker zurücklegen sollte. . . . Ich bin von Frau von Schiller an Sie gewiesen und bitte Sie nun dringend, zu gestatten, daß doch wenigstens Männer, welche Schillers Genius zu würdigen wissen . . ., ihn zu Grabe tragen dürfen."

Schwabe erhielt die trockene Antwort von Günther:

„Ja, lieber Freund, das geht nun nicht mehr, es ist schon alles geordnet."

Als nun aber Schwabe in seinen Bitten dringender wurde, als er erklärte, es würde eine Schande für Weimar, ja, für ganz Deutschland sein, wenn die Leiche des edelsten und geliebtesten Dichters von bezahlten, teilnahmelosen Menschen zu Grabe getragen würde, die keine Idee davon hätten, was Schiller für die Deutsche Nation gewesen sei, da schien es, als ob die eisige Rinde um das Herz des für Schillers Beerdigung Beauftragten, der sich bisher so unerbittlich an die ihm erteilte Instruktion hielt, zu schmelzen beginne. Wiederholt und dringend aber wurde von Günther der ausdrücklich ausgesprochene Wille der Schillerschen Familie hervorgehoben: man sollte besorgt sein, daß die höchste Stille bei der Beerdigung beobachtet werde. Schwabe hastet zu den Freunden und läßt sich unterschriftlich zusichern, nachts zum Tragen des Sarges zu kommen. Es meldeten sich mehr, als er gebeten hatte. Wenige sagten ab, darunter der Sekretär Goethes*)! Er besorgte auch Schleier und Trauerhüte in Eile, und so konnte sich nach Mitternacht ein kleiner Zug Freunde (zwanzig an der Zahl) zu dem Trauerhause begeben. Nun kommt das Unfaßliche: Schwabe schildert, daß die Straßen totenstill, wie ausgestorben waren.

„Kein Mensch war vor dem Hause oder in der Stadt."

In Weimar, dessen Einwohner aufs tiefste von Schillers Tod erschüttert sind und die die Stunde der Beerdigung schon allein durch die zwanzig bestellten Handwerker und die zwanzig diese ersetzenden Freunde hätten genau wissen müssen, wagte sich niemand vor die Türe, um das einsame Begräbnis ohne Gefolge mitzufeiern!

Wie ist solch ungeheurer Widersinn anders zu erklären als damit, daß nicht nur der Oberkonsistorialrat durch „erteilte Instruktionen" gebunden war, sondern auch die Einwohner Weimars! Nur so auch erklärt sich der auffällige Widerspruch, daß Frau von Schiller Schwabe mitteilen läßt, daß die Familie Schiller die Anordnungen des Oberkonsistorialrates Günther gutheißt, während der Oberkonsistorialrat, obwohl er sich Schwabes drohender Forderung fügt, ohne Frau von Schiller zu befragen, den Willen der Familie Schiller zu erfüllen vorgibt. Eine der beiden Angaben muß also doch unwahr gewesen sein!

Schwabe zeigt uns nun, wie durch die totenstillen Straßen Weimars beim Mondschein der Sarg von je acht Männern getragen wird, während die übrigen zwölf hinter dem

*) Julius Braun führt in Band III S. 443 einen Brief an, in dem der Wahrheit zuwiderlaufend Professor Voß als Träger des Sarges aufgezählt wird!

Sarge schreiten, bis sie die andern schweigend ablösen. Ein geheimer Befehl aber scheint noch eine möglichst rasche Beförderung des Sarges geboten zu haben, denn wir lesen die erstaunliche Mitteilung:

„Warme Herzen schlugen in den Trägern für die teuere Last, die sie trugen, und die Pause, die den Tragenden von Zeit zu Zeit bis zum entfernten Kirchhofe zum kurzen Ausruhen oder zum Wechseln der Plätze unter der Totenbahre, auf welcher der Sarg stand, vergönnt war, wurde zum Trocknen des tränenvollen Antlitzes benutzt."

Wer ging da als Treiber hinter dem Sarge des großen Toten mit der Peitsche durch die stillen, mondbeschienenen Straßen und gönnte den des Tragens ungewohnten treuen Freunden kaum die kurze Rast und die Zeit zum Wechseln des Platzes? Ist es nicht die Furie des schlechten Gewissens jener Dunkelmänner, die die „Instruktionen" dem Herrn Oberkonsistorialrat erteilt hatten? Schnell in die Erde mit dieser Leiche; solange sie noch nicht in der Gruft verschwunden ist, ist sie Gefahr! Die Beerdigung war also ebenso mitternächtlich, heimlich und eilig wie die des von der Freimaurerei zum Mordtot verurteilten und von Freimaurern ermordeten Erzherzog-Thronfolgers im Juli 1914:

„So ging der Zug durch die stille Stadt, durch die Esplanade über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche, gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das Kassengewölbe, vor dessen Tür die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. . . . Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Totengräber und seine drei Gehilfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Falltüre, und der teure Tote wurde an den Seilen in die unterirdische Gruft hinabgesenkt, in die schweigsame Gesellschaft derer, die ihm . . . vorangegangen waren. Die Falltüre ward wieder niedergelassen und dann auch das äußere Tor des Grabgewölbes wieder geschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort aus priesterlichem Munde unterbrach das Schweigen der Mitternacht."

Der schluchzende, tief im Mantel verhüllte Schwager Schillers, von Wolzogen, war außer den Trägern der einzige stumme Zeuge dieses Einscharrens des großen Dichters.

Schwabe juniors Buch ist so abgefaßt, daß nur Wissende alles erfahren, was er mitteilen will. Denn um nicht der Rache der unsichtbaren Väter zu verfallen, schützt er immer wieder scheinbar die Schuldigen des Verbrechens an Schiller, so wie es die Brüder in der Literaturgeschichte taten, gibt uns aber gleichzeitig soviel Material an die Hand, daß wir unsere Schlüsse mit voller Sicherheit ziehen können. So führt er natürlich auch die drei sattsam aus den Literaturbüchern bekannten faulen Erklärungen für das Verbrecherbegräbnis aus.

1. Es sei der Wunsch der Frau Schiller gewesen. Er selbst aber gibt uns den Gegenbeweis an die Hand, daß Frau von Schiller ganz im Gegenteil gesagt hatte, sie füge sich den Anordnungen des Oberkonsistoriums.

2. Die Verbrecherbeerdigung bei Nacht ohne Geleit sei Sitte in Weimar gewesen. Dabei läßt er uns aber durch das Zitat der Entrüstung Archenholzens bestimmt wissen, daß dies keineswegs der Fall war. Außerdem weiß er, daß wir durch Wielandens, Herders Beerdigung, also der Männer vom gleichen Range, das Gegenteil wissen. Um Mitternacht zitterten die Christen überdies schon allein vor dem Gedanken, einen Friedhof zu betreten. Niemals führten sie daher solche Beerdigungsitten ein.

In vielen Schriften, die sich mit Schillers Beerdigung befassen, wird sogar behauptet, es habe in Weimar als besonders „vornehm" gegolten, die Beerdigung nachts in aller Stille zu vollziehen. Wie man derartiges mit dreister Stirn behaupten kann, wenn Goethe und andere „vornehme" Zeitgenossen Schillers bei Tag und mit großem Pomp beerdigt wurden, ist kaum zu fassen. Ich verweise auch auf eine Widerlegung, die Ammermann in der Folge 46, Jahrgang 1930 der „Ludendorffs Volkswarte" schreibt:

„Die erschütternden Enthüllungen des Buches „Der ungesühnte Frevel" über das grauenvolle Schicksal Deutscher Geisteshelden, die unser Volk retten wollten, die aber von den überstaatlichen Mächten zur rechten Zeit „aus dem Wege geräumt wurden", sind immer noch nicht genug in das

Deutsche Volk gedrungen, von den entlarvten Logen und von jüdischer und jesuitischer Seite werden ins Volk die Suggestionen gegeben, als handelte es sich hier „um phantastische Annahmen", und das glaubt das Volk dann nur zu gern und sagt, so etwas „darf ja auch nicht wahr sein". Daher müssen wir immer und immer wieder an das Schicksal besonders unseres großen Schiller erinnern. Meine Fundgrube, die die Beweisführung des „ungesühnten Frevels" von Mathilde Ludendorff ergänzt, ist: „Weimar". — Eine „Wallfahrt in die Heimat aller Deutschen", von Leonhard Schrickel, Verlag für Volk- und Heimatkunde, Weimar.

In diesem Buche wird auch das Verscharren der Überreste Schillers geschildert. „Sie lassen den Sarg an langen Seilen durch eine Falltür in die finstere, moderige Gruft hinab. Die Falltür schließt sich, das Gitter vor dem Kassengewölbe fällt ins Schloß und — — aus." Als Grund wird unter anderem angegeben: „Vielleicht um ein altes Herkommen nicht zu durchbrechen?" Wie steht es damit? Seite 169 wird die Beerdigung eines „braven Zimmergesellen" und treuen Untertanen geschildert, welcher als freiwilliger Feuerwehrmann im Jahre 1774 ums Leben kam. „Alle Glocken der Stadt läuten. Vor seinem Sarge gehen die 600 Schüler des Gymnasiums mit der Lehrerschaft, dann folgen sämtliche Geistlichen der Stadt und der Garnison." Der Sarg ist „reich geschmückt". Ein sehr langer Zug folgt dem Sarge. Am Grabe stehen Erbprinz Karl August und Prinz Konstantin. Die Herzogin Anna Amalia läßt ihm diese feierliche Beerdigung zuteil werden. „Der Hofprediger hält eine eindringliche Grabespredigt von dem seligen Tode der Gläubigen. Wenige Tage darnach schon läßt Anna Amalia dem Treuen — ein stattlich Denkmal errichten."

Freilich hat man Schiller in dem Massengrab für Logenverbrecher nachts bei dem Läuten vom Arme-Sünder-Glöckchen der Johanniskirche verscharrt, um ein „altes Herkommen nicht zu durchbrechen". Aber gemeint ist eben das Herkommen des Illuminatenordens und aller Freimaurerorden, die zum Tode Verurteilten nach der Ausführung des Mordes wie Verbrecher zu verscharren"!

Endlich verweise ich auf den Abschnitt „der Logenmord Schillers eine Tatsache".

3. Goethe habe von der Beerdigung Schillers nichts gewußt, deshalb nichts dagegen tun können. Auch diese Behauptung widerlegt er uns selbst an anderer Stelle, siehe Seite 98, außerdem werden wir es noch ausführlich tun.

Schiller war früher als üblich, mit auffälliger Hast, nachts, ohne Grabgeleite und Predigt im Kassengewölbe eingescharrt! Der beliebteste Dichter Deutschlands! Die Predigt wurde in Abwesenheit des schon verscharrten Sarges am Nachmittag darauf von Sr. Hochwürden Magnifizenz dem Herrn Bruder Generalsuperintendent Vogt in der St. Jakobskirche abgehalten und das Requiem von Mozart dabei aufgeführt. Das geräumige Gotteshaus faßte die Menge der Zuhörer nicht, viele standen vor den Eingangstüren. — Weshalb diese Scheu, Br. Superintendent, vor dem Sarge? Was kann der Tote im Sarge dir antun, daß du ihn einen halben Tag vor der Leichenrede in die Gruft befördert hast? Nicht nur Schwabe entrüstete sich damals! In der Zeitschrift „Minerva" gab ein Zeitgenosse, Archenholz, die rechte Antwort:

„Bei dieser so gerechten Stimmung" (der allgemeinen tiefsten Trauer) „konnte man seinen Sinnen nicht trauen, als man die Art der Beerdigung las." . . . „Ist dies alles buchstäblich wahr, so ist es schrecklich. Diese Übereilung mit der Beerdigung, die durch keine warme Witterung notwendig gemacht wurde! Diese äußerste Stille! Diese Mitternachtsstunde, wie beim Begräbnis eines an der Pest Verstorbenen! Dieser isoliert fortgeschleppte Sarg ohne alles Gefolge! Diese bestellten Handwerker, die in Weimar die Leiche eines Schillers zu Grabe tragen sollten! Wahrlich, hier ist eine Aufklärung nötig!"

Das Requiem also, das Mozart, dessen erhebende Musik uns so heilig ist wie seine edle Seele, sein Schicksal wissend, geschaffen hatte, wurde bei der Totenfeier Schillers am Tage nach dem Verbrecherbegräbnis gespielt. Der Judenhohn, der dies bestimmte, hat wenig geahnt, wie lieb es uns ist, daß dem, einem gleich grauenvollen Verbrechen zum Opfer gefallenen, großen Deutschen die heiligen Klänge aus der Seele des anderen Gemordeten in die Gruft, die den Körper schänden sollte, nachklangen.

Sie gehören zusammen, unsere beiden großen, reinen Deutschen, die sich dem Logenzwang nicht ergaben, die der sittlichen Empörung über die verbrecherischen Massen- und Fürstenmorde der Freimaurerrevolution in Paris voll Ausdruck gaben. Sie gehörten

zusammen durch das gleiche Schicksal, den sie ehrenden „Judenfluch", wie Verbrecher beiseite geschafft und wie Verbrecher begraben zu sein, dafür empfangen zu haben, daß sie Künder reinsten Deutschen Gotterlebens waren. Sie, die heiligen Märtyrer Deutscher unbeugsamer Sittlichkeit, werden in kommenden Jahrhunderten unseren Nachfahren teuerste Mahner sein.

Sie sind nicht die einzigen, diese beiden Großen, die den Verbrecherhänden der Geheimtscheka anheimfielen, aber sie sind dem Herzen aller wahrhaft Deutschen am innigsten verwoben. Wenn anders nur ein Abglanz ihrer hehren Reinheit und ihres Gotterlebens noch im Deutschen Volke lebt, so wird ein Ende gemacht mit der Stumpfheit solchem Schicksal gegenüber, wird ein Ende gemacht mit der, ach so bequemen, aber so fahrlässigen Zweifelsucht, mit dem Abseitsstehen und Achselzucken.

Das Bild des Mord verratenden nächtlichen Verscharrens dieser großen Toten muß unserm ganzen Volke unauslöschlisch in der Seele stehen. Konrad Ferdinand Meyer bannte Schillers Totenweg erschüttert in die Worte:

„Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch, ein gemeiner Tannensarg,
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. . . ."

Doch das Volk erwachte nicht an diesen Worten. Die Dichter und Maler unseres Volkes schufen die grauenvollen Tragödien nicht, denn unglaubhaft schienen sie, solange das Wesen der Geheimbünde nicht enthüllt war.

Robert Schneider gab in der Folge 6 vom 9. 2. 1930 das Gedicht von Ottokar Kernstock wieder, das dieser am 9. 5. 1905 veröffentlichte, das recht viel andeutet.

Epilog.

Als Klopstocks Arm entsank die fromme Leier
Zog Trauer in Teuts liederfrohes Land
Und hielt dem Barden eine Totenfeier,
Wie sie vor ihm kein Deutscher Sänger fand.
Was stolzer Prunksinn ausdenkt, was in treuer
Verehrung schafft der Minne zarte Hand,
Vereinte sich, um den geliebten Schatten
Den letzten Dank der Deutschen abzustatten.

Doch als der Größte starb, den Gott zum Heile
Des Volks gesandt, gab's keine Trauerpracht.
Sechs Träger hasteten in Diebeseile
Mit dem Geschied'nen durch die Frühlingsnacht
Ohn' Gruß und Segensspruch, auf schwankem Seile
Versank sein Sterbliches im Moderschacht.
Die Falltür schlossen schmetternd rohe Hände —
Und Schillers letztes Drama war zu Ende.

Kein Anwalt Deutschlands hat das Wort genommen
Und um der Heimat besten Sohn geklagt,
Kein Grabgeläute hat von hohen Domen
Dem Glockensänger Lebewohl gesagt.
Und hätten Weimars Künstler, schmerzbeklommen,
Nicht ein: „Wir mimen heute nicht!" gewagt*),
Man hätte wohl mit welschen Narrenspossen
Der Deutschen größten Trauertag beschlossen.

---

*) Genast, „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers". (Vergleiche die Gedichte „Unter der Linde" von Ottokar Kernstock. Siebente Auflage. München, Braun und Schneider, S. 153.)

Wo waren die erlauchten Musenpriester,
Die vielgefeierten von Ilm-Athen?
Wo war der Fürst, der Sängerzunft erkiester
Beschirmer, der gefeierte Mäzen?
Wo war der Kunstmonarch, der Staatsminister
Bei seines Pylades Zugrabegeh'n?
Zeus kränkelte: Wer durfte sich erfrechen,
Zum kranken Gott ein Sterbenswort zu sprechen!

Nicht einer kam! — Heut faßten Riesenhallen
Die Gäste der Jahrhundertfeier nicht.
Doch da des Festes Vorhang nun gefallen,
Tritt der Epilogus hervor und spricht:
Verstummt sind Redesturm und Propfenknallen,
Nie aber wird verstummen das Gerücht:
Den reichsten ihrer Dichterkönige haben
Sie wie den ärmsten Bettelmann begraben!

An dem 125. Todestage Schillers, drei Jahre nach dem Ersterscheinen dieses Buches, erschien in Ludendorffs Volkswarte, Folge 19, 11. 5. 1930, das Gedicht, das unverbrämt von dem Morde an dem großen Dichter spricht:

„Der ungesühnte Frevel"
(zum 9. Mai 1805 von Franz Jäger.)

„Welch schweigsamer Zug in verlassenen Gassen,
Der Wind weht klagend durch stille Nacht,
Wer wird so einsam, so weltverlassen
In nächt'ger Stund zu Grabe gebracht?

Tief schwarz verschleierte Männer tragen
Den einfachen dunkelen Leichenschrein,
Und leis unterdrückter Schmerzen Klagen
Tönt aus den düsteren Trägerreih'n!

Doch eilends hasten die Männer weiter,
Nicht Ruh' sich gönnend, nicht kurze Rast,
Es war, als ob ein gespenstiger Reiter
Sie antrieb zu scheuer, eiliger Hast!

Kein Freund sprach letzten Gedenkens Worte,
Kein Lied ertönte als letzter Gruß,
Entsetzt wich jeder von diesem Orte
In eilender Hast mit flüchtigem Fuß.

Wer war der Tote, der hier versenket,
Verfehmt, geächtet, ins düstere Grab,
Daß keiner der Menschen seiner gedenket
und jeder sein Herz verschlossen hat?

Schiller war's der edle und echte,
Einer der Größten unter den Großen,
Von überstaatlichen tückischen Mächten
Mit Gift in das stumme Grab gestoßen!"

Nun weiß das Volk das Verbrechen, das sich durch dies „Verbrecherbegräbnis" verriet, nun wird es zu dem grauenreichen Erkennen der „Weltgeschichte" des letzten Jahr-

Wie stellt sich die Geschichtewissenschaft zu den von Mathilde Ludendorff mitgeteilten Tatsachen? R. Sch.

tausends, deren Schlüssel, wie der eingeweihte Jude, d'Israeli, mit Recht sagte, die „Rassegeschichte" ist, erwachen, und der frühe Tod des großen Schiller wird seinem Volke nun zum Erwecker!

7. Br. Goethes Verrat an Schiller.

Wenn auch die Enthüllung der Geheimnisse der Freimaurerei in den Büchern „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" und „Kriegshetze und Völkermorden" von Erich Ludendorff die wichtigste Voraussetzung für das Erkennen der Geheimverbrechen der Orden war, so steht vor dem Verbrechen an Schiller überdies noch verhüllend und täuschend die Gestalt Goethes, des begabten, aber durch Morddrohung der Logen völlig verängstigten und zu jeder feigen Selbstverleugnung und dem Verrat an Schiller fähig gewordenen Dichters. Nichts haben die Juden und Freimaurer so eifrig betrieben, wie die Verherrlichung des logenhörigen Goethe. Das Schicksal Schillers und hierdurch das Schicksal des Deutschen Volkes wird erst erkannt, wenn das bittere Umlernen über Goethe nicht feige gescheut wird.

Wir wollten es ja noch begreifen, wenn wir hören, daß der Hochgradbruder Goethe auf Ordensgeheiß mit daran gearbeitet hat, daß Schiller 1788, also vor der nahen Anfreundung mit Goethe, nicht dem Rufe folgte, der unser ganzes Deutsches Volk vielleicht vor der Unterjochung unter Napoleon hätte verschonen können.

Erst wenn wir von dieser Berufung Schillers zu einem der höchsten Staatsämter in Preußen um das Jahr 1788 wissen, wird uns auch begreiflich, weshalb die überstaatlichen Geheimmächte so sehr erschraken, als er kurz vor seinem Tode (s. o.) zur Aufführung des „Wilhelm Tell" nach Berlin berufen war und dorthin übersiedeln wollte. Die Freimaurergegnerin, die so früh und unter so seltsamen Begleitumständen gestorbene Königin Luise, hätte angesichts der erhöhten Gefahr des Landes wohl sicherlich nicht darauf verzichtet, Schiller noch einmal ein hohes Staatsamt anzubieten. Davor zitterten die Brr. ganz wie im Jahr 1788 schon. Damals war es Br. Goethe, der sich eifrig bemühte, Schiller zu „übertölpeln", ihn ohne Besoldung (! s. S. 209) an die Universität Jena zu locken. In seinem Aufsatze „Goethes Moral", Folge 40, Jahrgang 32 der Ludendorffs Volkswarte schreibt W. v. d. Cammer (Walter Löhde) hierüber:

„Schiller hatte im Jahre 1788 eine wohlbegründete Aussicht auf eine Berufung in das preußische Ministerium nach Berlin. Er schreibt am 11. 12. 1788 scherzhaft an Charlotte von Lengefeld nach Rudolstadt:

„— Ich erwarte nun alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Der tiefgründigste, leider zu früh verstorbene Schiller-Forscher Richard Weltrich sagte:

„Er (Schiller) hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Stile zu werden: man denke nur an die dem allgemeinen Interesse der Menschheit zugewendete schöpferische Fülle seines Geistes, an seinen großen, weiten historischen Blick, an die immer schlagfertige Energie und Stahlkraft seiner Natur." (Richard Weltrich „Friedrich Schiller", Stuttgart 1899, S. 378.)

Da beeilte man sich in Weimar, Schiller festzuhalten. Man übertrug ihm eine Professur in Jena. Schiller schreibt am 15. Dezember 1788 an Körner:

„Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin. Vor einer Stunde schickte mir Goethe das Rescript aus der Regierung" — „man hat mich hier übertölpelt". — „Goethe beförderte es mit Lebhaftigkeit und machte mir Mut dazu."

Auch an die Schwestern von Lengefeld schreibt er am 28. Dezember, daß man ihn übertölpelt habe, und daß Goethe „bei dieser Sache überaus tätig gewesen" sei und viel Teilnahme zeige. Die „Teilnahme" und die „Tätigkeit" Goethes entnimmt man dem Conseilsbeschluß von seiner Hand, in dem er dem Herzog die Angelegenheit empfiehlt. Es heißt dort:

„Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande bekanntgemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitieren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte." (Vgl. Johs. Scherr: „Schiller und seine Zeit", II. Leipzig 1859.)

Solches Handeln Goethes vor der nahen Freundschaft mit Schiller scheint uns zwar recht abstoßend aber weniger verächtlich wie sein Verrat am nahen Freund.

Selbst Forscher, denen Schwabes wertvolles Buch in die Hände kam, standen so unter dem Banne der Unantastbarkeit des Charakters Goethes, daß sie gar nicht wagten, ihm, dem „Dioskur", dem „Freunde Schillers", den tatsächlichen schmählichen Verrat zuzutrauen. Sie kennen die Tiefe dieser „Freundschaft" Goethes für Schiller nicht, die ihn z. B. zu Daniel Falk sagen ließ, daß Schiller „mit unsäglicher Anstrengung arbeite". Er, Goethe,

„glaube die übergroße Anstrengung auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den Briefen über den Don Carlos im Teutschen Merkur sehe man die Schweißtropfen hängen, die sie den Verfasser gekostet hätten",

während wir der Beweise genug haben, daß er über Schillers rasches und müheloses Schaffen geradezu erschrak.*) Auch haben wir gar manchen Beweis der kläglichen Eifersucht Goethes Schiller gegenüber.

Am 19. März 1803 wurde „Die Braut von Messina" zum erstenmal in Weimar gegeben. Scherr berichtet uns:

„Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark", schrieb Schiller am 28. März an Körner. „Auch imponierte es dem jüngeren Teile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke ein Vivat brachte, welches man sich sonst noch niemals hier heraus nahm . . ."

Mit dem erwähnten Vivat hatte es eine Bewandtnis. Nämlich, als nach dem Schlußakt der „Braut von Messina" der Vorhang gefallen, brachte ein junger Dozent aus Jena vom Balkon herab dem Dichter ein Lebehoch aus. Die im Parterre anwesenden Jenenser Studenten, in deren Auftrag der Dozent gehandelt hatte, stimmten jubelnd ein. Aber Se. Exzellenz, der Herr Geheimrat und Theaterdirektor von Goethe, geriet über die „verwünschte Acclamation", wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März bezeichnete, ganz außerordentlich in Harnisch. Die Sache machte ihn „ein paar böse Tage", er ordnete auch zur Ausmittlung der Schuldigen sofort eine polizeiliche Untersuchung an, und ließ hierauf dem jungen Dozenten einen Verweis erteilen. Der Dichter Goethe hatte sich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeigungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen." Scherr: Schiller und seine Zeit, III 196/7.

Da die Juden und Brr. dem Deutschen Volke Goethe zum unantastbaren Heiligen gemacht hatten, hielt der ganze Lügenbau über Schiller, Mozart und andere. Mit der klaren Erkenntnis des Charakters des Hochgradbruders Goethe stürzen die Mauern ein, und die mordgierige Geheimarbeit der Logen unter der Leitung ihres „großen Propheten" Moses Mendelsohn und seinem Nachfolger ist enthüllt. Die verherrlichenden Lügen über Goethe hinderten über ein Jahrhundert lang die heilige Segenswirkung, die aus dem Morde an Schiller dem Volke werden kann, nämlich die, daß es ihn erfährt, den skrupellosen Rassehaß des Juden erkennt und sich dann retten läßt.

Damals aber, als Goethes Verrat geschah, war Entrüstung im Deutschen Reiche lebendig, Entrüstung über den „Geistesfürsten" Goethe, der als „Minister des Landes" saß und nichts, gar nichts tat!

Ein Todesurteil der Logen hat vor allem auch den Zweck, die anderen, nicht betroffenen Brüder zu verängstigen und fügsam zu erhalten. So ward der Mord an Lessing, am Tage ehe Goethe ihn besuchen wollte, für ihn, der als Hochgradbruder zweier Orden

*) Schuf doch Schiller 15 Bände gehaltvoller Werke bis zu seinem Todestag im 45. Lebensjahre, und sagt doch seine Frau ausdrücklich: „Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht."

Bescheid wußte, ein furchtbarer Schreck. Noch viel mehr muß ihn Schillers Schicksal eingeschüchtert haben, denn sonst hätte er trotz seiner Angst wohl auch einmal an die tiefe Schande gedacht, die er sich selbst für alle Zeiten bereitet hat für den Fall, daß je das Deutsche Volk hinter die Schliche der Geheimorden kommen und etwas mehr Mut aufweisen sollte, als er, der Br. Goethe! Die mysteriöse Teilnahmlosigkeit des Ministers Goethe, der, wie mit Recht seine Zeitgenossen sagten, „durch einen Wink das ehrenvollste Begräbnis Schillers hätte erreichen können", suchen Schwabe junior und andere immer wieder durch die Behauptung zu erklären, Goethe sei bei Schillers Tod krank gewesen und habe den Tod erst nach der Beerdigung erfahren. Das widerspricht den Tatsachen.

Heinrich Voß schreibt das Gegenteil. Goethe erfuhr am 10. Mai, 9 Uhr morgens, den Tod Schillers, also einen halben Tag nach Schillers Absterben, und eine Stunde später, vormittags um 10 Uhr, geht er im Stadtpark spazieren, wo Heinrich Voß ihn sieht. Er hat also Schillers Tod vor dessen Begräbnis gewußt und war gesund genug, um Spaziergänge im Park zu machen. Bei der „nahen Freundschaft" zu Schiller hätten wir es natürlicher gefunden, wenn er auf die Todesnachricht hin einen Gang in das Haus des Verstorbenen gemacht und einen zweiten Freundesgang hinter dem Sarge unternommen hätte! Statt dessen hörten wir, daß sein Sekretär die Aufforderung, den Sarg zu tragen, sogar ausschlug! Man will gewöhnlich Goethes Fernbleiben vom Hause des verstorbenen Schiller, sein Fernbleiben von der Beerdigung mit der „Sensitivität" des „Olympiers" erklären, der Krankheit und Tod nicht sehen konnte. Wie es um dies Zartgefühl Goethes bestellt war, das erkennen wir aus seinem warmen Eintreten für den blutrünstigen Juden Mirabeau in einer Zeit, in der alle, Schiller voran, sich über die Pariser Schinderknechte entsetzten. Vor allem können wir Goethes Zartempfinden daran erkennen, daß er Weihnachten 1793 seine Mutter bittet, ihm als Weihnachtgeschenk für sein Kind eine Guillotine mit Aristokratenpuppen zum Köpfen zu beschaffen. Er erhielt von seiner Mutter, die sich über diese Roheit entrüstete, die Absage in erfreulich klaren Worten. (Siehe Briefe der Mutter Goethes.)

Ein Rohling, der seinem Kind das grausame Mordinstrument schenken will und sich mit ihm daran erlaben will, das Köpfen praktisch zu üben, ist nicht durch seine „Gemütszartheit" in seinem Fernbleiben bei Schillers Tod entschuldigt. Wenn Goethe also fernblieb, so gibt es auch hierfür nur die gleiche Erklärung wie für das Zulassen dieser unwürdigen Beerdigung und für die Absage seines Sekretärs, den Sarg mitzutragen, nämlich die: daß auch er wie ganz Weimar sich den Geheimorden, einer Tscheka der Juden, Illuminaten, Rosenkreuzer und Freimaurer unterwarf und einen erteilten Befehl befolgte!

Fast ebenso seltsame Worte, wie Goethe sie über Mozarts Tode in seinen Gesprächen mit Eckermann fand, spricht er bei Schillers, mitten im besten Mannes- und Schaffensalter erfolgten Tode aus. Statt das große Unglück, den Verlust der ungeborenen Werke Schillers zu beklagen, sagt er:

> „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen . . . Daß Schiller so frühe von hier wegschied, kommt auch uns zugute."

Das klingt wieder gar sehr an Mendelsohns grauenvolle Worte bei Lessings Tode an, „er starb zur rechten Zeit". Diese Worte stehen so sehr im Gegensatz zu Goethes tatsächlicher Gemütsverfassung, daß sie wohl auch auf Logenbefehl gesprochen worden sind. In seinen Annalen, Tage und Jahresfeste, zeigt er seine tiefe Niedergeschlagenheit über den Tod Schillers und deutet die Verbrechen der Loge an Schiller soweit an, als

die Angst vor der Loge ihm dies gestattet.

Über die letzten Monate vor dem Tode Schillers schreibt er die merkwürdigen Worte:

„Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hintereinander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Übel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter . . ."

Ferner berichtet er, daß er nach Schillers Tod den Plan, den „Demetrius" Schillers zu vollenden, faßte,

„dem Tode zum Trutz . . . Ihn auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen . . . Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte. Eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt, meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen . . ., nun fing er mir erst an, zu verwesen, sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängelos eingeschlossen hatte."

Solche Worte gewinnen durch die Tatsache noch erhöhtes Gewicht, daß der Hochgradbruder Goethe ein Zeugnis dafür hinterlassen hat, wie sehr ihm die Mordgerichtsbarkeit der Loge bekannt war, wie sehr er wußte, daß jeder nicht fügsame und schweigsame Br. vergiftet wird!

Die „Hamburger Nachrichten" vom 6. 2. 1931 haben das nachstehende, bisher unveröffentlichte Gedicht Goethes an die Freimaurerloge „Amalia" in Weimar, der Goethe als Mitglied angehörte, zum Abdruck gebracht. Durch den „anspielungreichen Tiefsinn" dieses Gedichtes hat Goethe, nach Meinung der „Hamburger Nachrichten", „die Logenfreunde ermahnt, ihr fröhliches Beisammensein nicht durch Streitigkeiten zu trüben . . ." Der aufgeklärte Deutsche, der nicht logengebunden ist, sieht in diesem Gedicht mehr als eine harmlose Mahnung, fröhliches Beisammensein nicht zu stören. Es lautet:

„Wenn um Mitternacht in banger Stunde
Nach Gesetzen im geheimen Bunde
Sich trotz allen Hindernissen
Vorurteile durch Gewohnheit eingerissen
Oh! so wendet euch durch festen Glauben
An die Stummen und die Tauben
Haltet fest an der Gemeine
Und verlaßt die Widerscheine.

Wenn ihr euch den Weg gebahnet?
Von Verführung abgemahnet –
So entrinnet ihr der großen Seuche
Und seid keine faulen Bäuche.
Alles muß sich fröhlich enden
Ihr habt nichts mehr einzuwenden
Angenehme Morgenlieder
Reihen euch an die Gebrüder.

Aber eitle Schulgezänke
Sind wie giftge Liebes-Tränke
Die durch bittere blaue Kerne
Euch zur dunkeln Cisterne,
Weit von unserer Gemeine
Ziehen mit dem Todten Beine.
Darum haltet fest an eurem Glauben,
Diesen kann euch niemand rauben."

Goethe.

Mitternächtliche symbolische Verängstigung in der Loge („Mitternacht in banger Stunde nach Gesetzen im geheimen Bunde")! Trotz dieser Verängstigung und aller gradweisen Abstumpfung durch den Mummenschanz des Rituals („trotz allen Hindernissen") erwacht immer wieder in einzelnen Freimaurern lebhaftes Bedenken gegen die Freimaurerei. Das sind vom Standpunkt der Loge natürlich „durch Gewohnheit eingerissene Vorurteile". Zur Bestätigung, daß die Loge mit Recht solche Bedenken als eingerissene Vorurteile kennzeichnet, wird auf „die Stummen" verwiesen, das mögen verstummte, also verstorbene frühere Logengrößen sein. Dunkel wird der „anspielungreiche Tiefsinn", wenn außer an die Stummen auch an „die Tauben" verwiesen wird. Vielleicht ist mit dem Stummen und Tauben aber der zu Kadavergehorsam, zum lebenden Leichnam dressierte Freimaurer gemeint, der wie ein Leichnam keine eigenen Sinne hat, sondern blind gehorchend den Ordensbefehl ausführt, taub für die Stimme seines Gewissens.

Hilft diese Vermahnung an die Ordenspflicht, den Ordensgehorsam, allein noch nicht, dann wird „von Verführung abgemahnt", d. h. es wird darauf verwiesen, daß der Ordensgehorsam durch Eide gelobt ist, deren Verletzung bestraft wird. Diese Andeutung genügt in den meisten Fällen. „Die große Seuche" des Nachdenkens wird dadurch beseitigt. Der Zweifler ist klein geworden, er hat „nichts mehr einzuwenden". Zur vermehrten Sicherheit wird aber noch der Inhalt der Strafdrohungen der Eide wiedergegeben: „giftige Liebestränke" — gemeint sind die Tränke, die die Bruderliebe verabreicht —, „bittere blaue Kerne", die „zur dunkeln Cisterne — — ziehen mit dem Todten Beine". Das ist eindeutig: Die Bruderliebe bringt den, der die Bruderkette abschütteln will, durch Gift in „die dunkle Cisterne", ins Grab, ins Haus der Totengebeine.

Dieses genaue und stete Wissen um die drohende Ermordung, von der der Hochgradbruder Goethe immer durchdrungen ist, müssen wir genau im Auge behalten, wenn wir die oben angeführten verschleierten Worte seines Tagebuches und all sein Verhalten, bei Schillers Tod, auch das in den folgenden Seiten geschilderte Schicksal der Gebeine Schillers verstehen wollen. Aus Goethes Angst vor den unsichtbaren Vätern, der Mörderclique, zu der er selbst gehörte, erklärt sich seine feige Niedertracht, die wir im folgenden zeigen müssen.

Kurz vor seinem Tode wagte Br. Goethe im kleinen Kreis vertrauter Freunde den letzten Brief, den Schiller ihm am 24. April 1805 mit „schönen und kühnen Schriftzeichen" geschrieben hatte, zu zeigen und dabei zu sagen:

> „Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen." (Siehe Scherr „Schiller und seine Zeit", 3. Band, S. 226.)

Das war Goethes kühnste Tat, im kleinen Kreise die Verlogenheit aller Angaben der Krankheiten als Todesursache durch diese Worte anzudeuten! Und das also war der Geist von Weimar! Selbst ein Goethe läßt sich von der Loge verbieten, „Demetrius" zu vollenden, schämt sich nicht, von einem Verbot zu sprechen und seinen „Eigensinn" zu tadeln, er, der 60jährige „große Dichter", der auch als 64jähriger Greis noch seine Grabrede für Br. Wieland dem Meister vom Stuhl zur Zensur vorlegte, ehe er sie sprach! Ja, der „große" Goethe war doppelt folgsam geworden nach Schillers jähem Tod und seinem Verbrecherbegräbnis! Er dienerte kurz nach diesem Ereignis vor dem Korsen, der unser Volk bedrückte. Seine Werke wurden von nun an plumpe Verherrlichung der Logenlehren und der Okkultlehren wie „Wilhelm Meister" und „Faust" 2. Teil, die die „leuchtenden" Meister der Logen vergebens den klaren Deutschen Geistern als Meisterwerke aufzuschwatzen versuchen. Für jeden nicht von Logenluft, von okkulten Zauberlehren verdummten Deutschen Geist sind diese Werke nur traurige Zeugnisse der Zer-

trümmerung einer Begabung, die, weil charakterlich anfällig, ihren Todesstoß erhielt durch den feigen Verrat an dem Freunde und Genius Schiller. Als unauslöschliche Schande lastet er von da ab auf Goethe und wird es bewirken, daß das Deutsche Volk der Zukunft von Bruder Goethe gar wenig, von der ungebrochenen edlen Persönlichkeit Schillers gar viel rühmen wird! Br. Goethe hat der häßliche Verrat, die feige Fügsamkeit der Loge gegenüber noch zu mancher Meintat am Deutschen Geiste verleitet. Kleist, Grillparzer, Bürger, Schubert, Arndt und andere könnten ein Lied davon singen. Wir verstehen, daß die Juden des Rühmens voll sind über diesen abergläubischen Okkultbruder, der so nebenbei die Grundfesten Deutscher Moral unterwühlte. In der Erkenntnis: daß für eine reife Persönlichkeit das Sich-einem-unmoralischen-Druck-fügen-können das Verbrechen schlechthin ist, daß es nichts Herabzerrenderes und Verächtlicheres gibt, als sich dem Erpresserdruck von Schurken zu fügen, gewinnen wohl jetzt erst Goethes Worte auf der Schillerfeier zu den Brrn. einen nur zu erschütternd wahren Sinn. Sagt er doch mit Recht:

„Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Ja, das „Gemeine" hatte Goethe, wie die Brr. alle, gebändigt!

8. Im Massengrabe Schillers.

Als wir die Feigheit einer ganzen Stadt und des großen Goethe gegenüber den Geheimbefehlen der Tscheka der überstaatlichen Mächte erfuhren, da wurde es wohl manchem von uns bewußt, wie falsch die Auffassung ist, als sei unser Volk heute versklavter und verkommener denn je. Nein, das Gegenteil ist der Fall. Das tausendjährige Jahwehreich hat trotz des Hinmordens Hunderttausender freier Deutscher von Anfang, d. h. von Karl des Sachsenschlächters Glaubenswüten an nicht verhindern können, daß dieses Volk den Weg zur Freiheit langsam und unbeirrt dank der Todesverachtung einzelner Großer weiterging. Mögen die Juden heute das Bürgerrecht, die Presse, die Bühne und vieles andere äußerlich mehr beherrschen als in früheren Jahrhunderten, innerlich ist unser Volk unendlich viel freier. Wir verstehen, daß die jüdisch-freimaurerische Revolution vom Jahre 1918 ein gar wehmütiges Heimweh nach dem „Geiste von Weimar" bekundete und die Nationalversammlung, die „jüdisch-nationale", dorthin berief. Ihre Hoffnung, heute bei ihrer öffentlichen Herrschaft eine ähnliche Angst und Furchtatmosphäre verbreiten zu können als einst bei der verborgenen Herrschaft zu Zeiten von Schillers Logentod und Verbrecherbegräbnis, war vergeblich. Die halbwüchsigen Kinder würden sich heute nicht zu solchen Angsthasen einschüchtern lassen wie damals die Fürsten, Beamten, „Geisteshelden" und „Waffenhelden", die die Lenker des Volkes sein sollten.

Nach Schillers Verurteilung ist natürlich dieser „Geist von Weimar" nicht etwa rühmlicher, sondern nur verängstigter und feiger gewesen. Da nun die jüdischen Geheimherrscher ihrerseits eine ganz ähnliche große Angst vor dem Geiste des Deutschen großen „Propheten" Schiller hatten, den sie noch nach seinem Tode zu „bannen" trachteten, und da unter diesen zweierlei Angsthasen zufällig der eine mutige Deutsche Mann und Schillerverehrer Karl Leberecht Schwabe lebte, so ergab sich aus dieser Art Weimarer Bevölkerung ein sehr eigenartiges und sehr unwürdiges Schicksal der Gebeine Schillers. Bei der damals so hohen Bewertung äußerlicher, pomphafter Totenehrung wirkten die Ungeheuerlichkeiten noch auffälliger als heutzutage auf uns.

Betrachten wir zunächst das „Kassengewölbe" der „Landschaftskasse", in dem Schil-

ler heimlich bei Nacht verscharrt worden war. Es sah freilich etwas anders aus als der heute von den Brrn. mit einem Male errichtete Neubau. Es hatte schon rein äußerlich mit einem kleinen Gefängnis mehr Ähnlichkeit als mit einer Totengruft. Grabpflege oder Blumenschmuck konnte an dem mit einem Gittertor verschlossenen fensterlosen, gemauerten Kubus nicht angebracht werden.*) Öffnet man die Türe dieses kubischen Kerkers, genannt Kassengewölbe, so sieht man am Boden des viereckigen Innenraums eine rostige Falltüre. Wir öffnen sie mit K. L. Schwabe und sehen ein feuchtes, moderiges Loch, in dem Sarg- und Knochenreste, halb vermoderte Kleiderfetzen lieblos übereinandergetürmt sind, zu oberst die noch erhaltenen Särge der jüngsten Gäste. Schwabe, der uns diesen Kubus der Gerechtigkeit schildert, berichtet uns, daß alle 20 Jahre der Raum ausgeleert und der Inhalt im Karren in ein Loch des Friedhofs verscharrt wurde. Die Zahl der Gäste war dann auf etwa zwanzig gewachsen. Merkwürdigerweise starb also im Jahr etwa ein Weimarer, der diese liebliche Totenmietkaserne zur Ruhestätte zu wählen hatte!

Schwabe junior, dessen Enthüllungen der Dokumente seines mutigen Vaters in sichtlicher Angst vor der Rache der unsichtbaren Väter der Öffentlichkeit übergeben wurden, teilt uns mit, daß diese so liebevoll ausgestattete Ruhestätte das „standesgemäße" Begräbnis für arme Adelige gewesen sei, läßt aber den Leser sehr geschickt in anderen Veröffentlichungen durch die Aufzählung der mit Schiller gemeinsam Verscharrten wissen, daß dem nicht so war. Wir ersehen aus der Totenliste, daß in der „adeligen" Grabstätte Bürgerliche beerdigt werden und von 22 Toten nur die Frau eines einzigen an der gleichen Grabstätte beerdigt ist. Diese Tatsache im Verein mit dem grauenvollen Zustande dieses Kubuskerkers und mit dem Verbrecherbegräbnis Schillers macht Ahlwardts Mitteilung mehr als wahrscheinlich, daß das Kassengewölbe der Landschaftkasse tatsächlich der „Kubus der Gerechtigkeit", das Massengrab der Ordensverurteilten gewesen ist. Kein Wunder, daß sich Kronprinz Ludwig von Bayern über solche Grabstätte des großen Schiller entsetzte und entrüstete, wohingegen der feige, fügsame Ordensbruder Minister von Goethe, der eine „Dioskur", zwanzig Jahre an dieser Schillerschande ohne Entrüstung im satten Behagen der durch Verrat erkauften Sicherheit vorbeispazierte!

Im Jahre 1826, also 21 Jahre nach Schillers Beerdigung, sollte das Kassengewölbe ausgeräumt und der Inhalt in ein Loch des Friedhofs verscharrt werden. Noch lebte Schillers Frau, noch lebten seine Schwägerin und seine Kinder, noch lebten Schillers Weimarer Freunde, vor allem seine Exzellenz Minister und Hochgradbruder Goethe und der höchstleuchtende Landesfürst Bruder Karl August. Noch lebten Hunderte Weimarer Bürger, die Schiller nicht nur in seinen Werken ehrten, sondern als Mensch persönlich kannten und liebten. Im Deutschen Reiche aber lebten Hunderttausende von Deutschen, die ihn über alles ehrten. Aber weder in Weimar noch in Deutschland schien es einen Menschen zu geben, den dieses neue Verscharren der Gebeine Schillers mit 22 anderen Toten irgendwie berührte!

Zu dieser Zeit schrieb Andreas Streicher (s. Schillers Flucht von Stuttgart nach Mannheim von 1782 – 1785. Stuttgart und Augsburg 1836) an Christophine Reinwald, Schillers Schwester:

*) Bei der Einrichtung des würdigen Neubaues vor kurzem wurde von diesem Kassengewölbe behauptet: „Dieses war eine vornehme Begräbnisstätte mit gutem, gefälligem Barockbau." Ernst v. Wolzogen schreibt mit Recht am 9. 5. 30, daß man Schiller „in einen tiefen feuchten Keller des Kassengewölbes von Weimar versenkte, der im allgemeinen nur zur Aufnahme von Selbstmördern, mittellosen Landfremden oder gar anrüchigen Subjekten diente".

30. August 1826.

„Wohlgeborene Frau!

Seit dem Tode Ihres herrlichen Bruders sind einundzwanzig Jahre verflossen, und noch ist er nicht begraben, sondern sein Sarg steht in Weimar in dem Gewölbe einer Sterbekassegesellschaft unter dreißig bis vierzig anderen versteckt, so daß es unmöglich ist, zu ihm zu gelangen oder ihn zu sehen. Man sagt, daß diese ungeheuerliche Vernachlässigung die Schuld der Witwe sei. Als ich im Jahre 1820 die erste Nachricht hierüber in der „Allgemeinen Zeitung“ las, schrieb ich sogleich nach Weimar und erkundigte mich um die Wahrheit derselben. Leider wurde solche bestätigt und die Vermutung geäußert, daß wohl der Vermögensstand der Schillerschen Familie einige Schuld daran haben könnte. Sogleich entschloß ich mich, eine kleine von mir verfaßte Schrift: „Schillers Flucht usw. . . .“, die erst nach meinem Tode erscheinen sollte, jetzt schon, und zwar zu dem Zwecke herauszugeben, damit für den eingehenden Betrag Schiller ein ordentliches Grabmal errichtet werden könnte.“

Streicher schreibt von seinen Bemühungen für eine Grabstätte Schillers:

„Mancherlei Schwierigkeiten, die ich nicht beseitigen konnte und deren Aufzählung zu weitläufig sein würde, brachte die Sache ins Stocken“ . . .

Nach dem Tode Frau von Schillers wandte er sich, so berichtet er, an Schillers Sohn:

„An diesen habe ich nun geschrieben, und es läßt sich erwarten, daß er die Pflicht des Sohnes erfüllen und das Murren aller Reisenden sowie die in so vielen Zeitschriften darüber erhobenen Klagen stillen wird!“

Dieser Brief Streichers an Schillers Schwester beweist: Daß es ein Ammenmärchen ist, dieses Kassengewölbe eine „Begräbnisstätte für Adelige“ zu nennen. Diese Grabstätte Schillers weckte „das Murren aller Reisenden“, weckte Entrüstung in der Presse.

Der Brief beweist aber auch, daß 20 Jahre hindurch alles vertuscht war und dann erst die grauenvolle Nachricht Streicher bekannt wurde. Ferner, daß er auf ebenso große „Schwierigkeiten“ stieß wie Schwabe, und Frau von Schiller und ihr Sohn die furchtbare Schande erlebten, sich von fremden Menschen an die Pflicht der Pietät erinnern lassen zu müssen, ja, noch dazu vergeblich erinnern lassen zu müssen! Welche Drohungen mögen wohl dieses schmähliche Versagen erreicht haben?

Wieder war es der eine mutige „aufrechte und treue Verehrer“ Karl Leberecht Schwabe, der zum zweiten Male versuchte, vom Deutschen Volke und Weimar Schande abzuwehren!

Er war unterdes Bürgermeister der Stadt geworden und hatte trotzdem nicht die Möglichkeit, aus eigener Machtbefugnis die Gebeine Schillers vor diesem Endschicksal zu retten. Er fragte daher bei der Landschaftkasse um die „Erlaubnis“. Um das teilnahmelose Volk wach zu rütteln, machte er die ersten Räumungarbeiten absichtlich bei Tage, und die Weimarer entsetzten sich über die Schauerzustände in dem Grabgewölbe. Da, man höre und staune, entrüsten sich dasselbe christliche Oberkonsistorium und ein neuer Superintendent der Jakobskirche, also die „christlichen Amtsstellen“, die das Verbrecherbegräbnis so treulich ausgeführt hatten, und mit ihnen entrüsten sich viele der Geheimtscheka folgsamen Weimarer! In echt jüdischer Heuchelei tobt man, daß Schwabe „die Ruhe der Toten störe“, während man, woran Schwabe sehr richtig erinnerte, doch selbst vor hatte, diese Ruhe so gründlich zu stören, daß

„man die Überreste der Toten gleich leblosem Schutt zusammengeschaufelt in einer Ecke des Friedhofes einscharren wollte“.

Schwabe hatte aber durch die zweimaligen Ausräumungarbeiten am hellen Tage und die Enthüllung des schandmäßigen Zustandes des Schillergrabes doch erreicht, daß sein Plan, die Gebeine Schillers würdig zu beerdigen, Stadtgespräch wurde. Wenn er aber nun geglaubt hatte, die Familie Schillers oder der „Dioskur“ Minister Goethe und andere würden ihm nun endlich zur Seite stehen, so irrte er sich. Der Geheimorden hatte wohl strenge Befehle erlassen, denen sich alle „Freunde“ Schillers fügten, dem Judenfluch über Schillers Gebeine durfte nicht zuwidergehandelt werden!

So setzte denn der treue Schwabe allein seine Arbeit fort. Unter den Sargtrümmern kann Schillers Sarg nicht gefunden werden. Der Tischler Engelmann, der ihn einst angefertigt hatte, versichert, daß der Sarg für Schiller so billig und einfach wie möglich hätte sein müssen, ja, noch nicht einmal ein Schild, um ihn kenntlich zu machen, hätte haben dürfen. Die schlechten Bretter müßten längst auseinandergefallen und unkenntlich geworden sein. Tatsächlich bleibt das Ergebnis der langen Suche nur die Hoffnung, Schillers Schädel zu finden.

Da verschärft das christliche Oberkonsistorium zu Ehren des Judenfluches den Kampf gegen das edle Wollen Schwabes und verbietet dem Bürgermeister mit strikten Befehlen das weitere Nachforschen, und nun muß er heimlich wie ein Verbrecher der Schillerschändung wehren. Schwabe war nun vor allem klar, daß er sowohl mit der größten Heimlichkeit und Vorsicht als auch sehr rasch zu Werke gehen müsse. Das Fortschreiten in dieser Weise machte ihm seine Stellung als Bürgermeister möglich. . . . Schwabe verpflichtete den Totengräber Dielke und drei Tagelöhner, die ihm als zuverlässige Männer bekannt waren, zum tiefsten Stillschweigen über die nun vorzunehmenden Arbeiten im Kassengewölbe. Nur von einem treuen Diener begleitet, begab er sich ganz in der Stille, am 19. März 1826, nachts 12 Uhr, nach dem alten Gottesacker in das Kassengewölbe, wohin auch um dieselbe Zeit einzeln und ohne Laterne, wie ihnen anbefohlen war, der Totengräber und die drei Arbeiter kamen. Auf einer Leiter wurde in die undurchdringliche Finsternis des Grabgewölbes hinabgestiegen, und erst da unten zündete man einige Laternen an, deren Licht somit von außen nicht wahrgenommen werden konnte. Eine Vorsicht, die Schwabe trotz der tiefen Nacht für nötig hielt, für den Fall, daß doch noch jemand zu dieser Zeit über den Kirchhof ginge. . . . Das Grauenvolle und Scheußliche des Aufenthaltes in dieser so selten geöffneten, mit durchdringendem Modergeruch angefüllten Totengruft, unter herumliegenden menschlichen Gebeinen wollen wir nicht nachbeschreiben. Schwabe saß bei den Nachforschungen auf einer Sprosse der Leiter, welche hinauf in den oberen Raum führte und dirigierte von da aus die Arbeiter, und so wurde drei Nächte hindurch jedesmal von 12 – 3 Uhr gearbeitet. In einer dieser Nächte rief plötzlich einer der Taglöhner aus:

„Herr Hofrat, ein Schatz, ein Schatz!"

Als Schwabe hinzutrat, zeigte sich ihm in einer kleinen Vertiefung, welche die Schaufel des Rufenden gebildet hatte, eine kleine Partie metallischen Quecksilbers, etwa von der Größe eines preußischen Talers. Hellglänzend wie Silber schimmerte das Metall aus dem dunkeln Moder hervor.

Wenn Schwabe junior meint, dies Quecksilber sei gegen Ileus angewandt worden, so ist das eine seiner vielen Bemühungen, die der ängstliche Sohn des mutigen Vaters machte, um selbst der Rache der unsichtbaren Väter für seine Enthüllung zu entrinnnen.

Auch dieser Quecksilberfund macht Ahlwardts Behauptung noch wahrscheinlicher, daß die Totenmietkaserne, das „Kassengewölbe", das Massengrab der Ordensverurteilten war.

In dieser Gruft der Verwesung war also einzig und allein das Gift erhalten geblieben und glänzte hell auf, eine allzu beredte Sprache sprechend.

Der Bericht Schwabes ist ein jüngstes Gericht über alle seine Zeitgenossen in Weimar, die ihn bekämpften oder doch im Stiche ließen, vor allem über Br. Goethe.

Die Stadt Weimar aber ist unter den Städten Deutschlands für alle Zeiten geschändet, weil sie die Judenrache an Schillers Gebeinen noch zwanzig Jahre nach seinem Tode durch christliche Pfaffen ungehindert austoben ließ, und weil ihre Mauern den Verrat aller damals noch lebenden Angehörigen und Freunde Schillers erlebten. Sie

mag dem Schicksal dankbar sein, daß sie den einen mutigen Bürger aufzuweisen hat, der offenbar unter Lebensgefahr, wie ein Verbrecher, heimlich die Gebeine des großen Toten dem Logenfluch abzutrotzen sich bemühte. Schillers Haus und Schwabes Heim sind die einzigen Wohnstätten Weimars jener Tage, die wir ehren.

9. Der Judenfluch über Schillers Gebeine.

Die völlige Erhabenheit unserer Verehrung eines großen Toten über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein seiner Gebeine und unsere eigene völlige Erhabenheit über die Art der Ehrung oder vermeintlichen Schändung unserer Gebeine nach dem Tode, möchte uns die Verfolgung des Schicksals der Gebeine Schillers als unwesentlich erscheinen lassen. Wie erbärmlich dumm dünkt uns neben der Schlechtigkeit der gehässigen, unsichtbaren Väter dieser sture, über 125 Jahre festgehaltene Logenfluch. (Wir werden sehen, daß er auch heute noch sehr getreulich beachtet wird!) Aber wir müssen das Schicksal der Gebeine unseres großen Toten ganz so bewerten, wie es gemeint ist, nämlich als haßerfüllte Schändung unserer Rasse in einem unserer großen „Propheten". Bei einer solchen Ehrenschändung kommt es nicht darauf an, ob wir selbst nicht erbärmlich genug sind, sie als solche zu erleben, sondern darauf, daß sie beabsichtigt ist. Zum anderen sind unsere Jugend und die Masse des Volkes nicht so von Äußerlichkeiten unabhängig wie der reife Deutsche, und endlich ist Totenehrung der älteste Ausdruck religiöser Ehrfurcht unserer Ahnen gewesen und als solche mit dem Gemütserleben unseres Volkes innig verwoben. So hätten wir unserem Volke die Grabstätte seines großen Freiheitdichters als Stätte der Stärkung des eigenen Freiheitwillens sehr wohl gewünscht, und um deswillen wird uns das Schicksal des toten Schiller wichtig. Endlich aber gibt es wohl kein Beispiel, an dem das Deutsche Volk den jüdischen Aberglauben und die von Angst vor der Rache des Toten so sehr durchsetzte Seele der eingeweihten Juden begreifen lernen könnte, als eben die Geschichte der Gebeine Schillers. Angst, Aberglauben und gehässigsten Rassehaß der Juden klar zu durchschauen, ist Vorbedingung für den leichten Sieg über diese Feinde und ihren unausrottbaren Antigojismus.

Die Geistlichkeit als treuer Verwalter des Judenfluches, hatte Schwabes Rettungwerk, so gut sie konnte, verhindert. Doch als Frucht seiner unerschrockenen nächtlichen Durchsuchungen des Kubus der Gerechtigkeit hatte er dennoch die 23 Schädel der im Massengrabe beerdigten „Ordensverbrecher" gefunden. Schwabe läßt den wertvollen Fund, diese Schädel, in einem Sack heimlich und hastig bei Nacht in seine Wohnung schaffen. Diese zweite heimliche Beerdigung Schillers war noch eigenartiger als die erste, doch diesmal in edelster Absicht vollzogen. Durch eingehenden Vergleich mit der Totenmaske und mit den anderen Schädeln findet nun Schwabe den Schillerschädel mit großer Sicherheit heraus. Glücklich, den unsichtbaren Vätern den Schädel des großen Toten abgetrotzt zu haben, sucht er nun den schönsten Platz auf dem Friedhofe aus, um dort den Schädel zu beerdigen und dem großen Toten ein Denkmal zu errichten. Er weiß, „ganz Deutschland wird zu diesem Platz pilgern" und den Dichter Schiller feiern. Er erlangt die Einwilligung der Angehörigen. Es ist alles vorbereitet.

Doch die Totenehrung am Grabe Schillers heißt nichts Geringeres als das Besiegen des Judenfluches. Dies aber ist dem abergläubischen Juden sicheres Zeichen, daß die Sühne für den Frevel naht, daß der Geist des Toten durch „magische Kräfte" über ihn siege. Die Angst vor der Strafe für geheime Verbrechen, die „Moira", die den eingeweihten Juden oft mitten in seiner tollkühnen Zerstörerarbeit befällt, erfaßte die

unsichtbaren Väter. Wir erkennen ihre geheimen Verbote, den Plan Schwabes durchzuführen, an den weiteren Ereignissen. Der so treu folgsame „Knecht", der höchstleuchtende Br. Großherzog Karl August, läßt sich von der Familie Schiller die Schillerbüste von Dannecker, die ihr der Schöpfer einst geschenkt hatte, für 200 Dukaten verkaufen, gleichzeitig aber auch den Schädel Schillers ausliefern zur Aufbewahrung in dem Sockel der Büste, die in seiner Bibliothek aufgestellt werden soll, nach der Art, wie man seltene Muscheln oder Vasen oder Münzen aufzubewahren pflegt. Hierdurch war einmal der von Schwabe unter Lebensgefahr gerettete Schädel Schillers in „folgsame Bruderhände" überführt und andrerseits sicher von dem Volke und der Totenehrung durch das Volk getrennt. Es wird in Schwabes Buch besonders betont:

„Wenige nur kamen in die Bibliothek, aber der Schädel selbst durfte nur Ausgezeichneten", (wahrscheinlich wohl nur Brüdern!) „und nie ohne schriftliche Erlaubnis des Chefs der Bibliothek gezeigt werden."*)

Bei der widerwärtigen Feier am 17. September 1826 in der herzoglichen Bibliothek, bei der der Schillerschädel „ganz in der Stille" unter „Ausschluß der Öffentlichkeit" in dem Sockelkasten verschlossen wurde, glänzte der höchstleuchtende Bruder Karl August in seiner eigenen Bücherei durch Abwesenheit. Auch Bruder Goethe fürchtete, wie uns sehr begreiflich ist, wieder „Gemütsbewegung", und ließ sich durch seinen Sohn vertreten.

Bei diesem feierlichen Diebstahl des Schillerschädels durch Brr. und seiner Rettung vor der Liebe und Verehrung des Deutschen Volkes spricht Ernst v. Schiller zuerst. Er sagt u. a.:

„Wenn auch ein natürliches Gefühl es anfänglich wünschenswert erscheinen ließ, dieses Haupt dem Schoß der Erde wiederzugeben, so mußten doch diese Empfindungen der erhabenen" (?) „Ansicht des Großherzogs weichen." (!)

Der Sohn Goethes antwortet darauf mit einer längeren Rede, in der folgende Redewendungen und Sätze vorkommen:

„Es ist . . . höchst wünschenswert dies teure Haupt . . . solange hier (in der Bibliothek) aufbewahrt zu sehen, bis man über die Vorschläge zu schicklicher Beisetzung sich — vereinigt."

Darauf tritt der Kanzler von Müller hervor und spricht unter anderem:

„So haben tausend edle Gemüter . . . nicht zufrieden mit jenem unzerstörbar lebendigen Monument, das Schillers unsterblicher Geist sich selbst . . . gesetzt hat . . . seit Jahren ersehnt, auch ein sichtbares Denkmal an seinem Grabe sich erheben und frommen Wallfahrten zum Ziele dienen zu sehen." (Der Zimmergeselle bekommt sofort von der herzoglichen Familie ein Denkmal, s. o.) „Wenig Vertrautesten nur konnten die wichtigsten Gründe, die mannigfachsten Hindernisse klar und offenbar werden, die einem solchen Unternehmen bis jetzt" (21 Jahre) „entgegenstanden. Doch der Tag der Erfüllung ist angebrochen, und die heiligen Manen empfangen ihr längst bestimmtes Opfer."

Wir danken dem Hochgradbruder, daß er in einer für diese Angsthasen des Weimarer Hofes geradezu mutigen Offenheit enthüllt, daß tatsächlich geheime Logenbefehle der Schlüssel zu dem Schicksal der Gebeine Schillers gewesen sind.

So wertvoll uns dieses Eingeständnis ist, so haben wir es doch zu berichtigen! O nein, Bruder von Müller, nicht nur „bis jetzt" standen diese Hindernisse entgegen, sondern sie hatten ja gerade auch für diese Verwahrung des Schädels in der fürstlichen Bibliothek gesorgt. Schwabes schöner Plan, Schillers Grab zur Wallfahrtstätte für das Deutsche Volk zu machen, hatte der höchstleuchtende künstliche Jude Karl August ja so geschickt verhindert. Er hatte einen Büstensockel, den nur wenige anschauen durften, für die geeignete Grabstätte erklärt!

*) Es war also hier ganz wie bei der Wergpuppe mit Luthers Totenmaske, die bekannte „Öffentlichkeit hinter verschlossenen Türen", die eben ausreicht für den Logenfluch, ohne Volksempörung zu wecken.

Aber dennoch war Schwabes Tat ein voller Erfolg. In Deutschland verbreitete sich die Nachricht über die neuerliche Ungeheuerlichkeit des Geistes von Weimar. Empörte Veröffentlichungen und Schreiben über diese „huronenmäßige Behandlung des Schädels Schillers" folgten. Da erwachte die Angst vor der Schande in den beiden Brrn., Karl August und Goethe, und nun sehen wir mit einem Male einen jähen Wandel in ihrem Verhalten, der noch erbärmlicher und verkommener ist als der vorangegangene Verrat.

Schwabe hatte mit Recht unter der Wirrnis der Knochen im Massengrab nur das Herausfinden des Schillerschädels und dies auch nur wegen der vorhandenen Totenmaske als sicher angesehen. Unter dem Drucke der öffentlichen Empörung entdeckte nach der Bibliothekfeier Goethe in seinem Bruderherzen ein sehr verspätetes Interesse für Schillers Gebeine, und läßt nun von einem Anatomen aus dem Knochenberg Wirbel-, Hand-, Fuß- und Röhrenknochen zusammensuchen, die für Schillers Knochen erklärt werden. Das tat dem Judenfluch nicht weh, denn es war ein geradezu törichtes Unterfangen, und wurde Br. Goethe offenbar zur Beruhigung der Gemüter erlaubt. Diese Knochen wurden dann wiederum „in aller Stille" rührselig in einen blauausgelegten Kasten getan und ebenso in der Bibliothek des fürstlichen Bruders aufgehoben. Sodann dichtete Goethe ein gefühlvolles Gedicht, in dem er Schwabes Tat höchst einfach auf sich übertrug und schildert, daß er im Massengrabe Schillers Schädel gesucht und gefunden habe. Er fügt es zu seinen Wilhelm Meisters Aphorismen! Die Öffentlichkeit ist bis zum Jahre 1845 ebenso tief gerührt über dieses Freundeswerk Goethes wie die Schul- und Universitätsjugend noch heute ist, wenn ihr dieses Betrügergedicht ohne Aufklärung vorgelesen wird.

Im Jahre 1845 bricht sich die Wahrheit, die Tat Schwabes, Bahn, und Goethes Entlarvung wird durch eine Lüge der Brüder verhütet. Sie sagen, das Gedicht sei eine dichterische Lizenz, die Goethe nie veröffentlicht habe und nie veröffentlichen wollte. So entschuldigt unter anderem Dr. Hallmann Goethe. Als er aber dann erfährt, daß Goethe das Gedicht noch zu Lebzeiten selbst in Druck gegeben hatte, also die Nachwelt selbst bewußt über den Tatbestand und sein Verhalten belügen wollte, da wendet sich derselbe Dr. Hallmann in der „Allgemeinen preußischen Zeitung", Nr. 125, voll Entrüstung von dieser „bewußten Täuschung der Nachwelt durch Goethe". Wir wundern uns nicht, daß Goethe, als der Fund des Schillerschädels in Deutschland so großes Aufsehen und die Bibliothekszene neue Entrüstung geweckt hatte, vor dem Urteil der Nachwelt erbebte und sich bemühte, die Verachtung kommender Jahrhunderte durch eine erbärmliche Lüge von sich abzuwenden. Er war ein künstlicher Jude geworden.

Künstliche Juden stehen noch bergtief unter den Juden, denn sie handeln lügnerisch und verräterisch dem eigenen Volke, dem eigenen Blute gegenüber. War Goethe fähig zum Verrate an Schiller, hatte er ein solches A gesprochen, so war er auch fähig geworden, ein solches B zu sagen. Von dem Schrecken vor dem Urteil der Nachwelt konnte Goethe aber durch sein Lügengedicht nicht befreit werden. Er bringt nun mit großem Nachdruck den Plan an die Öffentlichkeit, daß er mit Schiller ein gemeinsames Grab und ein gemeinsames Denkmal wünsche. So wenig war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie sehr unwürdig er dieser Auszeichnung geworden war! – Die Stadt Weimar erklärt sich bereit, die Baumschule für diesen Zweck abzutreten. Aber nun stellen sich wieder „geheime Hindernisse" ein, wieder ist Br. Goethe folgsam und feige und läßt den Plan fallen.

Da kommt zum zweitenmal Ludwig von Bayern, nunmehr als König, und vertritt die Ehre und das Gewissen des Deutschen Volkes gegenüber dem Schandgeiste von

Weimar. Er redet mit dem Br. Karl August sehr deutliche Worte der Empörung über den Unfug der Aufbewahrung des Schillerschädels im Büstensockel nach Art „einer Museumsrarität“, und nun wird es dem höchstleuchtenden Br. Großherzog auf diese wohlverdiente Deutsche Zurechtweisung hin himmelangst um seinen Nachruhm. Er folgt der Forderung König Ludwigs und gibt Befehl, die Gebeine Schillers „einstweilig in die Fürstengruft zu überführen.“

Wer aber nun glaubt, der Br. hätte seiner Angst vor dem Nachruhm zuliebe nun eine würdige Bestattung angeordnet, der kennt nicht die noch größere Angst in dieser Heldenseele! Der Judenfluch der unsichtbaren Väter muß auch jetzt noch wohl beachtet werden! So wird denn, ganz wie vor 21 Jahren, angeordnet, die

„ganze Handlung, unter Vermeidung alles Aufsehens, ganz in der Stille und nur unter Zuziehung weniger Personen vorzunehmen!“

Der Sarg*), den der zweite Feigling, Br. Goethe, nun stiftet, soll wieder von sechs unbeteiligten Handwerkern bei Nacht getragen werden. Da es diesmal Dezember ist, kann die Beerdigung um 6 Uhr früh, den 16. Dezember 1827, treu den Geheimbefehlen der Tscheka, stattfinden. Wieder also ist es Nacht, wieder hasten die Träger beim Mondscheine mit dem Sarge durch die stillen Straßen Weimars. Wieder glänzt der höchstleuchtende Bruder Karl August, obwohl der Weg zu seiner eigenen Fürstengruft geht, durch Abwesenheit. Wieder fürchtet Br. Goethe „Gemütsbewegung“ und bleibt ferne.

Das war die dritte „stille“, „heimliche“ Wanderung der Gebeine Schillers durch die Straßen Weimars! Schiller war, wie jeder wahrhaft Große, von frischem Humor durchsonnt. Ich glaube, er hätte herzlich gelacht, hätte er verfolgen können, wie diese Weimarer Feiglinge, schlotternd vor den unsichtbaren Vätern, die ihrerseits ebenso vor dem Geiste des toten Schillers schlotterten, innerhalb 25 Jahren seine Gebeine dreimal hastig und heimlich bei Nacht durch die Stadt Weimar tragen ließen. Erhabener „Geist von Weimar“!

Doch der Judenfluch über Schillers Gebeine wird bis zur Stunde gewissenhaft befolgt. Bis zur Stunde soll das Deutsche Volk im unklaren darüber sein oder gar über die Tatsache irregeleitet werden, daß der von Schwabe gefundene Schillerschädel der richtige ist.

Schwabe stellte sich bei der Beisetzung der Gebeine in der Fürstengruft an das Kopfende des Sarges. Als dieser vor seinem endgültigen Verschluß noch einmal zum Ordnen der Knochen geöffnet wurde, konnte er minutenlang aus nächster Nähe in den Sarg blicken und feststellen, daß der von ihm gefundene Schillerschädel tatsächlich im Sarg lag. Im Jahre 1912, also 107 Jahre nach Schillers Tode, als so ziemlich alle Exemplare des Schwabeschen Buches vernichtet waren, hat Professor Froriep an der Stätte, an der das Kassengewölbe längst abgerissen und andere Tote dort seit Jahrzehnten beerdigt waren, nachgegraben und einen beliebigen unter den Gebeinen gefundenen Schädel zum Schillerschädel ernannt. Mit großem Aufsehen wurden seine „Forschungen“

*) Der Freund Goethes und Bruder Freimaurer Oberbaurat von Coudre hinterließ in seinem Nachlasse die Rechnung des Schreiners. Das Interesse an Sargrechnungen scheint bei Freimaurern größer zu sein als bei gewöhnlichen Sterblichen! Die Rechnung lautet nach der mir zugesandten Abschrift:

„Nota

Einen eichenen Bohlen-Sarg gemacht, welcher von den selichen verstorbenen Schiller kam und im Gros-herzl. Gruft begraben liegt, thut daß sämtliche von Zutat und Arbeitslohn, von Tischer“ (Tischler) „Arbeit 38 rt

Summe 38 rt

Weimar, den 21. Dez. 1827. Fleischhauer Tischler Meister.“

verfolgt und verbreitet. Professor Neuhaus widerlegte diese Behauptungen wissenschaftlich. Der Fehde wurde durch den Tod beider Forscher ein Ende („zur rechten Zeit"?) bereitet.

Daß Froriep überhaupt seine Behauptung aufstellen konnte, hatte er der zuvor so gründlichen Tilgung der Exemplare des Schwabeschen Buches zu danken. Christian Leberecht Schwabe hat in der Gruft sämtliche Schädel der mit Schiller dort beerdigten Männer gefunden und weist dies mit der Namennennung nach. Es ist also ganz ausgeschlossen, daß Schillers Schädel zurückblieb, er war unter den 23, die von Schwabe heimgetragen wurden. An Hand der Totenmaske wurde ferner unter Zuziehung vieler Sachverständiger einwandfrei festgestellt, daß unter den 23 Schädeln nur ein einziger, der aber mit Sicherheit, Schillers Schädel sein konnte. Es war das Ganze also der letzte verzweifelte Versuch, den Fluch über Schillers Gebeine voll durchzuführen. Die Deutschen sollten einen falschen Schädel als Schillerschädel gezeigt bekommen. Ob dabei Froriep eingeweiht war oder gutgläubig handelte, ist uns gleich. Eigenartig ist mir die Nachricht, daß der Tod beider Forscher die Fehde abbrach. Im Schillerhaus sollen nach Angaben eines bekannten Schillerforschers nun lange Zeit die Gipsabgüsse des wahren und des von Froriep ausgegrabenen, für uns ganz belanglosen, Schädels gestanden haben. Also sollte der Schillerverehrer bis zur Stunde verwirrt werden. Sehr gefürchtet wird deshalb jede Verbreitung der Schwabeschen Nachrichten. Direktor Karl Haller hielt in seiner Deutschen Schillergemeinde im Oktober 1924 einen Vortrag „Die Logenverbrechen Schillers" in Wien. In den folgenden Monaten erhielt er (nach Mitteilung seines Bruders) Drohbriefe aus Deutschland. Vier Monate später, im Februar des folgenden Jahres, starb er plötzlich und, wie ich von hierfür maßgebendster Seite erfuhr, aus ganz unaufgeklärter Ursache. Doch die Wahrheit, die er kündete, wird siegen, sein Werk lebt!

Im Jahre 1912 konnte Froriep den falschen Schädel den Anatomen in München als den „echten" zeigen, weil der Bericht Schwabes aus der Literatur sorglich verschwunden war. An die Stelle des von Schwabe mit soviel Gefahr und Mühe geretteten wurde nun dieser falsche Schädel in den Sarg in der Fürstengruft gelegt! Br. Ernst Schrumpf, Theaterdirektor und Verfasser des „Nationalen Goethe" und „Von Schillers irdische Bahn", der die ganzen alten Unwahrheiten, die in der Literatur über die Gründe der Schillerbeerdigung verbreitet werden, wieder vorbringt, beschreibt uns diesen letzten Diebstahl des echten Schillerschädels:

> „Froriep fühlte, daß nicht sein Eigenwille, daß ein Gott ihn hierhergestellt, damit auch Ruhe in die Särge käme . . . er fand ihn! Einwandfrei konnte er es wissenschaftlich an jedem Teilchen nachweisen und fand für seinen Fund die einstimmige Zustimmung aller 1912 in München versammelten großen Deutschen Anatomen. 86 Jahre waren seit Öffnung des „Kassengewölbes" vergangen, 86 Jahre ruhte ein falscher Schädel in Schillers Sarge in der Fürstengruft. Und nun bekam er doch noch seinen ihm gebührenden Platz! Die Gottheit wollte es. — Still wurde der Tausch vorgenommen. Jetzt ruht auch der Kopf bei seinen Gebeinen."

Andere wieder behaupten, nie wäre Schwabes Schädel ausgetauscht worden. Also mit anderen Worten, ganz wie bei Mozart, wird drei Generationen und mehr hindurch dafür gesorgt, daß der Schädel durch einen falschen ersetzt ist! Wir aber freuen uns, daß Schillers Gebeine nicht die Unehre haben, neben dem Verräter Br. Goethe zu ruhen, sondern daß beliebige von Goethe gesammelte Knochen und ein dem Schillerschädel anatomisch ähnlicher, beliebiger Schädel in dem Sarge der Fürstengruft ruhen!

Die Gegner, die wie Pilze aus dem Boden schießen, haben mir „Unwissenschaftlichkeit" aus dem Umstande nachzuweisen versucht, daß in den ersten Auflagen dieses Buches von dieser neuen Beerdigung eines beliebigen von Froriep gefundenen Schädels

an Stelle des so bestimmt als Schillerschädel erweislichen, von Karl Lebrecht Schwabe gefundenen Schädels in dem Sarg in der Fürstengruft nichts geschrieben steht. Ich muß deshalb den diesbezüglichen Teil des Briefes des Direktors und Gründers des berühmten Schillermuseums in Marbach veröffentlichen, an den ich mich, als an den maßgebendsten und bestorientiertesten Schillerforscher, gewendet hatte. In dem heißt es:

„Der Schädel selbst" (nämlich der von Karl Lebrecht Schwabe) „wurde am 17. September 1826 in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar niedergelegt und am 16. Dezember 1827 mit den übrigen Gebeinen in der Fürstengruft beigesetzt, wo er noch jetzt ruht."

Geheimrat Dr. Otto Güntter sagt also als bestimmte Tatsache, daß der Schwabesche Schillerschädel noch bei den Gebeinen, also in dem Sarge an der Seite des Goethesarges, ruhe. Er fährt in seinem Brief fort:

„1912 hat Professor Froriep unter den von ihm an der Stätte des längst abgebrochenen Landschaftskassengewölbes ausgegrabenen Gebeinen einen anderen Schädel für den Schillers erklärt. Der wissenschaftlichen Fehde, welche sich über diese Frage zwischen Froriep und Prof. Neuhaus in Berlin entspann, machte der Tod der beiden ein Ende.

Wenn ich mich recht erinnere, ist auch ein Abguß des Frorieпschen Schillerschädels im Weimarer Schillerhaus."

Nach dieser ganz genauen Angabe, die von einer Einsargung des Froriepschädels an Stelle des K.-L.-Schwabe-Schillerschädels kein Wort sagt, habe ich mich in meinen ersten Auflagen gerichtet. Wir stehen hier also vor der erstaunlichen Tatsache, daß noch nicht einmal der Gründer und der Direktor des Marbacher Schillermuseums eindeutig und klar unterrichtet ist, oder aber vor der ebenso erstaunlichen Tatsache, daß die Berichte von Ernst Schrumpf, die wir oben angeführt haben, völlig unwahr sind.

Unter solchen Erfahrungen habe ich es sehr begrüßt, daß Frau Lena Oswald aus Heidelberg im Sommer 1930 die Fürstengruft in Weimar besuchte, um zu hören, was dort der Führer den Besuchern mitzuteilen hat. Hierbei bekam sie gegenüber dem Schillersarkophag hinter einem Vorhang einen kleinen flachen Sarg, der wie eine Kiste aussieht und ohne jeglichen Zierrat ist, zu sehen, in dem nach Angabe des Führers der „andere Schädel Schillers" sei. So hat also die Loge ihr Ritual erfüllt, trotz Schwabes so ernsten Bemühungen, dem Schädel Schillers eine würdige Bestattung zu verschaffen, liegt er heute wohl wieder in einer Kiste nach Logengebot! Und die Verehrer Schillers stehen an einem Sarg mit beliebigen Gebeinen anderer Menschen.*)

Ich zweifle nicht daran, daß diese meine Veröffentlichung entweder zur Folge hat, daß Schillers Schädel nun auch aus dieser Kiste verschwindet, oder aber die Kiste selbst sorgsamer verborgen wird. Ich weiß aber, daß Schiller mir nicht darüber gram sein würde, denn ich lebe hier ja auch seinem Vorsatz treu, dessen Ankündigung im Manuskript des Demetrius mit Ursache war zu dem Logenmord.

„Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist;
Aufdecken will ich alles, was ich weiß."

*) Mit welchem Eifer bis zur Stunde die Ehrungen des Schillersarges durch Blumen verhindert werden, das beweist der Inhalt eines Briefes, der mir im Februar 1931 zugesandt wurde und den ich hier bekanntgeben kann. Darin heißt es:

„. . . mein Gewährsmann, der Vorsitzende der Vereinigung der Verehrer Ludwigs II. in München, war 1925 oder 1926 in Weimar. Er erzählte mir, daß er natürlich auch in der Fürstengruft war, daß er für Schillers Sarg einige Blumen mitgebracht habe, die er ihm als dem Lieblingsdichter Ludwigs II. von Bayern widmen wollte. Der Herr sagte mir, es sei ihm bedeutet worden, daß die Blumen kaum Zweck haben dürften, da Schiller ja doch nicht in dem Sarg läge! Der Vorstand genannter Vereinigung erzählte mir dies vor Jahren, gleich nach seiner Weimarer Reise voll Empörung; wir hatten uns lange vergebens den Kopf zerbrochen, was das zu bedeuten habe! — Ich selbst war 1916 in Weimar. Mir deutete der Führer nur an: „Da ruht Goethe, Schiller." — Allerdings hatte ich keine Blumen mit."

10. Auf den Spuren der Schakale.

Allen verzerrten Berichten über dieses Buch zum Trotz dringt es in immer weitere Kreise des Deutschen Volkes.

Die neuerlichen Berichte von „Krankheiten" Lessings haben niemand überzeugt. Die vielen Aufsätze über die „Zauberflöte" konnten nicht ablenken. Die jüdischen und freimaurerischen Hohnworte in der Presse und Behauptungen, ich sei „geisteskrank", haben nichts genützt. Die Errichtung des wunderschönen neuen Kassengrabgebäudes in Weimar hat nicht über Schillers Beerdigung getröstet. Die höhnische Abfertigung der Schrift durch „völkische" Literaten war vergeblich. Das „Wichtige Auffinden eines neuen Voßbriefes" hat meine Beweise nicht antasten können. Der große Plan des Goethebundes, eine wissenschaftliche Abfertigung und Widerlegung meiner Berichte über Goethes Verhalten zu verfassen, wird ebenso vergeblich sein!

Noch erkennt das Deutsche Volk die Sprache der Tatsachen! 40 000 Schriften sind im Volke, etwa die fünffache Zahl Deutscher wurden Leser und Kenner des Buches, und viele unter ihnen gehen nun mit mir weiter den Spuren der Schakale nach. So konnte jede Auflage noch neue Beweise hinzufügen, und auch diese brachte deren wichtige. Bedeutsam ist die jüngste Bestätigung des Mordes an Schiller, die aus einer Stelle des 1930 erschienenen Buches stammt: „Eine Jugend vor 100 Jahren." Briefe und Tagebuchblätter des Carl von Mutius. Verlag: Georg Stilke, Berlin, 1930.

Der Student C. von Mutius beschreibt fünf Jahre nach dem Tode Schillers in einem Briefe an seine Mutter in Göttingen eine Reise nach Thüringen in Briefen und berichtet über Weimar (S. 92):

> „Schiller ist in einem verschlossenen Begräbnis ganz still in der Nacht beigesetzt worden und hat nicht das geringste Denkmal. Als wir auf dem Kirchhof nach seinem Grabe frugen, so sagte man: Schiller, Schiller? Ich weiß gar nicht, ob er begraben ist. Der Wirt unseres Gasthauses erzählte uns viel von ihm. Er hatte die Gesellschaft, wo Schiller und Goethe und Wieland zusammen kamen, in seinem Hause gehabt und versicherte, daß Schiller noch 8 Tage vor seinem Tode bei ihm sehr lustig gewesen sei und beim Wein das lustige Lied „Ein freies Leben führen wir" angestimmt habe."

Diese Zeilen sind ohne jeden Kommentar mitten in eine Reisebeschreibung eingefügt und beweisen das, was uns aus Vorgesagtem schon überreichlich bewiesen ist, auch dem zweifelsüchtigsten Deutschen.

Sie beweisen, wie sehr die ungewöhnliche Beerdigung Schillers auffiel, und widerlegen die ungeheuerliche Lüge von Schillers „Beerdigung nach der damaligen Sitte". Sie beweisen aber noch weit mehr! C. von Mutius spricht an anderer Stelle davon, daß Erfurt eine sehr große Stadt, Weimar eine kleine Stadt sei, woraus klar hervorgeht, wie klein das Städtchen Weimar gewesen sein muß, wenn es so sehr von der damaligen kleinen Stadt Erfurt abstach. Und in diesem kleinen Orte wird von Mutius fünf Jahre nach des berühmten, und in Weimar so ungeheuer beliebten Schillers Tode nicht nur auf dem Friedhofe das Grab nicht gezeigt, er findet dort nicht nur weder Grabstein noch Kranz, nein, er erhält auf seine Frage eine Antwort, die überhaupt nur möglich ist, wenn die Weimarer wußten, daß er gemordet war! An der Tatsache, daß ein Toter begraben wird, pflegt im allgemeinen niemand zu zweifeln, es sei denn, daß der Verstorbene ertrunken oder einem Brandunglück oder Gebirgsunfall, kurz, einem Unglücksfall erlag. Im übrigen aber rechnet man mit der Möglichkeit, daß ein Begräbnis unterlassen wird, wenn es sich um Mord handelt, wenn man also annimmt, daß die Leiche von den Mördern beseitigt wurde. Da Schiller im Bett starb, so ist diese Antwort eines Weimarers, fünf Jahre nach seinem Tode, ein Indizienbeweis dafür, daß die Einwohner der Stadt genau wußten, daß hier Mord vorlag. Es ist ferner auch ein Be-

weis dafür, daß sie derart von der geheimen Mordtscheka verängstigt waren, daß sogar die Sargträger nicht wagten, eine Silbe an die Weimarer von der Beerdigung zu verraten! — — —

Was aber hören wir überdies noch von diesem großen Dichter, dessen Freimaurerärzte uns von der einen verfaulten und der anderen vereiterten Lunge, von einem Herzen ohne Muskulatur, von brandiger Leber und aufgelösten Nieren vorgefabelt haben? Wir hören, daß er acht Tage vor seinem Tode fröhlich beim Gastwirt saß und das Lied „Ein freies Leben führen wir" gesungen hat — während die Mörder ihn schon umlauerten!

Die Jugend vor 100 Jahren wird uns zum Zeugen des ungeheuerlichen Verbrechens an unserem „Ibikus, den wir beweinen, den eine Mörderhand erschlug".

11. Der Logenmord an Schiller ist „Tatsache".

Die Werke „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse", „Kriegshetze und Völkermorden", „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", die aus der Feder des Feldherrn des Weltkrieges stammen, und die Mordverbrechen der überstaatlichen Mächte und ihrer Geheimorden beweisen, haben in vielen Zehntausenden ihren Weg in das Deutsche Volk und andere Völker der Erde gefunden. Sie haben auch diesem Buche den Weg gebahnt, und so konnte es unmöglich, wie meine philosophischen Werke, sorgsam totgeschwiegen werden. Ein Flugblatt über den Schillermord, in dem auf dieses Buch hingewiesen und aus ihm Stellen angeführt wurden, ist zu Hunderttausenden an Schillers Todestag 1930 ins Volk gegangen, da und dort flammt der Deutsche Zorn auf über ungesühnten Frevel an unseren Großen, und nun erleben wir die Freude, daß neben dem Gerede, unsere Forschung sei „Gefasel", in der „Sächsischen Landeszeitung" vom 7. Juni 1930, Nr. 23b (21. Jahrgang) folgende kulturgeschichtlich unerhört wichtige Behauptung veröffentlicht wurde:

„Die Wahrheit über Schillers Ende.

Frau Ludendorff, die zweite Gattin des verdienstvollen General Ludendorff, hat ein Flugblatt über die Ermordung des deutschen Nationaldichters Friedrich von Schiller herausgegeben. Etwas Neues enthüllt Frau Ludendorff damit nicht. Daß Friedrich von Schiller nicht an Schwindsucht, sondern eines unnatürlichen, gewaltsamen Todes gestorben ist, ist Tatsache! Schiller starb als der Vorbote des Sturzes Preußens. Er wurde von den Schergen Napoleon Bonapartes heimlich beseitigt*), wie kurze Zeit später der Buchhändler Palm, der durch seine Schriften die wahren Ziele Napoleons enthüllte, „standrechtlich ermordet" wurde. Der Bürgermeister von Weimar, Schwabe, und der berühmte deutsche Geschichtsschreiber Archenholz, ebenso wie der Ministerialrat Hellwig, die Schiller mit zu Grabe getragen hatten, haben genau dieselben Enthüllungen über Schillers Tod in der „alten Keilschen Gartenlaube" wiedergegeben, die Frau Ludendorff sich zu eigen macht. Übrigens hat die „Sächsische Landeszeitung" diese Enthüllungen über Schillers tragischen Tod im Jahre 1911 — also vor zwanzig Jahren — veröffentlicht. Wir werden — frei von aller Sensation und Übertreibung — die wirklichen Ursachen des deutschen Zusammenbruchs von 1806/07 in den nächsten Ausgaben unseres Blattes wiedergeben und dabei auch über den Tod Schillers, der als Märtyrer seiner glühenden Vaterlandsliebe ein so tragisches Ende finden mußte, berichten."

Diese Nachricht erfüllte mich mit innerer Genugtuung: Sieg der Wahrheit! Ach, wie gern wollte ich „nichts Neues" gesagt haben, wie gern überließ ich der „Sächsischen Landeszeitung" die Falschmeldung, daß ich ein Flugblatt geschrieben habe, während doch auf dem Flugblatt, das der Verlag „Ludendorffs Volkswarte" herausgab, klar mein Buch genannt war. Wie gern ließ ich die Leser jener Zeitung mit der Bemerkung, sie werde „frei von Sensation und Übertreibung berichten", über mein Buch täuschen, denn trotz dieser Überfülle von Beweismaterial hatte ich nicht so apodiktisch von dem Mord

*) Dieselben Schergen freuten sich wohl auch über den frühen jähen Tod der Königin Luise im Hause eines Br. Freimaurers!

gesprochen wie diese Zeitung. Ich ließ ihr sofort Mitteilung machen und sie bitten, mir doch jedenfalls die angekündigten unendlich wichtigen Aufsätze zu schicken. Aber sie kamen nicht. Warum wurde der schon öffentlich angekündigte Plan fallen gelassen? Wer sorgte für das Verstummen der Zeitung über diese so brennende, im Volk erwachte Frage?

Nun forschte ich der „Sächsischen Landeszeitung" vom Jahre 1911 nach. Das war überraschend schwer. In den Staatsbibliotheken fehlte zufällig der Jahrgang 1911 und auch zufällig der Jahrgang 1910, in dem die Aufsätze schon einmal erschienen waren. Ob der, der uns endlich Einblick in den Jahrgang 1910, ja sogar wörtliche Abschrift gewährte, es wohl gerne sehen möchte, daß wir ihn benennen, bezweifle ich, die Hauptsache ist, wir haben die Veröffentlichung, und können das Wichtigste daraus nun unserem Werke beifügen. Wie es mir dabei zumute ist, der ich meine Mutmaßungen bei dem mühsamen Aufsuchen der Quellen über das Wie des Mordes bis in das Einzelne nun durch bestimmte Angaben veröffentlicht sehe, kann ich schwer schildern. Freude über die sieghafte Sicherheit eines starken Wahrheitwillens bewegt mich. Nur weil ich es mir zur Pflicht gemacht hatte, nicht mehr als die nackten, von mir selbst gefundenen Quellenstellen wiederzugeben, habe ich die dringenden Verdachtmomente gegen Heinrich Voß, gegen die Einladung bei Hof, bei der Schiller in grüner Gala und blendend gesundem Aussehen erschienen war, meinen Verdacht der vollen Mitwisserschaft Goethes über die Tatsache der Vergiftung auf Logenbefehl, alle nicht erwähnt, und nun sehe ich alles in diesen Aufsätzen als Tatsache veröffentlicht.

In der „Sächsischen Landeszeitung" steht im Jahrgang 1910, Folge 3, 4, 5, 6 und derselbe Aufsatz wiederholt im Jahrgang 1911: „Schillers Ende." Historische Erzählung von Ernst Hellwig (Deckname!).

„Brechet auf, ihr Wunden! Redet ihr Stummen!"

1. Schillers rätselhafte Erkrankung.

„Es war Abends des 4. Mai 1805" (Voß verlegte diesen Tag auf 12 Tage vor dem Tode, siehe Seite 98). „Im Residenzschlosse zu Weimar herrschte die fröhlichste Stimmung. Der kunstsinnige Fürst August war der liebenswürdige Wirt. Alle Schranken der höfischen Etikette waren gefallen. Auch die zeremonielle französische Sprache war dem kernigen Deutschen Humor gewichen. Der heitere Wieland gab unter spontanem Lacherfolg seine neuen Schnurren zum besten. Nur ein einziger der Gäste blieb ernst und wortkarg: Hofrat Friedrich von Schiller. Verwundert blickte man zu dem stillen Gast hinüber und tauschte flüsternd halblaute Bemerkungen über ihn aus. Auch Goethe war das sonderbare Verhalten Schillers aufgefallen, und ermunternd trat er an ihn heran, um auf seine (Schillers) Gesundheit zu trinken. Schmerzlich lächelnd tat Schiller Bescheid und erwiderte mit umflorter Stimme: Gesundheit könnte ich in diesem Jahre gebrauchen, mehr denn je. Mein altes Leiden scheint wieder über mich herzufallen, wie im Jahre 1791. Goethe trat bestürzt einen Schritt zurück. Schiller hatte sich inzwischen erhoben: Es wird wohl das Beste sein, ich verabschiede mich . . . Mir ist sehr unwohl. Besorgt blickte Goethe in das auffallend bleiche Gesicht seines Freundes und stimmte hastig zu. Unter allgemeinem Bedauern verließ Schiller den Saal. Goethe wollte ihm folgen. Doch einer der Gäste vertrat ihm den Weg. Ein Wort, Herr Geheimrat, wenn's beliebt, damit zog er Goethe in eine Nische. Die Umstehenden vernahmen leises, aber erregtes Flüstern. Goethe stöhnte schmerzlich auf und stieß mit gebrochener Stimme hervor: „Mußte es denn sein, wirklich, mußte es denn sein?" Der andere zuckte die Achseln und erwiderte mit fester Stimme: „Jawohl, es mußte sein. Dem Einen zur Strafe, dem Anderen zur Warnung."

In dem Folgenden werden nun alle die einzelnen Begebenheiten geschildert, die wir aus Schillers letzten Lebenstagen wissen. Alles, was Voß in seinen Briefen erzählt, und etwas vordatiert, und das, was aus den unterschiedlichen Briefen und Aufzeichnungen von Schillers Zeitgenossen berichtet wird, ist hier getreulich verwahrt. So vor allem auch die kurze Besserung im Befinden Schillers, der letzte Spaziergang im Park, seine Begegnung und Unterredung mit Goethe, und dann jene sehr wichtigen Berichte, nach welchen Goethe auf der Straße zu den erleuchteten Fenstern des kranken Schiller hinaufblickt und verzweifelt weint.

Der durch seine vielerlei Berichte der letzten Lebensstunden schon in Ahlwardts Forschungen als der Vollstrecker des Logenmordes, ja als der Wiederholer der Vergiftung an Schiller und Bewacher des Sterbezimmers entlarvte Professor Dr. Heinrich Voß ist auch nach diesem Berichte der entlarvte grauenvolle „Freund" und „Krankenpfleger" des ahnungslosen Schiller. Es heißt:

„Ganz abgesehen davon, daß bei dieser lauen Maienluft zur Erkältung kein Grund vorlag — hatte Schiller doch Sommer und Winter im kalten Zimmer gearbeitet. Außerdem kannte Frau Charlotte ihren Gatten genau, daß er im Genuß von Speisen und Getränken sehr mäßig war. War er doch in bester Laune und Gesundheit zu Hofe gegangen und mit den Zügen eines Schwerkranken kehrte er vor Schluß der Tafel zurück. Und ihr Gatte gehörte wahrlich nicht zu den weichlichen Naturen, welche sich durch kleine gesundheitliche Störungen beeinflussen lassen. Auch sie fürchtete, wie Schiller im geheimen, allen Erns tes einen Rückfall und Wiederholung seiner Krankheit vom Jahre 1791, welche unter ähnlichen Erscheinungen zum Ausbruch gekommen war. In ihrer Herzensangst bat und beschwor sie ihn, sich zu schonen und sofort sein Lager aufzusuchen. Schiller gab nach. Mit Hilfe seines Dieners Rudolf entkleidete er sich und ließ sich in warme Decken einhüllen. Seine Gattin bereitete ihm ein Glas Limonade und legte kalte Kompressen um seinen Kopf."

Sie befahl dem Diener, im Nebenzimmer zu wachen und sie sofort zu benachrichtigen und ungesäumt den Arzt zu rufen, wenn eine Verschlimmerung eintreten sollte. Am anderen Morgen geht aber die Erkrankung Schillers ganz anders weiter als jene des Jahres 1791. Schiller hat eine schlimme Nacht hinter sich, ist aber um 5 Uhr schon auf und bei der Arbeit. Er geht am Vormittag trotz furchtbar blassem und elendem Aussehen in dem Stadtpark spazieren. Er setzt sich auf eine Bank, und Goethe trifft ihn dort. Goethe mit dem Wissen, daß Schiller vergiftet worden und von der Loge zum Tode verurteilt ist, sagt ihm nichts, obwohl er doch vielleicht hoffen konnte, daß rasche ärztliche Hilfe ihn noch gerettet hätte. Endlich nahm Schiller das Wort:

„steht es mit mir gar so schlimm" —

Goethe konnte nicht antworten ... Dann fuhr Schiller fort:

„Ich weiß, ich hätte einen Aufenthalt in Italien nötig."

Die letzten Worte dieser Unterredung vernahm ein alter Parkwärter, es waren die Worte Goethes:

„Die Blumen kehren im Frühling wieder, aber die Menschen nicht."

Unaufgeklärt und ungewarnt schied der todkranke Schiller von Goethe. Wie leicht hätte ihn Goethe noch retten, den Mördern durch Veröffentlichung des Verbrechens die verdiente Strafe sichern können! Aber er bebte vor Angst vor dem Orden! Ihn foltert das böse Gewissen, er findet keine Ruhe, und als die Nacht hereingebrochen, wagt sich der Angsterfüllte auf die Straße und schleicht in die Nähe der Wohnung Schillers. Die Straßen von Weimar waren einsam geworden, nur ab und zu unterbrach der flüchtige Schritt eines Nachzüglers die Stille. In fast sämtlichen Häusern war das Licht erloschen. Der Nachtwächter von Weimar machte seine Runde durch die Stadt. Dicht vor dem Hause Schillers stand Goethe und blickte zu dem matterleuchteten Zimmer Schillers hinauf.

„Ab und zu war durch die weißen Gardinen der Schatten seines Freundes sichtbar. Er ist noch nicht zur Ruhe gegangen. Ich muß ihn noch einmal sehen. Schon wollte er seinen Vorsatz in die Tat umsetzen, als er erschreckt innehielt und sich hinter den Pfeiler eines Hauses (jetzige Buchhandlung von Grosse) zurückzog. Ein Mann mit einer Laterne schritt auf das Schillersche Haus zu, öffnete dasselbe und trat rasch ein. Goethe hatte ihn trotz der spärlichen Beleuchtung erkannt: Professor Voß.

Der Tod hatte sich zu Schiller geschlichen. In ingrimmigem Schmerz stöhnte Goethe auf. Gab es denn keine Hilfe, keine Rettung für Schiller mehr? Trostlos blickte er nach dem sternbedeckten Himmel auf. Die heißen Tränen stürzten aus seinen Augen, er beweinte ihn, der Freund, den Sterbenden. Nein, für Schiller gab es keine Rettung mehr. Das Schicksal war über Schiller

hereingebrochen, er, Goethe, konnte nicht mehr helfen, selbst, wenn er wollte. Wußte er, ob ihm nicht auch einmal ein gleiches Los wie Schiller beschieden sei? Vielleicht konnte schon in nächster Zeit der Tod seinen Weg auch zu ihm finden. Wie lange er im Dunkel der Nacht vor Schillers Wohnung gestanden und zu den matterleuchteten Fenstern des mit dem Tode Ringenden geblickt hatte, wußte er selbst nicht. – Der Nachtwächter hatte ihn in dieser Stellung gefunden. Erst als dieser ihn anredete, kam er wieder zu sich, hastig wischte er die Tränenspuren von seinem Gesichte und wandte sich zum Gehen. Der alte Wächter begleitete ihn mit der Laterne bis zu seiner Wohnung."

Welch schauerliches Bild feigen Verrates, jämmerlicher Selbstrettung durch Schutz der Verbrecher bietet dieser Br. Goethe. Erhabener „Geist von Weimar"!

Nun folgen die Schilderungen der grauenvollen Qualen, die Schiller erlitt, seine Darmkrämpfe, seine Ohnmachtsanfälle, die er in seiner rührenden Fürsorge vor seiner Frau verbarg, immer nur besorgt, daß sie nicht ahnen sollte, was er erlitt. Wie dies Br. Heinrich Voß uns eingehend in seinen Briefen angibt. „Ängstige Dicht nicht, Lottchen" sind seine ernsten Worte, wenn er aus den tiefen Ohnmachten erwacht, die sich nun häufen. Schiller wird ein Sterbender und sendet, wie diese Erzählung meldet, Voß zu Goethe, da er ihn noch einmal sehen will.

Voß ging und traf Goethe in seinem Gartenhause an. Als Voß ihm mitteilte, daß es mit Schiller zu Ende ginge, fing Goethe wiederum laut an zu schluchzen. „Ja, erwiderte er, das Schicksal ist grausam, aber ihr Menschen seid noch viel grausamer. Ich kann Schiller nicht mehr sehen, was ich an ihm verliere, wißt Ihr!" Voß ging und entschuldigte Goethe mit Krankheit.

Mit Schiller ging es jäh abwärts. Er wandte sich in qualvollen Schmerzen im Bett. Am Abend erwachte er nochmals zu klarem Bewußtsein. Seine zitternde Hand strich zärtlich den Kopf seines Sohnes, der nicht von seinem Vater wich. Innig blickte er seine Gattin an und dankte Voß für seine selbstlose Aufopferung. Das muß selbst für die abgebrühte Seele eines Hochgradbruders kein angenehmer Augenblick gewesen sein! Die Abendsonne durchflutete das Sterbezimmer des Dichterfürsten.

„Da, da ist sie . . . laßt mich noch einmal die Sonne sehen!"

Man erfüllte den Wunsch des Sterbenden. Das Bett wurde zum Fenster gerückt, und die letzten Sonnenstrahlen fielen dem Sterbenden ins Gesicht. Mit verklärtem Gesicht starrte Schiller nach dem scheidenden lichten Gestirn. Immer tiefer sank der glühende Ball, bis er endlich ganz verschwunden war . . .

„Meine Sonne ist untergegangen",

murmelte Schiller. Weinend umstanden ihn seine Angehörigen, selbst Voß konnte sich der Tränen nicht enthalten. Es ging ihm selbst nahe, dem Professor Voß, aber er mußte hier am Bette Schillers weilen, bis alles zu Ende war. Der folgende Tag und die Nacht waren wachsende Qualen schwerster Erstickungsanfälle, welche sich in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholten. So ging es bis zum Morgen . . . Schiller kam noch einmal zu sich, er versuchte zu sprechen, aber die Zunge versagte den Dienst. Mit zitternder Hand versuchte Schiller noch einige Worte zu schreiben, als ein neuer Erstickungsanfall ihn befiel. Mit krausen Schriftzügen hatte er nur ein Wort auf Papier gemalt: „Naphta . . .". Dies war seine letzte Aufzeichnung. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Die Züge des Verschiedenen waren still und friedlich. Nichts verriet die Qualen, welche er in den letzten Tagen ausgestanden hatte . . .

Ganz wie wir dies von der Leiche Luthers und Mozarts hörten, ganz wie es mir brieflich von der Leiche Lessings geschildert wurde, ganz wie es der Drohung der Jesuiten gemäß bei dem vergifteten Papste Klemens dem XIV.*) der Fall war, trat auch bei

*) Siehe „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" von E. und M. Ludendorff. 41. bis 45. Tausend. Siehe Buchanzeige.

Schiller nach Hellwigs Schilderung die Verwesung ungemein schnell ein, obwohl das Wetter gar nicht etwa heiß und Schiller bei seinem Tode doch gewiß eher mager als fett war. Wir lesen:

„Dann aber betrieb Professor Voß die Vorbereitung zur Bestattung mit auffälliger Hast. Es mochte auch wohl seinen triftigen Grund haben. Denn innerhalb weniger Stunden hatte das wachsbleiche Gesicht des Verstorbenen eine quittengelbe Farbe angenommen. Auch blutwässerige Ausflüsse aus Mund, Nase und Ohren zeigten den rapiden Verlauf der Zersetzung trotz der kühlen Jahreszeit. Schon am späten Nachmittag lag Schiller im vernagelten dürftigen schwarzen Tannensarge. Durch die schlecht zusammengefügten Bretter strömte ein intensiver Verwesungsgeruch, den man vergeblich durch Anzünden von Räucherkerzen zu übertäuben suchte."

Also auch Schiller hätte man ebenso wenig wie Klemens XIV., Luther, Lessing und Mozart, die „Füße küssen" können nach seinem Tode, wie das die Jesuitendrohung sagte.

Die weiteren Schilderungen entsprechen ebenfalls alle den Quellen, bestätigen das Angebot des Tischlermeisters, kostenlos einen wunderbaren Eichensarg für Schiller zu liefern. Allein Voß bedeutete ihm, daß er einen einfachen, schwarzgestrichenen Armensarg für 3 Taler und 6 gute Groschen herzustellen hätte. Von dem Landschaftkassengewölbe gibt der Bericht das Gleiche an, was jüngst auch Ernst von Wolzogen mitteilte:

„Das Landschaftskassengewölbe diente früher zur Aufnahme von Leichen der Landesarmen und Ehrlosen, d. h. Verbrecher und Selbstmörder, später wurden auch Stadtarme und unbekannte Verunglückte auf Kosten des Fiskus dort beigesetzt." Dieses Gewölbe befand sich in der sogenannten „Verbrecherecke"!

Eine sehr schlagende und überzeugende Widerlegung der Lüge, es sei zu jener Zeit in Weimar Sitte gewesen, die Toten nachts zu begraben, gibt der Verfasser mit den Worten:

„Es ist eine Legende. Vor hundert Jahren war der Aberglaube noch tief in den breitesten Volksschichten eingewurzelt. Man hatte eine unüberwindliche Scheu, bei Nachtzeiten den Kirchhof zu betreten. Schon aus diesem Grunde ist es ganz ausgeschlossen, daß die Bestattung der Toten regelmäßig nur zur Nacht vorgenommen wurde. . . . Freilich konnte in einer kleinen Stadt wie Weimar der plötzliche Tod Schillers kein Geheimnis bleiben, obwohl Voß und seine Eingeweihten ihr möglichstes taten, jedes Aufsehen zu vermeiden."

Und nun bringt die „Sächsische Landeszeitung" tatsächlich den ganzen Bericht K. L. Schwabes, den ich in meinen Abhandlungen in Auszügen gegeben habe, bringt auch das entrüstete Schreiben von Archenholz, der an Hand anderer Beerdigungen bedeutender Männer, die er miterlebt hat, das Skandalöse des Schillerbegräbnisses seinen Zeitgenossen in der Zeitschrift „Minerva" zum Bewußtsein bringt.

Ich glaube in meiner eigenen Schrift ganze Seiten zu lesen, finde aber außerdem vor allem den sehr wichtigen Wortlaut der verlogenen Meldung des „Weimarer Wochenblattes", Nr. 39 vom Jahre 1805 — es findet sich auch in der Sammlung von Julius Braun (s. o.), S. 442 — wiedergegeben. Dort steht unter den Nachrichten über den Verstorbenen:

„Beerdigt bei der Stadtgemeinde. Den 12. Mai des Nachts 1 Uhr, wurde der in seinem 46. Lebensjahre verstorbene, hochwohlgeborene Herr Dr. Carl (!) Friedrich von Schiller, Fürstl. Meiningscher Hofat, mit der ganzen Schule erster Klasse in das Landschaftskassen-Leichengewölbe beigesetzt. . . .

Der Verfasser betont hierzu:

„Zunächst ist es recht sonderbar, daß das Amtsblatt nicht einmal in der Lage war, die richtigen Namen des Mannes, der in Weimars Mauern seine unsterblichen Werke geschaffen hat, richtig anzugeben . . . Schiller führte bekanntlich nicht den Namen Carl, sondern hieß Johann Christoph Friedrich . . . Aber geradezu unbegreiflich ist es, daß das informierte Amtsorgan seinen Lesern die Ente auftischte, Schiller wäre unter Begleitung der ganzen Schule erster Klasse (d. h. Gymnasium) bestattet worden. Gewiß, wenn Schiller gesetzlich beerdigt worden wäre, wie es jedem ehrlichen Menschen zukommt, so hätten die Gymnasiasten Weimars dem Kondukt vorangehen müssen, da Schiller den Doktortitel führte und außerdem die Würde eines Professors und Rang eines Hofrates inne hatte."

Die Beerdigung schildert der Bericht treu nach Schwabe und sagt treffend:

„Von dem Dome schwer und bang
Tönt der Glocke Grabgesang
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wanderer auf dem letzten Wege."

hatte einst Schiller so trefflich in seinem Liede von der Glocke gesungen. Hätte er sich damals träumen lassen, daß seine sterbliche Hülle bei Nacht und Nebel in die Erde gesenkt würde mit Hinweglassung aller Ehren, ohne Begleitung eines Geistlichen . . ., während . . .

„droben vom Turme der Jakobuskirche ihm das Armesünderglöckchen geläutet wurde" mit „schrillen wimmernden Tönen" . . .

Hier stellt sich der Verfasser ganz wie wir auf den Standpunkt, daß dieses Verscharren des Dichters wie eines Verbrechers ganz so gewertet werden muß, wie es ersonnen war. Seit unserer Enthüllung tauchen in der Presse gar rührselige Aufsätze auf, die uns das „unendlich Feierliche dieser Beerdigung", bei der nur „die Nachtigallen schluchzten und der Mond schien", schildern. Gewiß gibt es viele, und dazu gehören besonders wir Deutschgottgläubige, die das Schweigen sicherlich so feierlich finden wie das Reden, und die einen Geistlichen in Rabbinertracht, der für Geld eine Predigt hält, nicht als die Erhöhung der Weihe erleben, aber hier kommt es nur darauf an, daß man Schiller durch diesen Ritus zum Verbrecher stempeln wollte und den Forderungen der geheimen Verbrecherbande, genannt „Orden", nachkam.

Der Verfasser fragt mit Recht, was oder wer Br. Voß berechtigte, den schönen Eichensarg, den der Tischler kostenlos anbot, abzuschlagen und den Armensarg anzuordnen, und fährt dann fort:

„Wer verbot die Benachrichtigung vom Ableben Schillers an seine intimen Freunde, wer untersagte jeden Blumenschmuck, um den Anblick des düsteren Todes zu mildern? Wer befahl die Schneiderinnung . . . wer wollte nicht einmal den Freunden des großen Mannes gestatten, die Leiche des edelsten und größten Dichters zur Ruhe zu tragen? Wer veranlaßte die Überführung in das Armenkassengewölbe im Winkel des Jacobsfriedhofes, und wer befahl das Läuten der Armesünderglocke? Daß die letzte Strafe eines zum Tode Verurteilten durch das freiwillige Tragen der Leiche gemildert wurde, ist nicht das Verdienst des Oberkonsistorialrates, sondern nur dem energischen, fast gewaltsamen Eingreifen des Bürgermeisters Schwabe zu verdanken. Hätte Günther dem dringenden Verlangen Schwabes nicht nachgegeben, so hätte der letztere unzweifelhaft Skandal geschlagen und die Bürgerschaft von Weimar alarmiert und damit ein Schiller würdiges Begräbnis erzwungen. Nur dieser Umstand veranlaßte den Oberkonsistorialrat, dem Verlangen des Freundes Schillers nachzugeben."

Gerade dieser rasche Erfolg Schwabes den Verbrechern gegenüber durch die Drohung der Bekanntmachung beweist uns, was erst ein Goethe zur Rettung Schillers hätte tun können, wenn er sofort nach der Vergiftung diesem unter Drohung der Veröffentlichung gute ärztliche Hilfe verschafft hätte. Goethe war in ganz Deutschland bekannt. Hätte er das Verbrechernest des Hochgradbruders Herzog Karl August von Weimar bei diesem Anlaß ausgehoben, so hätte er nicht nur Schiller geholfen, sondern den Freimaurerverrat bei Jena und Auerstädt und in all den Festungen, die sich ohne Schwertstreich ergaben, vielleicht in letzter Stunde verhindert.*) Er zog es vor, stummer Zeuge zu bleiben, aus Angst, auch gemordet zu werden. – Der Verfasser beweist uns im weiteren, daß er offenbar ein Wissender ist, der mit den Geheimgesetzen der Mörderbande, die sich hochtrabend „Orden" nannte, gut Bescheid weiß, er sagt, daß die Totenfeier in der St.-Jakobs-Kirche am Tage danach nicht den Logengesetzen widerspräche:

„Der Leichnam ruhte bereits in der Erde, den Bestimmungen des Ordens über die Beerdigung der Leichen Abtrünniger war Genüge geschehen."

Unsere so auffallenden Entdeckungen über die auch im zitierten Brief (siehe oben) be-

*) Siehe „Kriegshetze und Völkermorden" von Erich Ludendorff, 76.–80. Tausend.

tonte stumpfe Gleichgültigkeit der Familie Schiller der Tatsache gegenüber, daß Schiller zwanzig Jahre hindurch im Massengrab ruhte, wird wohl ihre Erklärung darin finden, daß man sie auch nachdrücklich bedrohte. Hellwig weiß ferner zu berichten:

„Auffällig ist noch der Umstand, daß man die Hinterbliebenen Schillers in geradezu splendider Weise unterstützte, obwohl Schiller bereits für seine Familie bei Lebzeiten gesorgt hatte. Der Fall steht in der Ordensgeschichte nicht vereinzelt da, daß man die Familie, deren Ernährer man gemordet hatte, durch Geld zu entschädigen suchte, dies traf auch bei Schillers Erben zu. Die Sammlungen wurden von Angehörigen des Illuminatenordens veranlaßt, teilweise gingen auch Gelder unbekannter Herkunft ein . . .

Es ließen sich noch eine große Anzahl höchst verdächtiger Erscheinungen aufzählen . . . Ebenfalls erfuhr Wieland auf seinem Gute Osmannßstadt erst nachträglich den Tod Schillers."

Das Wichtige an dem Bericht in der „Sächsischen Landeszeitung" ist vor allem, daß der Verfasser der Schrift offenbar ein Br. ist. Er weiß sehr gut und sicher Bescheid über die Morde, die der Geheimorden getrost und unbekümmert um die strengen Staatsgesetze bis zur Stunde ausüben kann, aus denen er alle Jahrhunderte hindurch stets ungestraft hervorging, während alle Raubmörder oder Mörder aus irgend einem persönlichen Rachegefühl heraus von einer eifrigen Staatsanwaltschaft und einem Heer der Kriminalpolizei in der Regel aufgefunden und zum Tode verurteilt werden. Dieser Bericht konnte auch ruhig im Jahre 1910 und 1911 in mehreren Folgen der „Sächsischen Landeszeitung" stehen, ohne daß sich eine Staatsanwaltschaft veranlaßt fühlte, nun einmal dem ja heute noch bestehenden Freimaurerorden und Illuminatenorden und auch den katholischen Geheimorden gründlich auf die Finger zu sehen und ihre geheimen Droheide unter die Lupe des Staatsgesetzes zu nehmen. Ganz ebenso wie Ahlwardts Schrift „Mehr Licht" ohne solche Folgen blieb und meine Presseaufsätze und diese Schrift und vor allem das Buch „Kriegshetze und Völkermorden" keinerlei derartige Nachwirkung gehabt haben. Was geht es auch die Staatsanwaltschaft an, daß Geheimorden im Lande blühen, die sich das Recht des Gerichtes über Leben und Tod von Staatsbürgern nehmen, die dem öffentlichen Staatsrechte die Todesstrafe nehmen wollen, aber selber eifrig die „abtrünnigen Brr." und die unbequemen freien Deutschen zum Tode verurteilten und ermordeten.

Während ich die neue Auflage, das 26. bis 30. Tausend, ergänze und in Druck gebe, erscheinen in dem „Sächsischen Anzeiger", der die Fortsetzung der „Sächsischen Landeszeitung" ist, unter dem Titel „Die Wahrheit über Schillers Tod" die Veröffentlichungen des Jahres 1910 und 1911 von dem seinerzeit unter Decknamen schreibenden Verfasser jetzt in umgearbeiteter Form unter seinem Namen Hugo Meyer. Wir sind nicht in der Lage, die neue Auflage auf das Ergebnis warten zu lassen, da wir ja aber die alten Veröffentlichungen in der letzten Auflage schon bekanntgegeben haben, ist dies nicht nötig. Obwohl Hugo Meyer sich genau wie ich vor allem auf die authentischen Quellen von Archenholz und Julius Schwabes Veröffentlichungen über Karl Lebrecht Schwabes Mitteilungen stützt, obwohl die Aufsätze des Jahres 1910 und 1911 ganz genau wie Ahlwardt und ich hauptsächlich den Illuminatenorden als Mörder nannten, fügt Hugo Meyer nicht etwa zu, daß ich ganz richtig gemeldet habe, sondern nach seinen Angaben muß der Leser unbedingt annehmen, ich hätte falsch beschuldigt und er habe richtigzustellen. Die Illuminaten habe ich schon in den ersten Auflagen des Buches als eine Kombination von Jude, Jesuit und Freimaurer gekennzeichnet, denn tatsächlich wurde durch den Juden Weißhaupt eine jesuitische Geheimorganisation geschaffen, die vom Hochgradbruder Knigge dann mit der Freimaurerei durch freimaurerisches Ritual verschmolzen wurde, „die Schergen Napoleons" waren also die, die ich nannte. Doch soll uns diese Unklarheit des Verfassers die Freude nicht verringern, daß die Zeit, in

der ich wegen meiner Veröffentlichungen der Forschungen über die Logenmorde an den großen Toten für „geisteskrank" erklärt wurde, nun vorüber ist, dadurch, daß Hugo Meyer seine Enthüllungen wieder an die Öffentlichkeit bringt. Wir geben das Wesentliche der Veröffentlichung des „Der sächsische Anzeiger" Nr. 14, 8. Jahrgang, Sonnabend, den 4. April 1931, wieder:

„Die Wahrheit über Schiller
von Hugo Meyer."

„Über Schillers rätselhaftes Ende ist in letzter Zeit viel gesprochen und geschrieben worden, besonders, da Frau Mathilde Ludendorff, die Gemahlin des bekannten Generals, die Freimaurer bezichtigt hatte, Schiller ermordet zu haben. Dasselbe behauptete auch der frühere antisemitische Reichstagsabgeordnete Hermann Ahlwardt (bekannt wegen seines Judenflintenprozesses) in seiner 1910 herausgegebenen Broschüre „Mehr Licht". — Nur legt er den Jesuiten die Ermordung Schillers zur Last.

Was ist nun Wahrheit? — Furchtbare Wahrheit ist, daß unser größter Deutscher Nationaldichter Friedrich von Schiller gewaltsam durch Mord aus politischen Gründen — beseitigt worden ist.

Wer waren die Kreaturen, die Friedrich von Schiller nach dem Leben trachteten? Es waren die gleichen geheimen Mächte, die dem Korsen Napoleon Bonaparte den Weg zur Weltherrschaft bahnten. Das ist kein Märchen, sondern eine erschütternde historische Tatsache! Schon die alte Keilsche „Gartenlaube" (Jahrgänge 1853 bis 1856) brachte über Schillers rätselhafte Krankheit, dessen schnelles Ende und über die geheimnisvolle Bestattung, die in der Mitternachtsstunde vom 11./12. Mai in der Ecke des alten Weimarschen Jakobsfriedhofes (Kassengewölbe) erfolgte, aufsehenerregende Enthüllungen. Weit mehr Licht in das dunkle Geheimnis als der phantasievolle Hermann Ahlwardt (der in seinen Ausführungen so tut, als wäre er Augen- und Ohrenzeuge von Schillers tragischem Tode gewesen), bringen die Enthüllungen des berühmten Geschichtsforschers Domherrn Dr. Archenholz in seiner Zeitschrift „Minerva" und die Angabe des späteren Weimarschen Bürgermeisters Dr. Schwabe.

Der berühmte Dichter Goethe, der zugleich weimarischer Staatsminister war, hat sich dem Willen Napoleons gefügt und dadurch sein Leben gerettet. Vergeblich sucht man in den Werken des großen Dichters Goethe ein Lied, ein einziges Wort, in welchem er das Deutsche Volk — gleich seinen berühmten Zeitgenossen Fichte, Arndt, Iffland, Schleiermacher und Theodor Körner — zum heiligen Kampf — zur Befreiung des Vaterlandes von der unwürdigen Knechtschaft Napoleons, aufruft. Kalt stand der große Goethe dem Freiheitwillen des erwachten Deutschen Volkes gegenüber — und beschäftigte sich in dieser Zeit mit seiner Farbenlehre! „Rüttelt nur an euren Ketten", sagte er zu dem jugendlichen Lützowschen Freikorpskämpfer Theodor Körner — „der Mann (Napoleon) ist euch viel zu groß!"

Nicht jeder ist zum Märtyrer der vaterländischen Sache, wie es Schiller gewesen war, geboren. Schiller wußte, daß er mit seinem „Wilhelm Tell" nicht nur das Hohelied der Deutschen Vaterlandsliebe angestimmt hatte, sondern daß damit sein Schicksal besiegelt war. Seine beabsichtigte Übersiedlung nach dem kgl. preuß. Hof, zur edlen Königin Luise, beschleunigte sein Ende. So fiel Schiller als leuchtendes Vorbild eines Deutschen Freiheithelden und als der Vorbote des Sturzes Preußens. Zwei Jahre nach Schillers Tod, nach der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, hielt Napoleon seinen Einzug in Weimar und wurde demütig vom Staatsminister Goethe begrüßt, während Schillers Gebeine im Massengrabe der Weimarischen Friedhofsecke ruhten."

Der Verfasser spricht des weiteren nur von den „Schergen Napoleons", statt die Geheimorden selber zu bezichtigen, die den Mord doch ausführten, und stellt diesen Mord an Schiller völlig der Erschießung Palms, Andreas Hofers und der Schillschen Offiziere gleich, während er damit doch gerade klar beweist, daß Napoleon selbst andere Mittel, so die standrechtliche Erschießung anwandte, wenn seine „Schergen" arbeiteten. Aber die Geheimorden selbst arbeiteten am Untergange des Deutschen Volkes durch geheimen Mord der Freiheitkämpfer und durch Auslieferung der Festungen und Schlachten durch Brr. Offiziere. Unbekümmert um diese Abweichungen der Darstellung, begrüße ich diese Veröffentlichungen, denn, obwohl Hugo Meyer meines Wissens nicht ebenso oft Gelegenheit wie ich hatte, durch eine Reihe ernster wissenschaftlicher Werke seinen Forscherernst der Öffentlichkeit nachdrücklichst zu beweisen, wird man seinen Wor-

ten leichter glauben, weil er nicht wie ich umgeifert ist vom Hasse der überstaatlichen Mächte und umflutet von ihrem widerwärtigen Schlamm niederster Verleumdung.

Noch weit wesentlicher aber erscheint mir der Umstand, daß ich, während das 18. und 19. Tausend meines Buches im Volke kreiste, erst erfuhr, daß die „Sächsische Landeszeitung" mitteilt, daß sie recht wesentliche Tatsachen, die ich mühselig sammeln mußte, schon in den Jahren 1910 und 1911, und zwar mit weit größerer apodiktischer Sicherheit ausgesprochen und an Hand der gleichen Quellenschriften belegt hatte. Was beweist das? Nun, es beweist, daß noch sehr viele „Schergen Napoleons" leben, ja ganz besonders viele von dieser Sorte in den Schillerverbänden und Gesellschaften am Ruder sein müssen, wenn diese Zeitungveröffentlichungen in zwei Jahrgängen nach einander erscheinen konnten und dennoch in der Literatur und Presse völlig totgeschwiegen wurden. Es handelt sich doch wahrlich für alle diese Schillerverbände nicht um eine Kleinigkeit. Jede Nebensächlichkeit aus dem Leben des großen Deutschen sammeln und besprechen sie voll Eifer, und wenn hier mit Sicherheit behauptet wird, daß Schiller dem niederträchtigsten Morde, ausgeführt von seinen „Freunden", unter Einweihung Goethes selbst anheim fiel und den grausamsten Qualen preisgegeben war durch die Art der Vergiftung, danach wie ein Verbrecher beerdigt wurde, dann schweigen sie alle, schweigen so sehr, daß eine Zeitung das Ungewöhnliche tut und die gleichen Aufsätze im Jahre darauf noch einmal veröffentlicht, um das Totschweigen zu brechen. – Euer Schweigen verrät Euch, Ihr Brr.!

Ja, sie schweigen so vortrefflich, daß, wenn ich vor drei Jahren nach Stuttgart fuhr, um mich durch die maßgebendste Persönlichkeit der Schillerforschung, durch den Mitbegründer und Leiter des Schillermuseums von Marbach, Herrn Geheimrat Dr. Otto Güntter, belehren zu lassen, ob es Anhaltspunkte für einen unnatürlichen Tod Schillers gibt, von diesem mit großer Freundlichkeit stundenlang im Museum mit vielen Einzelheiten der Dokumente vertraut gemacht werde, von ihm freundlicherweise eine ganze Anzahl wichtiger Bücher geliehen bekomme, aber von ihm gar kein Sterbenswort darüber erfahre, daß die „Sächsische Landeszeitung" in zwei Jahrgängen hintereinander die feste und sichere Behauptung eines Logenmordes an Schiller in langer Abhandlung gebracht und belegt hat. Weit mehr als die Abhandlung selbst, die sich völlig mit meinen Darstellungen deckt, beweist uns ihr Schicksal des Totgeschwiegenwerdens, auch den mit der Schillerforschung betrauten Kreisen gegenüber, die grauenvolle Tatsache des gemeinen Mordes an unserem großen Schiller und das Wissen der eingeweihten Brr. von heute um dieses Verbrechen.

Nun helfen die Ableugnungversuche nichts mehr, das merkt auch ein Teil der Presse schon. Denn während die Linkspresse diese meine Ausführungen das Buch einer „Wahnsinnigen" nennt und Lügen als „Zitate" aus ihm auftischt, darf anderweitig Schillers Mord schon ganz unbehindert als Tatsache mitgeteilt werden. So lesen wir in „Vorboten des Geistes, Schwäbische Geistesgeschichte und Christliche Zukunft" von Liz. Emil Bock, 1929 Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft, Seite 77 und folgende:

„Zuletzt schickt sich Schiller an, in seinem „Demetrius" den Gipfel seines Verkündigungswillens zu erklimmen. Als Feldherr und Armee zugleich führt er, die Erzengellandkarte vor sich, einen gewaltigen Krieg um das geistige und moralische Europa. Er ist gewillt, im Gewande der Kunst die unerhörtesten Mysterien des Moralischen offen zu verkünden, wie sie sowohl im Einzel- wie auch im Völkerschicksal walten. Da fällt ihm aus dem Unsichtbaren eine dunkle Hand ins Werk und reißt seinen Genius von der Erde weg.

Der Tod Schillers ist von dunklen Geheimnissen umlagert. Es ist denen, die ein Interesse daran haben, daß hier das Dunkel anhält, gut gelungen, die Aufmerksamkeit der Menschheit von diesen Rätseln wegzulenken. Und da Schiller schon seit Jahren mit Aufbietung der äußersten Willenskraft gegen die Krankheit angekämpft hatte, so scheint es von außen gesehen nicht weiter verwun-

derlich, daß ihn schließlich der Tod hinwegraffte.

In den letzten Zeiten ist nun wiederholt die Behauptung öffentlich erhoben worden, Schiller sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern das Opfer einer okkulten Organisation geworden, die an ihm ihre Justiz ausgeübt habe. Die Art, wie in den gemeinten Broschüren die Aufmerksamkeit auf das Rätsel des Todes Schillers gelenkt worden ist, ist vielleicht nicht gerade die dem Gegenstand entsprechende. Es paaren sich da politischer Fanatismus und historischer Dilettantismus. Und doch ist es notwendig, daß Licht in dieses Dunkel gebracht wird. . . .

Der verborgene Kampf, in den wir Schiller bei der Abfassung des Geistersehers verstrickt sahen, war nicht beigelegt. Es gab Kreise, die alles, was Schiller vor die Welt stellte, indem er das geistige Europa auf die Bühne zauberte, als Mysterienverrat betrachteten, um so mehr als man diese kosmopolitischen Mysterien zu Werkzeugen politischer Macht zu machen gedachte. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts bis in den Weltkrieg hinein ist, mag auch die Oberfläche anders scheinen, das Produkt dessen, was in okkulten Gesellschaften eingefädelt worden ist. Man weiß, daß es Landkarten von Europa gibt, die okkulte Konstellationen ausdrücken und die in Geheimorganisationen als Direktiven äußerer Politik Verwendung finden. Was Schiller aus reiner, innerer Freimaurerei verkündete, ihm stand entgegen, was aus jesuitisch verfälschter Freimaurerei in der Welt lebte."

Nun bringt dieser Licenziat die von mir längst veröffentlichten Beweise, ohne zu erwähnen, daß er sie meinem Buche entnimmt, aber die Hauptsache ist, unsere Enthüllung wird, wenn auch ohne Anführungzeichen, wiedergegeben, weil das Volk erwacht. Er führt noch aus:

„1805 starb Schiller. 1806 marschierte Napoleon in Deutschland ein. Schiller hatte als letzter den Adel des Reiches empfangen, das nun von Napoleon zertrümmert wurde. Schiller war eine große Flamme des Herzensfeuers gewesen, nicht umsonst wurde bei der Leichenschau festgestellt, daß von seinem Herzen nur gerade noch ein Stück Haut übrig war. Ein göttlicher Moralimpuls hatte durch Schiller seine Wärme in die Menschheit hineingestrahlt. Ein Jahr nach seinem Tode marschiert die imposante, aber herzlose Macht nach Mitteleuropa ein. Die innere Geschichte des 19. Jahrhunderts wäre eine andere geworden, wenn Schiller noch am Leben gewesen wäre, als Napoleon kam. Zwei gewaltige Geistestatsachen waren aufeinander gestoßen. Aber da Schiller tot war, hatte Napoleon nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich freie Bahn. Und nun mußte erst durch den allgemeinen Napoleonismus des ganzen 19. Jahrhunderts in tiefe Verschüttung geraten, was Schiller als die Aufgabe des deutschen Geistes sah, bis es durch den Anbruch eines neuen geistbewußteren Zeitalters zu neuem Leben erwachen kann."

Der Verfasser nimmt also mein Beweismaterial, leitet das Gleiche daraus ab, aber da er nicht die Geheimorden nennt, die die Untat befahlen, und überdies Christ ist, wird er keineswegs „wahnsinnig" genannt. Doch das Wesentliche ist ja nur, daß das allseitige Abstreiten nicht mehr verfängt.

Das vergriffene Buch von Karl Lebrecht Schwabe ist in Georg Kummers Verlag, Leipzig, neu erschienen. Der Verleger bat mich einen Teil dieser Schrift abdrucken zu dürfen, und heute sehen wir die Früchte dieser Tat. Die „Welt am Sonntag" vom 20. 11. 1932 und eine ganze Reihe anderer Zeitungen, die mich noch vor kurzem „wahnsinnig" schrien, bringen lange Aufsätze „Das Rätsel von Weimar", in denen sie meine Beweisführung abdrucken und angeben, Schwabe habe sie im Jahre 1852 gebracht.

Eine neue Zeit bricht an, der Mord an Schiller genügt den Deutschen vollkommen! An dem Mord an Schiller wie an dem Mord an dem Erzherzogthronfolger erkennt das Deutsche Volk das Wesen der Geheimorden und wird zu unserem Kampfe als dem einzigen Wege der Volksrettung erwachen.

Die „Kraniche des Ibikus", die die Mörder verraten, fliegen in dunklem Schwarme über dem offenen Theater, in dem das Volk die Tragödie der Gegenwart ansieht, und die Mörder des Ibikus rufen ihr verräterisches:

„Sieh' da, sieh' da Tymotheus
die Kraniche des Ibikus!"

12. Das Trauerspiel über Schillers Tod und Totengrab wird bestätigt.

Geschrieben in der zweiten Dezemberhälfte 1935.

1. Die Goethegesellschaft gibt „sämtliche Dokumente", kein Zeugnis ist zurückgehalten worden.

Wir haben uns nun noch mit dem ganz kürzlich — im November 1935 — veröffentlichten Buche „Schillers Tod und Bestattung" von Max Hecker zu befassen, das in der Inland- und Auslandspresse als die gründliche Widerlegung dieses im Jahre 1928 in erster Auflage erschienenen Buches gefeiert wird, soweit es den Frevel an Schiller behandelt.

Das Hecker'sche Buch wird nun im Gegenteil meine Beweisführung unendlich bereichern. Vieles, was ich seinerzeit nur mutmaßen konnte und deshalb noch nicht erwähnte, wird jetzt Gewißheit. Das Buch bringt ferner ganz ungewollt reiche Belehrung über eine Kampfesweise, wie wir sie bisher nur von freimaurerischer Seite kannten und eine solche Fülle unfreiwilliger Selbstwiderlegungen, daß die geruhsame Betrachtung der Einzelheiten hierdurch fast erschwert wird. Weil es sich hier um das Schicksal unseres großen unsterblichen Dichters Schiller handelt, so wurde es mir möglich, das Buch der Goethegesellschaft mit gründlicher Aufmerksamkeit auszuzeichnen, obwohl es einen Ton gegen mich anschlägt, der sonst in Dokumentensammlungen und literarischen Widerlegungen zum Glück nicht Sitte ist.

Es ist eine für die Deutschen etwas beschämende, aber auch wieder etwas humoristische Tatsache der Kulturgeschichte, die nie wieder auszulöschen sein wird, vor der wir hier stehen. Just zu der Zeit, Ende 1935, zu der ich das siebente meiner philosophischen Werke „Das Gottlied der Völker, eine Philosophie der Kulturen" veröffentlichte, ein Buch, das, ebenso wie die sechs zu ihm gehörigen, vorangegangenen aus meiner Feder, die Goethegesellschaft und gar manches, was sehr nahe zu ihr gehört, um einige Jahrhundertlein überleben wird, von ihr ein Buch veröffentlicht wird, welches auf Seite 287 und 288 die denkwürdigen Worte gegen mich anzuwenden für geboten erachtet:

> „Aber je inbrünstiger wir der Sache unseres Volkes den Sieg wünschen, umso entschiedener ist die Forderung, daß er mit reinen Waffen erfochten, daß er durch keine Unwahrheit befleckt werden möge. Und mit Unwillen müssen wir gewahren, wie blinder Übereifer das vermeintliche Rätsel um Schillers Tod und Bestattung zu einem schmählichen Werkzeug zurechtbiegt, dessengleichen die große Auseinandersetzung nicht bedarf.
>
> Schon Hermann Ahlwardt hat sich solchen beklagenswerten Mißgriffs schuldig gemacht ... Und nun ist vor einigen Jahren ein Buch erschienen: „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller. Ein Beitrag zur Deutschen Kulturgeschichte", das nicht nur, unter Berichtigung einiger Nebensächlichkeiten, die Anklage Ahlwardts im wesentlichen wiederholt, sondern zum Schlimmen das Schlimmere hinzufügend, der Mitschuld an Schillers Ermordung einen Mann bezichtigt... Goethe. Dieses furchtbare Buch ist von einer Frau geschrieben; sie trägt einen Namen, den das Vaterland noch nach einem Jahrtausend mit Stolz und Ehrfurcht als den Namen eines seiner größten Kriegs- und Siegeshelden nennen wird. Um dieses erlauchten Namens willen haben wir den Irrgängen der Verfasserin mit schweigender Trauer zugeschaut; aber längere Duldsamkeit wäre unsühnbarer Frevel an dem Heiligtum der deutschen Seele ... Wir sehen mit wachsender Sorge: immer neue Auflagen des verderblichen Buches werden auf den Markt geschleudert, immer weiter frißt das unheilvolle Gift, immer tiefer werden Geist und Herz des Volkes aufgestört und verwirrt, selbst die Gutgesinnten beginnen zu zweifeln. Nicht länger darf der Wahnsinn unwidersprochen und unangefochten auf den Gassen seine gellende Stimme erheben."

Sieben Jahre schwieg die Goethegesellschaft trotz des „Unheils", das das „verderbliche Buch" in einer Sache unseres Volkes anrichtet, nur weil ich Mathilde Ludendorff heiße; anstatt sofort zu antworten? — Sie wagt es anscheinend, mir die „reinen", „durch keine Unwahrheit befleckten" Waffen, die sie von sich fordert, abzusprechen, da

sie über „Zurechtbiegen" klagt. Wir werden ja sehen, wie von keiner „Unwahrheit befleckt" sie den Beweis hierzu in dem Buch führt. Aber damit wir gleich von Anbeginn an klar sehen, was dieses Buch als „reine" und „von keiner Unwahrheit befleckte Waffe" erachtet, und dadurch auch sofort begreifen lernen, weshalb der Verfasser und die Goethegesellschaft solche Waffen bei mir vermissen mußten, so bringen wir als ersten Auftakt der Antwort die feierliche Versicherung auf Seite 289, um dann zu sehen, wie dieselbe erfüllt wird. Wir lesen:

„Bei der Hauptversammlung des Jahres 1934 hat in der Sitzung vom 25. Mai die Goethe-Gesellschaft in Weimar durch den Mund ihres Präsidenten ihre Absicht verkündet, „eine Schrift zu veranstalten, in der nach nochmaliger genauester Prüfung der deutschen Öffentlichkeit sämtliche Dokumente zugänglich gemacht werden sollen, die den Tod und die Bestattung Schillers betreffen". Diese Schrift liegt hier vor. Wir können der Wahrheit gemäß versichern: Kein Zeugnis, von dessen Dasein wir wußten, ist zurückgehalten worden, nichts ist verheimlicht worden, selbst das Unbedeutende tritt ans Licht."

Betrachten wir nun, wie der Verfasser seine feierliche Versicherung, sämtliche Dokumente auf den 361 Seiten, von denen 284 Seiten ausschließlich den Dokumenten gewidmet sind, zu bringen, erfüllt hat.

Sein Versprechen, „selbst das Unbedeutende an das Licht treten zu lassen", hat er, wie mir dünkt, voll gehalten. Für einen Laien muß es recht schwer sein, hier die Spreu vom Weizen zu sondern. Aber dieses Versprechen, Unbedeutendes an das Licht zu ziehen, darf niemals zur Gefahr werden, das Bedeutende unter den sämtlichen Dokumenten in vollem Widerspruch mit der feierlichen Zusicherung zurückzuhalten. Nicht wahr? Man höre und staune!

1. Unter den gesamten Dokumenten stehen mit Recht die gründlichen Aufzeichnungen Karl Leberecht Schwabes und darüber hinaus das, was sein Sohn, Dr. Julius Schwabe, in seinem Buche: „Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine (1805, 1826, 1827)" schreibt. Siehe unter „Quellenprobe" S. 209.

Dieses Dokument, das ich bei meiner Beweisführung hauptsächlich verwertet habe, ist von großer Wichtigkeit. Warum aber fehlt unter der Sammlung sämtlicher Dokumente, die nichts zurückbehält, unter anderen z. B. jener Bericht, auf den sich meine Worte Seite 87 der ersten Auflage 1928 und vorstehend auf Seite 115 oben beziehen?, der bei Schwabe Seite 118, 4. Zeile von oben beginnt:

„Zu dem Entschluß, Schillers Gebeine von der Bibliothek in die Großherzogliche Familiengruft bringen zu lassen, scheint die Anwesenheit des Königs Ludwig von Baiern, im August 1827 beigetragen zu haben, der einen Anstoß darin fand, daß die ehrwürdigen Reliquien in einer ähnlichen Weise verwahrt wurden, wie man wol kostbare Münzen und andere Raritäten, nicht aber die körperlichen Überreste verehrter und geliebter Todten verwahrt."

Dieses Dokument fehlt bei Hecker. Auf Seite 358 erzählt er aber über die gleiche Angelegenheit und beweist durch seine Worte, daß ihm ein ganz anderes Dokument vorgelegen haben muß, das er nicht bringt, also auch zurückbehält, denn dort heißt es:

„In der Nacht vom 27. zum 28. August war Ludwig I. von Bayern in Weimar eingetroffen. Ergriffen hatte der König am Morgen des 29. August vor dem Haupte gestanden, das einem Könige des Geistes angehört haben sollte; wir dürfen vermuten, daß er auch vor jenes einfache Behältnis getreten ist, das die zusammengesetzten Gebeine barg. Er hatte, so wird berichtet, sein tiefstes Mißfallen nicht zurückgehalten, den Schädel zwar unter demselben Dache mit dem Körper, aber doch getrennt von ihm zu finden; ein ästhetischer und sittlicher Widerwille hatte sich in ihm empört gegen die Aufbewahrung so heiliger Reliquien an profanem Orte."

Hecker hat uns das Dokument, worauf er sich hier bezieht, auch vorenthalten, denn Schwabe berichtet nicht, daß es gerade die Aufbewahrung des Skelettes getrennt vom Schädel (entsprechend der Forderung des Aberglaubens der Brr. für die Verurteilten) war, die den König empört hatte. Hier ist also noch ein zweites Dokument zurückgehalten, von dessen Dasein der Verfasser weiß.

Doch noch weit Schlimmeres stelle ich im folgenden fest. Es werden entgegen der feierlichen „wahrheitgemäßen" Versicherung Dokumente, von deren Dasein die Goethegesellschaft und der Verfasser gewußt haben, auch dann zurückgehalten, wenn der Verfasser keineswegs zum mindesten deren Inhalt im Buche bringt.

2. Im Abschnitt 6 ist gezeigt, daß K. L. Schwabe, der sich bei Schillers Beerdigung schon so hoch verdient gemacht hatte, als er später Weimarer Bürgermeister war, Schillers Schädel heimlich und gegen den Willen der kirchlichen Behörden aus den Haufen verwester und verwesender Leichenteile des Massengrabes rettete, ehe diese alle zusammen verscharrt werden sollten. Er fand den Schädel, ließ ihn von Anatomen prüfen und setzte alle Mühe daran, den Schädel dann auf dem Friedhof würdig beerdigen zu können. Auf Seite 86 der ersten Auflage, auf Seite 114 der Auflage 44.–47. Tausend zeigte ich dann, wie Goethe nachträglich, als die Empörung der Mitwelt wuchs, ein Gedicht schrieb, in welchem er völlig unwahr behauptet, er habe im Grabgewölbe den Schädel gesucht. Dieses Gedicht steht auch in Heckers Dokumenten und ist schon zu Lebzeiten von Hochgradbruder Goethe selbst veröffentlicht worden. Ich erwähnte den Zeitungkampf, der sich im Jahre 1845, also 19 Jahre nach Schwabes Schädelfund, erhob. Er beweist, daß die Öffentlichkeit nicht nur nichts von der Wahrheit wußte, nein, durch Goethes Gedicht und durch Eckermanns unwahre Darstellung aus dem Jahre 1837 betrogen war. Das von der Goethegesellschaft so oft angeführte Buch Julius Schwabes enthält dies für die Streitfrage über das Verhalten Goethes so wichtige Dokument auf Seite 131 bis Seite 154.

Ein Anonymer hatte unter den Buchstaben J. W. F. im Janusheft 3, 1845 Seite 192 die Wahrheit über die Tatsache kurz angedeutet. Der Schreiber gab dabei Goethe die Schuld, daß im Jahre 1805 kein feierliches Leichenbegängnis für Schiller veranstaltet wurde. Nun brachte die „Allgemeine Preußische Zeitung" einen Artikel vom 10. April 1845 des Dr. E. Hallmann, der sich nicht vorstellen kann, daß all das wahr sei, besonders da er persönlich von Eckermann eine genaue Auskunft erhalten hatte. Dieser, auch heute noch für wahrhaftig gehaltene Eckermann, dessen Berichte über seine Unterredungen mit Goethe heute noch für unantastbare Wahrheit gelten, hat die völlig irreführende und vom 2. Satze an völlig unwahre Angabe gemacht (Schwabe Seite 134):

> „Der Großherzog .. habe im Jahre 1826 Goethe beauftragt, Schiller's Gebeine aus dem Grabe nehmen zu lassen. Bei der Eröffnung des Grabes habe es sich gefunden, daß die Scheidewände zwischen demselben und drei anderen anstoßenden Gräbern eingestürzt und der Inhalt der vier Gräber durcheinandergefallen war. Es seien daher die Knochenreste der vier Leichen herausgenommen worden, und Goethe habe aus denselben die Schiller'schen ausgesucht ..."

Nun folgen noch Einzelheiten, woran Goethe Schillers Schädel erkannt habe. Man vergleiche solche gehäuften Unwahrheiten mit dem Zeugnis Schwabes, von dem ich auf Seite 110 ff. berichte, auf Grund derselben Dokumente, die das Hecker'sche Buch anführen muß! Mit jenen Eckermannschen Lügen deckte sich dann freilich das unwahre Gedicht Br. Goethes! Dr. Hallmann fordert in seinem Artikel den in dem Janusheft genannten Schädelfinder Karl Leberecht Schwabe, oder, falls er nicht mehr lebe, seine Nachkommen, auf, die Tatsachen zu veröffentlichen. Am 10. Juni 1845 veröffentlicht nun Julius Schwabe in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" kurz den wahren Tatbestand und kündigt an, daß er das authentische Aktenmaterial über Schillers Begräbnis, Auffuchung des Schädels und der späteren Beisetzung usw. veröffentlichen werde. Dr. Hallmann, der sich unterdessen am 7. Mai überzeugt hatte, daß Goethe selbst das irreführende, unwahre Gedicht zu Lebzeiten veröffentlichte, schreibt an Julius Schwabe am 11. Juni 1845:

„Ich schlug nach, fand diese Angabe genau richtig, und gewann nunmehr die Überzeugung, daß Goethe von dem Verdacht, als habe er sich das Ihnen gebührende Verdienst der Hervorsuchung von Schillers Schädel beilegen wollen, gar nicht freizusprechen ist.

Die Art und Weise, wie Goethe diese Verse drucken ließ, ist sehr sonderbar. Offenbar hat er die Aufmerksamkeit des Lesers darauf lenken wollen ...

Diese Sonderbarkeiten setzen es für mich persönlich außer Zweifel, daß Goethe vorsichtig versuchen wollte, ob es ihm gelingen würde, die Mit- und Nachwelt glauben zu machen, daß von ihm die Aufsuchung der sämtlichen Schillerschen Gebeine ausgegangen und ausgeführt sei. Dreister damit hervorzutreten, durfte er nicht wagen, weil er sonst befürchten mußte, von Ihnen angegriffen zu werden ... der Zweck dieser Zeilen ist, Sie dringend zu ersuchen, in der versprochenen vollständigen Bekanntmachung der betreffenden Aktenstücke diese Tatsache nicht aus übergroßer Schonung für Goethe verschweigen zu wollen. Sie würden dadurch doppelt Unrecht handeln, einmal gegen sich selbst und zweitens gegen die Nachwelt: Denn letzterer ist nur um die reine Wahrheit, ohne irgendwelche Rücksicht der Person zu thun ... Für den Fall, daß Sie in Ihrer Bekanntmachung meines Artikels erwähnen wollen, bitte ich Sie ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich meine Meinung geändert habe, seitdem ich am 7. Mai erfahren, daß die Verse schon von Goethe selbst auf so mystische Weise veröffentlicht worden sind ...

Berlin, 11. Juni 1845. E. Hallmann, Dr."

Dieses Dokument ist eine so wesentliche Bestätigung meiner Beurteilung des Betragens des Br. Goethe und seiner Versuche, die Nachwelt über die Wahrheit seines Verhaltens bei den ungeheuerlichen Verbrechen an Schillers Gebeinen zu täuschen, daß Archivdirektor Hecker es vielleicht ungern sieht. Keineswegs aber darf er es zurückhalten, wenn er feierlich versichert, nichts zurückzuhalten, sogar die für die ganze Streitfrage unbedeutenden Dokumente zu bringen. Welch eine Irreführung der Leser, welch ein Bruch der feierlich gegebenen Zusicherung, daß nichts zurückgehalten und nichts verschwiegen wird!

Die Tatsache ist erschütternd und ich hoffe, den Leser nicht durch „Gewohnheit" abzustumpfen, wenn ich noch einige weitere Beispiele solcher Zurückhaltungen in der Hecker'schen Ausgabe „sämtlicher Dokumente" nenne.

3. Es fehlt das Dokument (siehe Seite 92*), das mir besonders wichtig war, um jene Berichte der Schmalbrüstigkeit des „tuberkulösen Schiller" zu widerlegen. Karoline v. Wolzogen, die Schwägerin Schillers, schreibt in „Schillers Leben", Seite 329:

„Zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust."

Scharffenstein spricht in seinen Erinnerungen von der

„Herausgewölbten Brust."

4. Auf gleicher Seite schrieb ich in meiner ärztlichen Untersuchung der Anamnese Schillers auch den wichtigen Ausspruch des Mediziners Schiller, der uns in die Lage setzt, seine eigenen Berichte über sein Kranksein richtig zu werten. Schiller schreibt:

„Wir Mediziner sind darin übler daran als andere, weil unsere Furcht vor Krankheit mikroskopische Augen hat, weil wir tausend Wege mehr entdecken, die die Krankheit ausfindig macht. Aber eben diese Bekanntschaft mit der Materie liefert noch ungleich mehr Gründe zu unserer Beruhigung."

Dieses Dokument fehlt unter den „sämtlichen Dokumenten".

5. Seite 93 meines Buches steht das für die ärztliche Widerlegung der apodiktisch sicheren Behauptung, Schillers Erkrankung 1791 sei schon Lungentuberkulose gewesen, so wichtige Aussage der Hausärzte Schillers, Dr. Starks und Dr. Konradi. Auch dieses Dokument fehlt unter Heckers „sämtlichen Dokumenten"!

6. Auf Seite 94 steht aus Scherr, Band 3, Seite 233: Zelter schreibt aus Berlin an Goethe:

„Der unvermutete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und starke Sensation erregt."

Das Dokument fehlt unter den „sämtlichen Dokumenten" Heckers!

*) Von jetzt ab nenne ich nur noch die Seitenzahlen dieser Auflage.

7. Auf Seite 95 führe ich zur Feststellung der einander widersprechenden Berichte über Schillers Tod die Leipziger Zeitung vom 14. Mai 1805, die also 5 Tage nach dem Tode Schillers erschienen ist, an:

„In Weimar ist am 9. May einer der ersten Schriftsteller Deutschlands, Herr Hofrat von Schiller, an den Folgen anhaltender Krämpfe mit Tode abgegangen."

Der Verfasser wußte von dem Dasein der Leipziger Zeitung, denn er bringt ja selbst einen kurzen Bericht dieser Zeitung vom 2. 10. 1826. Aber das wichtige Dokument für die ganze Streitfrage vom 14. Mai 1805 ist zurückgehalten worden!

8. Wo endlich ist das so unendlich wichtige Dokument – siehe Seite 107 –, aus dem hervorgeht, daß Goethe dicht vor seinem Tode selbst das Lügengewebe von dem todkranken Schiller zerreißt und wenigstens im kleinen geschlossenen Kreise einmal die Wahrheit zu sagen wagt. In Johannes Scherr „Schiller und seine Zeit", 3. Buch, Verlag Otto Wiegand 1859, heißt es Seite 226, daß Goethe sich den letzten Brief, den Schiller 15 Tage vor seinem Tode an ihn geschrieben hat, aufgehoben hatte. Er „pflegte in alten Tagen", wenn er diesen Brief vertraulich zeigte, zu sagen:

„Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen."

Das Dokument fehlt bei Hecker.

9. Goethe hat über Schillers Tod ebenso im Sinne des Geheimordens sich ausgesprochen wie über Mozarts Tod. Ich bringe Seite 105 diesen aus den Gesprächen mit Eckermann hervorgehenden Ausspruch. Bei Hecker fehlt entgegen seiner feierlichen Versicherung auch dieses Dokument.

10. Aus dem Reichtum zurückgehaltener Dokumente, die uns das Nachwort des Verfassers selbst verrät, möge nur noch ein Beispiel herangezogen werden. Er sagt auf Seite 317:

„Wir kennen aus den Akten die Liste der vierundsechzig Leichen, die in der Zeit von 1755 bis 1823 im Kassengewölbe beigesetzt worden sind; Schiller ist der dreiundfünfzigste Gast, den sie verzeichnet."

und auf Seite 346/347:

„Nicht einmal ein vollständiges Verzeichnis der" (in dem Massengrab Schillers stattgefundenen) „Beisetzungen war vorhanden, weder bei der Landschaft noch im Oberkonsistorium; die Führung dieser Liste war der ungelenken Hand des Totengräbers Bielke überlassen geblieben ..."

Wo ist das Dokument mit der wichtigen Totenliste? Der Verfasser weiß darum und hat es zurückgehalten. Es genügt nicht, daß er uns einen Bruchteil der Namen nennt, selbst wenn unter diesem Bruchteil 2 Brr. der Weimarer Loge sind; die Zurückhaltung ist ungeheuerlich angesichts seiner feierlichen Versicherung!

So viel an zurückgehaltenen Dokumenten, deren Dasein ich u. a. weiß, oder durch Herrn Hecker soeben erfahre! Die Versicherung, „nichts zurückzuhalten, nichts zu verheimlichen", wie treulich ist sie doch erfüllt. Wie beschloß doch die Goethegesellschaft durch den Mund ihres Präsidenten?

„Eine Schrift zu veranstalten, in der nach nochmaliger genauester Prüfung der deutschen Öffentlichkeit sämtliche Dokumente zugänglich gemacht werden sollen, die den Tod und die Bestattung Schillers betreffen."

Und was versicherte Hecker von seinem Buche?

„Diese Schrift liegt hier vor. Wir können der Wahrheit gemäß versichern: kein Zeugnis, von dessen Dasein wir wußten, ist zurückgehalten worden, nichts ist verheimlicht worden, selbst das Unbedeutende tritt ans Licht."

2. Die „reinen Waffen" und andere Ungeheuerlichkeiten.

Wir haben in dem vorangegangenen Abschnitte gesehen, in welch erschütterndem Ausmaß die Goethegesellschaft und der Verfasser, Herr Hecker, ihr feierliches Versprechen, sämtliche Dokumente zu bringen, nichts zurückzuhalten, nichts zu verheim-

lichen, nicht eingehalten haben. Betrachten wir nun zunächst weiter, ob Hecker seine Dokumente nun wenigstens unverstümmelt bringt.

Die kurzen Kalendereintragungen Schillers werden uns wichtig für die Klärung der Frage, ob er, wie die Literatur und auch Hecker selbst in seinem Nachworte immer wieder beteuern, ein Todeskandidat war, das heißt ein Mensch, dessen Tod schon lange erwartet wurde, und dem niemand mehr ein längeres Leben als höchstens noch zwei Jahre zugetraut hätte. Um die Legende zu widerlegen, ist nun nichts so geeignet, wie jene Kalendereintragungen Schillers, die uns klar bezeugen, wie dieser „totkranke Mann" lebte. Wie wenig Schiller mit seinem nahen Tode rechnete, geht allein aus der Tatsache hervor, daß er seine Eintragungen der zu erwartenden Geldeinnahmen über seinen Todestag hinaus bis einschließlich 1809 machte. Er zeigt uns damit, wie fest er sich mit dem Weiterleben verwurzelt sah. Die Kalendereintragungen erfolgten in zwei Rubriken. In der ersten stehen außer den Tagesereignissen offenbar die empfangenen Briefe und Schriftstücke, empfangene Besuche und empfangenes Geld. In der zweiten Rubrik stehen die von ihm abgesandten Briefe und Schriftstücke, Besuche, die er selbst machte, und das von ihm bezahlte Geld. Somit ist diese knappe Kalendereintraguyg zugleich ein Abriß der täglichen Ereignisse, eine Buchung des Briefwechsels und eine Abrechnung.

Ferner hat der Kalender sein Gepräge dadurch erhalten, daß Schiller, der mit Goethe die geistige Leitung des Theaters inne hatte, sich viel um die Regie bekümmerte und sehr häufig die Aufführungen besuchte, um dann durch seine Kritik die Indentantur und die Schauspieler zu fördern. So stehen denn in der ersten Rubrik des Kalenders die Theaterstücke eingetragen, die er besuchte.

Es ist nun ersichtlich, wie infolge der Eintragungen Schillers dieser Kalender daher für die ernste Frage, ob Schiller eines natürlichen Todes an Lungentuberkulose und Darmtuberkulose starb oder nicht, seine besonders hohe Bedeutung hat. Die Eintragungen von Festlichkeiten und Empfängen bei Hof und von Theaterbesuchen sprechen eine so deutliche Sprache zur Widerlegung der Legende, daß Hecker auch ohne seine Zusicherung, nichts zurückzuhalten, verpflichtet gewesen wäre, zumindest für das letzte halbe Jahr von Schillers Leben diesen Kalender völlig ungekürzt zu bringen. Hecker, der versichert hat, nichts zurückzuhalten, nichts zu verschweigen, bringt aber die Kalendereintragungen des letzten halben Jahres nicht vollständig! Ich werde das im Verlag der Cottaschen Buchhandlung 1893 in Stuttgart erschienene Buch „Schillers-Calender" des Dr. Ernst Müller zum Vergleiche heranziehen, der sich nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text der Kalendereintragungen richtet. Ich werde ihn ungekürzt bringen für dieselbe Zeit, für die Hecker in seiner Ausgabe „sämtlicher Dokumente" die Kalendereintragungen bringt, und werde diejenigen sperren, die bei Hecker zu finden sind. Alles, was also im folgenden nicht gesperrt ist, ist von Hecker zurückgehalten worden. Nachdem wir diese Zurückhaltungen betrachtet haben, werde ich dann seine Anmerkung, die solche Zurückhaltung entschuldigen soll, kritisch betrachten.

September

	Von	An
3.	Cotta mit 2 Almanachen	Goethe von Lauchstädt zurück
4.		Lolo 5 Karolin
5.		Gern hier gewesen. Körner durch Hrn. v. Richter
6.	Cotta, letzte Correctur	Cotta. Wolzogen. Gebr. Ramann bezahlt mit 59 Rthlr.
9.		War ich am Hofe
12.	52 Rthlr. von Niethammer	
14.	Seiffer aus Göttingen Karls Geburtstag	
15.	Hat das Theater wieder angefangen „Saalnixe" II. Th.	Löser 6 Ldors
17.		Fünf Karolin an L.
20.	Körner	
21.	Zimmermann aus Berlin	
22.	„Götz von Berlichingen" Niethammer nebst 8 Karolin	
24.	192 Rthlr. v. Ulmann Cotta	
25.	Niethammer	
28.		Lolo 15 Karolin.
29.	„Götz v. B." 3 erste Akte. Burgunder von Ramann, dafür schuldig 39 Rthlr. Göpferdt mit einem Schreibkalender. Besoldung erhalten mit der Zulage. Abzug für Kanzley 16 Rthler. 19. Für Almosen 2½, p. C. 10 Rthlr.	
30.	4½ Elle 11/4 breit Tuch zum Oberrock bestellt	

Oktober

	Von	An
1.	„Nathan der Weise". Kamen die russischen Fuhrleute. Ulmann mit Tuchproben.	Ulmann
2.	Habe ich vomiert. Herzfeld aus Hamburg	
3.	„Argwöhnische Liebhaber". War Louis Wolzogen mit dem Prinzen von Würtemberg hier	
4.	Lawrence aus Verdün	
6.	„Lustige Schuster"	
8.	„3 Gefangene" Cotta mit 18 Exemplaren vom Tell Velin, — mit K., — ohne 1 Herzogin Louise. — Goethe. — ich. 1 Amalie. — Körner. — Karoline. 1 Lolo. — Reinwald. Ch. M. mit K. Lolo Grieß Voß	
10.	„Je toller je besser"	

11.	Karlinchens Geburtstag Fühlte ich mich wieder besser	Körner nebst 1 Tell
13.	„Götz" 2ter Teil	
14.	Charlotte Kalb	War ich am Hofe
15.	„Lustige Schuster". Jahrmarkt	
17.	„Schachmaschine" Cotta	Rudolph Gage 6 Rthlr 12 Gr.
18.		Licent 4 Rthlr. Steuer 13 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf.
19.		Cotta. Dem Tischler 39 Rthlr. 14 Gr.
20.	„Zauberflöte". Körner	
21.		War ich am Hofe
22.	„Evelina". Cotta Wittich aus Berlin	
24.	„Johanna von Montfaucon"	
25.		Lolo 60 Rthlr. conv. Geld. Ulmann Tuch f. Oberrock 25 Rthlr. 2 Gr. Heute in Cassa übrig behalten 238 Rthlr. 20 Gr.
26.		Waare von Bredari für 43 Rthlr. 21 Gr. Ramann bezahlt mit 39 Rthlr.
27.	„Turandot"	
28.		War Cour
29.	„Der Puls". „Ariadne"	
30.	Gesellschaft bei der reg. Herzogin	
31.	„Mithridat"	Dem Schlosser bezahlt 8 Rthlr. 3 Gr. Für Holz 3 Rthlr.

November

	Von	An
3.	„Don Juan"	
4.	An den Prolog gegangen	
5.	„Corsen". Cotta	Floßholz 5 Rthlr. 16 Gr. Zimmermann 4 Rthlr. 12 Gr.
7.	„Pagenstreiche". Cotta	½ Klftr. Holz vom Bauer 4 Rthlr. ½ Wagen Stöcke 2 Rthlr.
8.	„Die Jgfr. v. O." Prolog fertig	
9.	„Je toller je besser". Einzug der Erbprinzessin. Präsentation	
10.	„Wall. Lager" „So machen sie's in der Comödie". Nachtmusik	
11.		Cour
12.	„Vorspiel" und „Mithrid"*) Feuerwerk	
13.	Hofball. War Göschen hier	Lolo 14½ Thaler
14.	„Wall. Lager". „Beide Billets"	
15.	Ball bei Graf Reuß	
16.	Auf der Redoute gewesen	
17.	„Jgfr. v. Orl."	
18.	War ich am Hofe	
19.	„Pagenstreiche"	
20.	„Wasserträger". Crusius Für Cottas Rechnung 520 Rthlr. erhalten	
21.		Lolo 12 Karolin. Rest in Cassa 360 Rthlr. 15 Gr. Cotta
22.	Weinhändler Gerth aus Frankfurt a. M.	Crusius. Körner, Göschen, Rochlitz, Lolos Geburtstag
24.	„Scherz und Ernst". „Järi und Bätely"	
26.	„Hausfrieden"	Göschen. Wittich
28.	„Argwöhn. Liebhaber"	

*) Hier steht bei Hecker „Huldigung der Künste".

December

	Von	An
1.	„Tell"	Hatte ich in Cassa 316 Rthlr.
3.	„Geschwister". „Elbondocani" Zimmermann	
4.	Göschen. Körner	
5.	„Stille Wasser"	Für Holz 13 Rthlr. 8 Gr. Für 3 Paar wollene Strümpfe 7 Rthlr. 12 Gr.
8.	„Götz v. Berlichingen"	
10.	„Reise nach der Stadt"	Göschen. Rochlitz. Körner mit dem Vorspiel
12.	„Mädchen von Surina"	
13.	Cotta	Crusius. Habe Bredari bezahlt
14.		Cotta nebst Vorspiel
15.	„Wasserträger" Von Bremen 40 Boutl. Portwein, 10 Boutl. Malaga, dafür Fracht bezahlt 5 Rthlr. 12 gute Groschen	Elkan 29 Rthlr. 6 Gr. für Waaren
16.		War ich am Hofe. Lolo 12 Karolin
17.	„Hagestolzen". An Phädra gegangen	
18.	Göschen. Sophie Brentano	
19.	„Nathan"	
20.	Besoldung erhalten	Lolo 170 Rthlr. sächsisch. Ulmann für Leinwand 17 Rthlr. 22 Gr. Interessen für 192 Rthlr. = 3.6.
21.	Körner. Buchhändler aus Köln	
22.	„Elbondocani". „Barmherzige Brüder"	½ Klf. Holz vom Bauer 4 Rthlr.
24.		Cotta. Göschen
25.	„Portrait der Mutter"	
26.	„Hussiten"	
28.	Fischenich	**)

Januar 1805

	Von	An
1.		Neujahrsgelder: Dennstädt 1 Ldors, Müller, Friseur 3 Rthlr. 16 Gr. Gernhardt 1 Rthlr.
2.	„Lustige Schuster"	
3.		Abends zu Thee bei der Großfürstin
4.	Göschen mit Journal der Frauen. Rochlitz	Abends zu Thee bei der Herz. Louise
5.	„Evelina"	1 Klf. Buchenholz vom Bauer à 8 Rthlr. 12 Gr.
6.		Am Hofe
7.	„Wildfang"	Iffland durch Oels Cotta 4 Bogen des Carlos
8.		1 kleiner Wagen Stöcke 2 Rthlr. 12 Gr. 1 Klftr. ½ weich ½ hart Holz vom Bauer 7 Rthlr. 12 Gr.
9.	„Ariadne". „Jurist und Bauer"	War ich Abends bei der Herzogin Mutter
12.	„Deserteur". Mad. Unger aus Berlin	1 Karren Holz à 2 Rthlr. 12 Gr.
13.		Am Hofe
14.	„Amerikaner"	Wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen

**) Nun folgen die Nach- und Vorrechnungen für die Jahre 1802 bis 1809. Sie schließen ab mit dem Kostenvoranschlag. Es folgt nun eine Aufstellung der nötigen Wäsche- und Bekleidungstücke.

16.	„Mitschuldigen" „Bürgergeneral"	1 Klftr. ½ hartes ½ weiches à 7 Rthlr. 12 Gr.
18.	Heute ist Haarbaur von Berlin durchgekommen. Habe ich die Schreibmaterialien erhalten von Kirms	An Cotta bis zum 14ten Bogen Carlos
19.	„J. Aurore"	
20.		Heute Leseprobe von der Phädra
21.	„Kleinstädter, deutsche". 34 Rthlr. von Görner aus Jena. Aus Herrnhut. Crusius	Görner. Körner
23.	„Versöhnung"	
24.	Salzmann in Jena	Rochlitz. Crusius
25.		Wolzogens bezahlt 51 Rthlr. 17 Gr.
26.	„Je toller je besser" Becker aus Dresden	1 Wagen Eichenholz 8 Rthlr.
28.	Cotta	
29.	Körner	Ball bei der Herzogin Mutter
30.	Iffland durch Oels. „Phädra"	Bredari wurde ich schuldig für 2 Westen 4 Rthlr. 12 Gr., für 1 P. Handschuh 12 Gr.

Februar

	Von	An
2.	„Frohsinn und Schwärmerei". „Der Selbstgefällige"	1 Klft. Eichenholz 7 Rthlr. 15 Gr.
3.		Am Hofe. Carolinens Geburtstag
4.	„Aussteuer"	
6.	„Barmherzige Brüder" „Mitschuldige"	
7.		An Schnorr
9.	„Don Juan"	Hatte ich in der Nacht den Fieberanfall
11.	„Wall. Lager". „So machen sie's in der Comödie" Rochlitz. Cotta	Fieberanfall in der Nacht. Cotta. Becker. Crusius
13.	„Lorenz Stark"	
16.	„Camilla". „La Glace von Cotta"	Geburtstag der Großfürstin. Sonderhausische Belehnung
18.	„Phädra". Schnorr	
20.	„Revanche". „Hausverkauf"	
23.	„Soliman II."	
25.	„Tancred"	Göschen. Cotta. Iffland mit Phädra. Brentano. Rthlr. An Paulus für Bücher 70 Von Niethammer baar 104 Von Görner 34 Für 1 Eim. Wein 32 240 Davon abgezogen 195 was Cotta bezahlt 45
26.	Abt Vogler aus Wien. Levi aus Berlin	
27.	„Höhen"	
28.		Cotta

März

	Von	An
1.	Körner	
2.	„Iphigenia", Oper	

4.	„Beschämte Eifersucht" Aus Halle	
6.	„Laune der Verliebten". „Jüngers Entführung"	
7.		An Körner
8.		Zum Tee bei der reg. Herzogin
9	„Tell"	
10.		Am Hofe
11.	„Heautontimorumenos"	
12.	Göschen	Mittags bei der Herzogin Mutter
13.	„Menschenhaß und Reue"	
15.		Abends bei der Großfürstin
16	„Titus"	
17.		Am Hofe gewesen
18.	„Schwarze Mann". „Zurückkunft des Fürsten"	
19.	Zapf. Cotta	Ein Eimer Würzburger Wein von Zapf, wofür noch 20 Rthlr. restire
20.	„Puls". „Adolph und Klara"	
23	„Regulus". Wesselhöft	
24.		Am Hofe
25.	„Selbstbeherrschung"	Louise. Reinwalds. Göschen
27.	„Jphigenia", Oper	
28.	Göschen. Mad. Spazier	
29.	F. v. Bechtolsheim	
30.	„Oberon"	
31.		Am Hofe

April

	Von	An
1.	„Geschwister". „Dorfbabier. Reinwaldin	
3.	„Versuchung". „Savojarden". Frommann	Frommann. Paulus nebst 45 Rthlr. Niethammer
5.		Humboldt, Reinhard, Graß } nach Rom durch Herda
6.	„Je toller je besser"	
12.		An den Erzkanzler nebst Vorspiel und Phädra
14.		Am Hofe
15.	Hempel Buchhändler „Bayard"	Stein in Breslau. Iffland (durch Cordeman)
16.	Griesbachin	
17.	„Scherz und Ernst" „Geschwister"	
18.	Grimm von Heidelberg	
20.	„Schatzgräber". „Die Versuchung"	
21.		Am Hofe
22.	„Beschämte Eifersucht"	Körner durch Ehlers Ist Chère Mère gekommen
24.	„Schatzgräber". „Wiederkunft d. F."	An die Grießbachin
25.		Körner. Göschen
27.	„Laune der Verliebten". „Mißverständnis" Oper. Göpferdt.	
28.		Am Hofe
29.	„Klara von Hoheneichen" Postverw. Schubert aus Bremen	

Wir sehen wie viel Herr Hecker seiner Versicherung entgegen hier zurückhält! Wir verstehen aber auch, wie wichtig das für seine Beweisführung ist. Denn, wenn wir die Kalendereintragungen Schillers im April und den Sektionbefund Dr. Huschkes vom 10. Mai nebeneinander halten, so ist der letztere allein hierdurch schon für jeden Arzt als ungeheurer Trug erwiesen. Im letzten Monate vor dem Tode soll Schiller mit einem „verfaulten" und einem vereiterten Lungenflügel und mit einem Herzen, das „keine Muskelfaser" hatte, 12mal im Theater und 3mal bei Hofe gewesen sein!

Wie will nun Hecker seine Verstümmelung der Kalendereintragungen erklären? Seite 14 in der Anmerkung 1, 6. Zeile von unten schreibt er:

„Die zahlreichen Eintragungen von Theaterstücken im Kalender deuten schwerlich auf Theaterbesuche hin, das ergibt sich schon daraus, daß sie sehr oft mit den wirklich gespielten Stücken nicht übereinstimmen: sie sind daher unberücksichtigt geblieben. Nur bei der Aufführung eigener Stücke wird Schiller nicht gefehlt haben: diese Vermerke sind aufgenommen worden."

Das ist eine merkwürdige Anmerkung! Dr. Ernst Müller sagt in seinem Vorwort zu Schillers Kalender (siehe Seite XI):

„Die Aufführungszeit der von Schiller notierten Theaterstücke ist genau mit Burkhardt, „Repertoir des Weimarischen Theaterß", verglichen."

Umso mehr wäre es uns wichtig gewesen, wenn sich Hecker nicht mit dem unbestimmten „sehr oft" begnügt, sondern die Tage und Stücke angegeben hätte, an denen die Stücke nicht mit dem Spielplane übereinstimmen sollen. Wir hätten dann unsererseits seine Angaben überprüfen können! Aber wollte er das nicht, so mußte er zum mindesten alle mit seinen Repertoirdokumenten übereinstimmenden Theaterstücke bringen, die Schiller angab! Was nun gar seine Behauptung bedeuten soll, daß Schiller seine eigenen Stücke sicherer besucht habe als andere, so rechnet er wohl hier mit völliger Unkenntnis des Lesers mit Schillers geistiger Leitung des Theaters, seiner Überwachung der Regie, seiner Kritik an den Schauspielern. Aber er hat das in seinem Buche förmlich chronisch zu nennende Mißgeschick, daß er sich selbst entweder durch Dokumente oder sogar durch eigene Mitteilungen widerlegt. Den letzten Theaterbesuch 8 Tage vor seinem Tode, am 1. Mai 1805, hat Schiller nicht mehr in den Kalender eingetragen und gerade dieser Besuch wenige Tage vor seinem Tode galt nicht einem eigenen Stücke. Hecker teilt das auch seinen Lesern an anderer Stelle mit! Seite 8 Anmerkung 1 lesen wir:

„Das ist doch wohl derselbe Abend gewesen, an dem Schiller und Goethe sich zum letzten Male gesehen haben (siehe S. 13). Das Stück des Hamburger Schauspielers, Theaterleiters und Schauspieldichters Friedrich Ludwig Schröder hieß: ‚Die unglückliche Ehe aus Delikatesse'".

8 Tage vor seinem Tode hat Schiller das Theaterstück eines Anderen besucht und vorher nur seine eigenen?

Die Zurückhaltung der Theatereintragungen ist ein umso größeres Unrecht, als sie noch dicht vor dem Tode so zahlreich sind und die Legende, die Hecker vertritt, völlig widerlegen. Die Versicherung aber, nichts zurückzuhalten, läßt jeden Leser bestimmt glauben, in dem Buche wirklich auch alles zu hören!

Das wichtige Dokument wird also von Hecker verstümmelt und eine Anmerkung macht den vergeblichen Versuch, hierfür eine Rechtfertigung zu geben!

Hiermit wären wir zu der Rolle der Hecker'schen Anmerkungen zu den Dokumenten und jener der eckigen Klammern, die der Verfasser innerhalb der Dokumente vornimmt, gekommen. Wir greifen ein lehrreiches Beispiel heraus. Es liegt dem Verfasser, wie sein Nachwort beweist, sehr am Herzen, die „Legende" vom billigen Sarg aus Tannenholz, in den Schiller gelegt wurde, zu widerlegen. Hierfür bringt er nun drei Zeugenaussagen, und zwar ein Zeugnis des Dieners Schillers, Rudolph, der den Schiller-Sarg gesehen hat, und zwei des Tischlers Engelmann, der den Sarg von

Schiller gemacht hat.

Das erste Dokument, die Aussage Rudolphs, bringt der Verfasser einmal unter den Dokumenten und einmal im Nachwort, aber unter den Dokumenten auf Seite 102 steht es ohne eckige Klammer, im Nachwort auf Seite 300 mit einer eckigen Klammer, die also vom Verfasser selbst eingesetzt worden ist. Im übrigen stimmen beide Wiedergaben im Wortlaute, nicht in den Satzzeichen, voll überein. Wir bringen zunächst die Aussage mit der eckigen Klammer (S. 300):

„Wie ich nicht anders weiß, so war der v. Schillersche Sarg vom eichenen Holze und mit eisernen Handhaben, auch glaube ich, daß auf dem Sarg ein kleines Schild befindlich sein muß. Doch will und kann ich diese meine Angabe [hinsichtlich des Schildes] keineswegs verbürgen."

Was ist das? Nach „muß" steht hier ein Punkt und auf Seite 102 steht nach „muß" ein Semikolon. In beiden Fällen beweist die Interpunktion, erst recht aber beweist es der Text, daß diese Klammer völlig irreführt! Wenn Rudolph seine Einschränkung der Aussage nur auf das Schild hätte beziehen wollen, so hätte er ganz anders sprechen müssen; etwa: „Doch will und kann ich meine Angabe das Schild betreffend keineswegs verbürgen." Oder: „Ich kann die ganze Angabe verbürgen, nur hinsichtlich des Schildes bin ich nicht sicher." Diese Klammer ist also ganz ungeheuerlich. Die Leser, und deren wird es viele geben, die nicht darauf achten, daß dieser Zusatz nicht von Rudolph selbst stammt, und die auch nicht 200 Seiten nach vorne blättern, um mit dem Dokument zu vergleichen, werden verlockt, sich der unhaltbaren Auffassung des Verfassers anzuschließen! —

Dem Bekenntnis des Dieners Rudolph, daß er sich nicht dafür verbürgen könne, daß es ein Sarg von eichenem Holze mit eisernen Handhaben und Schild war, stehen die Aussagen des Tischlermeisters Engelmann gegenüber, der den Sarg gemacht hat. Auf Seite 109 steht geschrieben:

„Meister Engelmann besah genau alle heraufgezogenen 6 Särge sowohl als die noch in der Gruft stehenden beiden Särge an der Morgen- und Mittagsseite, erklärte aber, daß er keinen derselben als von ihm gefertigt anerkennen könne. Es sei richtig, daß er Schillers Sarg gefertigt; er habe die Leiche auch selbst mit eingelegt. Die Beerdigung habe, wie er sich sehr deutlich und klar erinnert, sehr schnell geschehen müssen, weil die Leiche sehr übergegangen gewesen, und alles sei mit möglichster Kostenersparnis geschehen, darum er auch einen sehr einfachen Sarg fertigen müssen, auf welchen seines Wissens nicht einmal ein Schild gekommen sein würde.[1]*) Ein solcher einfacher Sarg daure aber auch in einem Gewölbe wie diesem, wo so sehr die Fäulnis herrsche und aller Luftzug fehle, nicht sehr lange. K. Schwabe."

Ein zweites Dokument über die Aussage des Tischlermeisters Engelmann steht in dem Hecker'schen Buche auf Seite 111:

„49. Bericht des Oberkonsistorialsekretärs Hetzer an das Oberkonsistorium vom 11. April 1826 . .
Auf geschehene Nachfrage erhielt ich die Auskunft, daß der Tischlermeister Bezirksvorsteher Engelmann, den v. Schiller'schen Sarg gefertigt habe.

Die Ergebnisse der mit ihm genommenen Rücksprache sind folgende.

Er erinnere sich noch recht gut, daß er den v. Schillerschen Sarg gefertigt habe, jedoch wisse er nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben, ob es ein Sarg von [Eichen-] Bohlen oder [Tannen-] Brettern gewesen sei. Er glaube jedoch, daß es ein Brettersarg gewesen, da die Beerdigung wegen des Übergehens der Leiche sehr beschleunigt worden und bei dem Begräbnis überhaupt die größte Kostenersparnis habe vorwalten sollen."

Hier haben wir wieder einmal eckige Klammern. Engelmann macht zur gleichen Zeit, wie die Dokumente erweisen, auch seine sehr klaren und sicheren Angaben über den Sarg, der mit möglichster Kostenersparnis schnell angefertigt werden mußte, K. L. Schwabe gegenüber. Die Aussage des Oberkonsistorialsekretärs Hetzer zeigt, daß er sich nur an eines nicht klar erinnert, ob es Bohlen oder Bretter waren, die er verwendete. Die eckigen Klammern aber behaupten, er habe gesagt, er erinnert sich nicht, ob es Eichenbohlen oder Tannenbretter waren. Ein Fachmann belehrt mich, daß Bretter

*) Diese Anmerkung von Hecker wird weiter unten behandelt. M. L.

eine Stärke bis zu 27 mm, Bohlen eine solche von 27 – 48 mm haben, aber die Bezeichnung mit der Holzart nichts zu tun hat. Im Großen Brockhaus 1929 steht 3. Band S. 103:

„Bohlen, starkkantiges Schnittholz."

Also er weiß nicht, ob es starkkantiges Schnittholz oder Bretter waren und die eckige Klammer möchte den Leser verlocken, zu glauben, Engelmann wüßte nicht, ob es Eichenholz oder Tannenholz war. Hätten die Worte „Bohlen" und „Bretter„ wirklich solchen Sinn, dann freilich wäre Engelmanns Angabe, dem Oberkonsistorialsekretär Hetzer gegenüber, der Angabe des Dieners Rudolph, der sich nicht mehr verbürgen kann für seine Aussage, daß der Sarg aus Eichenholz war, etwas ähnlicher!!

Das sind allerdings „reine Waffen" im Gefecht um den Sieg. Wir wissen nicht, ob der Verfasser selbst sie diesmal auch führt oder, was uns sehr interessant wäre, ob schon im Jahre 1826 der Oberkonsistorialsekretär Hetzer die gleiche Neigung zu solch seltsamen eckigen Klammern hatte!

Museumdirektor Hecker ahnt vielleicht, daß trotz solcher eckigen Klammern das Zeugnis des Schreiners selbst, der den Sarg angefertigt hat, nicht ganz entkräftet ist. Er scheint zu ahnen, daß sich der Fechter an diesen eckigen Klammern doch nicht bei seiner Behauptung mit Erfolg klammern könnte, und so stützt er seine Beweisführung zunächst noch durch eine Anmerkung. Bei dem Dokument der Seite 109, der ersten Aussage Meister Engelmanns, die so ganz eingehend und sicher lautet (s. o.) steht nach dem Wort „würde" eine 1 und zu dieser 1 finden wir die Anmerkung 1; sie lautet:

„Des Tischlermeisters Engelmann Aussage (s. dagegen Rudolphs Aussage Seite 102) ist unrichtig gewesen; von ihr hat die Legende vom Armenbegräbnis Schillers recht eigentlich ihren Ursprung genommen."

Das ist allerhand! – Heckers Buch hat zwei Teile. Der erste ist die Sammlung der Dokumente, der zweite „Nachwort" genannt, enthält die subjektive Bewertung dieser Dokumente durch ihn und die Schlußfolgerungen aus den Dokumenten, die er zieht. Diese Anmerkung hätte also umso weniger in der Dokumentensammlung schon stehen dürfen, als er in seinem „Nachwort" ganz besonders eingehend die Sargfrage und diese Aussagen der Zeugen Engelmann und Rudolph behandelt und bewertet! Aber freilich, der Leser tritt dann nicht unbeeinflußt von Hecker an den zweiten Teil!

Doch der Verfasser fühlt selbst, daß er im „Nachwort" noch kräftig nachhelfen muß, wenn das Schwierige erreicht werden soll, daß der Leser seine Denkkraft völlig einbüßt und die selbst bezeugte Unsicherheit Rudolphs für sicherer hält, als die zweimal bezeugte Sicherheit des Schreiners, der es an sich schon wissen muß, weil er den Sarg gemacht hat. So soll denn das Nachwort vollenden, was die übrigen Bemühungen begannen. Ich will diesen einen Blick in die Werkstatt des Kunstbaues dieses Baumeisters voll geben.

Die Klammer verwandelt den Inhalt des Dokumentes im Sinne des Zieles, die Klammer wird von einer Anmerkung an anderer Stelle gestützt, die das gewünschte Urteil als Tatsache aufsuggeriert, und dieser Kunstbau wird dann noch durch einen selbständig gebauten Stützpfeiler gesichert. Der Leser mag beurteilen, ob solcher Bau halten kann, wenn er nun hört, was das „Nachwort" gibt. Auf Seite 300 steht kurz vor der Rudolph'schen Aussage mit der ominösen eckigen Klammer zu lesen:

„und auf Tischlermeister Engelmann gehen alle die schaurigen Schilderungen zurück, die einander in der Ausmalung der Dürftigkeit, Erbärmlichkeit, Würdelosigkeit des Sarges überbieten. Aber Engelmann ist ein sehr unzuverlässiger Zeuge, obgleich er 1826 erst 55 Jahre alt ist (am 22. April 1833 ist er gestorben, 62 Jahre und 7 Monate alt); Schillers einstiger Diener, der wackere Registrator Rudolph, hat ein treueres Gedächtnis."

Ich bin völlig geschlagen, besonders weil der Verfasser den seltsamen Beweis der Un-

zuverlässigkeit des wackeren Tischlermeisters und Bezirksvorstehers Engelmann aus dem Lebensalter auch noch einschränkt: der Zeuge ist unzuverlässig, „obgleich" er erst 55 Jahre alt ist! Da muß ich nun aber zwei dringliche Fragen an den Verfasser stellen, denn ich hatte in meinem wichtigeren späteren Teil der Antwort, bei meiner Verwertung der Dokumente für meinen Beweis vor, auch einzelne Aussagen von ihm, dem Museumsdirektor des Goethearchivs zu bringen, die er nicht durch Dokumente belegt hat. Das kann ich jetzt eigentlich nur, wenn mir Herr Hecker mitteilen läßt, ob man nach dem 55. Lebensjahr wirklich unzuverlässiger wird und ob man vor dem 55. Jahr rückläufig bis zum 1. Jahr zuverlässiger war. Die zweite Frage, die ich stellen muß, ist dann noch, wie alt ist er selbst, und in welchem Monat wurde er geboren? —

Doch kehren wir nun zur Dokumentenbehandlung und zu sehr Ernstem zurück. Wir betrachten noch einen zweiten Fall einer seltsamen Anmerkung. Auf Seite 32 ff. der Dokumente des Herrn Hecker steht der Brief vom 19. Mai 1805 des Br. Huschke, der Schiller in den letzten Tagen vor dem Tode behandelte, an Br. Herzog Karl August über Krankheit, Tod und Sektion Schillers. Auf Seite 33 lesen wir den Bericht über den 8. Mai, also den Tag vor Schillers Tod. Da heißt es:

„Er bekam China mit Senega vormittags und nachmittags Serpentaria[1]) und zwei Senfzüge auf die Waden."

Zu 1 steht als Anmerkung: „Aristolochia serpentaria, Virginische Schlangenwurzel."

Diese Anmerkung ist eine Ungeheuerlichkeit. Eine Anmerkung unter einem Dokument, die der Verfasser selbst setzt, darf nicht den Inhalt des Dokumentes abbiegen, d. h. in eine Richtung festlegen, die das Dokument selbst nicht gibt. Br. Huschke schreibt an Br. Karl August „Serpentaria", nichts weiter. Der Apotheker Julius Hoffmann von Weimar gab für den 36. Rechenschaftbericht des Schwäbischen Schillervereins 1931/32 Auskunft über alle Medikamente, die Dr. Huschke in seinem Briefe nennt und gibt für „Serpentaria" an, daß es sich um „Radix serpentariae" von „Aristolochia serpentaria" der virginischen Schlangenwurzel gehandelt habe.

Also 3 Jahre nach Erscheinen des „Der ungesühnte Frevel" wird sich über diese Mittel bei einem Apotheker erkundigt, und 1935 erscheint schon die Auskunft des Apothekers in dem Buche der Goethe-Gesellschaft wie eine Tatsache! Herr Hecker findet nur nötig, die Auskunft des Apothekers für das eine Medikament zu geben, für „Serpentaria"; das ist sehr interessant!

Das Buch des Direktors Hecker will doch die These widerlegen, die von dem Arzt Dr. med. Mathilde Ludendorff, der überdies im Gegensatz zu ihm die Ziele und Wege der Geheimorden gründlich kennt, aufgestellt ist, daß Schiller, wie sein Begräbnis und das Schicksal der Gebeine mit Sicherheit erweisen, das Opfer eines Mordurteils des Geheimordens geworden ist. Sie nimmt eine Vergiftung in einzelnen Schüben zwecks Vortäuschung eines Krankenlagers nach den Dokumenten als das Wahrscheinlichste an. Will Archivdirektor Hecker sie widerlegen, so darf er die Urkunde nicht im Sinne seiner These abbiegen, sondern er muß sie gefälligst ganz so lassen wie sie ist, wie er das bei den anderen harmlosen Medikamenten auch tut. Es steht „Serpentaria" da, zu Deutsch: Schlangenwurz. Es gibt 12 Arten von Schlangenwurz, darunter ist eine, die für die These des Herrn Hecker, Schiller sei eines natürlichen Todes gestorben, verwertbar ist und es sind unter den 12 Schlangenwurzarten einige, die meiner These entsprechen, unter diesen habe ich die Wahl! Will also Archivdirektor Hecker ein Dokument nicht umbiegen, nicht vergewaltigen, ihm nicht einen Inhalt andichten, der seiner These willkommen ist, will er mit „reinen Waffen" gegen meine Thesen fechten, so muß er entweder jede Anmerkung unterlassen oder in dieser

Anmerkung muß stehen: Es gibt 12 Arten Schlangenwurz. Es kann sich hier, wie der Apotheker Julius Hoffmann 1931/32 mitgeteilt hat, um „Aristolochia" handeln, die früher medizinisch verwertet wurde, oder, wenn nicht meine Überzeugung sondern die des Gegners, den ich widerlegen will, recht hat, auch um Cicuta, das ist Wasserschierling.

Das wäre ein Kampf mit „reinen Waffen". Er aber wäre verheerend für die Brr. des Geheimordens. Auf Seite 60 dieses Buches steht der Wortlaut jenes denkwürdigen Drohbriefes des Br. Zinnendorf an Lessing, in dem er ihn ermahnt, zu tun, was der Orden der Freimaurer von ihm mit Zuversicht erwartet, ein „Sokrates zu werden", aber, so fährt er fort,

„dem widrigen Schicksale auf die eine oder andere Art zu entgehen, welches leider seine Tage verkürzte, müssen Sie den Zirkel nicht überschreiten, den Ihnen die Freymaurerei jedesmahls vorzeichnet ..."

Das Todesurteil über Sokrates lautete: Vergiftung mit Schierling. Der Br. Dr. Huschke schreibt an Br. Karl August, daß er am 8. Mai Schiller „Serpentaria" gegeben habe. Es besteht sehr wohl die Möglichkeit, und wenn alle weiteren Indizien hinzugefügt werden, sogar eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß Schierling die Schlangenwurzart ist, um die es sich hier gehandelt hat und die verabreicht wurde, um einen weiteren Schub der Vergiftung zu tätigen. Ich komme hierauf zurück. — Diese Beispiele bezüglich Dokumentbehandlung mögen genügen.

Nun ein Blick auf die „reinen Waffen", die dann angewendet werden, wenn es nicht nur gilt, die eigene These zu sichern, sondern die des Gegners zu widerlegen. Sie sind ebenso ungeheuerlich.

Mein Nachweis, daß Schiller ein Opfer eines Geheimurteils wurde, umfaßt 10 Abschnitte, die alle sehr wichtig sind, damit keine Lücken in der Kette der Beweisführungen bleiben. In den Neuauflagen dieses Buches habe ich, was mir über das Schicksal Luthers, Lessings, Mozarts und Schillers neu mitgeteilt wurde, gebracht. Wenn ich mich ganz auf den Boden des Angegebenen stellen konnte, habe ich die neuen Dokumente in diesen späteren Auflagen in die Abschnitte hineingearbeitet. Überzeugten mich aber die Angaben selbst nicht genügend, so gab ich sie in einem besonderen Abschnitt. Es entstand so für meinen Indizienbeweis des Logenmords an Schiller ein neuer Abschnitt, in dem drei Schriften genannt werden. Er lautet: Der Logenmord an Schiller ist „Tatsache". Schon durch die Anführungzeichen bei dem Wort „Tatsache" ist deutlich sichtbar, daß ich hier keineswegs meine Beweisführung bringe. Ich sage auch, ehe ich sie bringe (siehe S. 134 in der Auflage 1933, S. 119 in dieser Auflage 1936):

„trotz dieser Überfülle von Beweismaterial hatte ich nicht so apodiktisch von dem Mord gesprochen, wie diese Zeitung" (gemeint ist die Sächsische Landeszeitung 1910, Folge 3, 4, 5, 6 und dasselbe wiederholt im Jahrgang 1911: „Schillers Ende".)"

Ebenso sagte ich ausdrücklich auf der folgenden Seite:

„Nur weil ich es mir zur Pflicht gemacht hatte, nicht mehr als die nackten, von mir selbst gefundenen Quellenstellen wiederzugeben, habe ich die dringenden Verdachtmomente gegen Heinrich Voß, gegen die Einladung bei Hof ... meinen Verdacht der vollen Mitwisserschaft Goethes über die Tatsache der Vergiftung auf Logenbefehl, alle nicht erwähnt, und nun sehe ich alles in diesen Aufsätzen als Tatsache veröffentlicht."

Und was tut die Goethegesellschaft, die mit „reinen Waffen" durch Museumdirektor Hecker den Sieg über mich erfechten will? Sie ficht gegen die These, daß Voß der Mörder sei usw., daß Goethe mit schuld an dem Mord sei, verheimlicht völlig, daß nicht ich, sondern die „Sächsische Landeszeitung" diese apodiktischen Meldungen bringt, und daß meine Beweisführung in 10 Abschnitten vorher gegeben und abgeschlossen ist. Sie ist von Hecker keineswegs widerlegt worden. Auf Seite 329 sagt Hecker:

„Wir fordern stärkere Beweise für Goethes Schuld, als es oberflächlich-allgemeine Betrachtungen sind. Und sie sollen uns geliefert werden! Aus tiefsten Niederungen werden sie heraufgeholt.[1])

[1]) Wir berichten das Folgende nach dem Buche: Der ungesühnte Frevel, Ausgabe von 1933, Seite 134—143."

Der Leser des Heckerschen Buches muß hier glauben, es stünden auf diesen genannten Seiten des Abschnittes 11 meine eigenen Beweisführungen über Goethes Verhalten!

Und nun folgt die Erzählung einzelner Teile der „Sächsischen Landeszeitung" mit kritischen Erläuterungen. Nachdem Hecker also so die „Sächsische Landeszeitung" in jenen Zeilen wiedergegeben und kritisiert hat, fährt er auf Seite 332 ff. fort:

„Eine Schauergeschichte untersten Grades, die den Stempel frecher Erfindung an schmutziger Stirne trägt, eine Schundnovelle, aus entarteter Phantasie herausgeboren ... Und dieses schmähliche Machwerk ... soll uns als zuverlässiger Bericht gelten, als maßgebliche Enthüllung der wirklichen Vorgänge. Diese Sudelei, aufgebaut auf bewußter Unwahrhaftigkeit, soll die Schuld Goethes erhärten!"

Ich sehe einmal davon ab, daß ich sehr triftige Anhaltspunkte dafür erhielt, weshalb die Aufsatzfolge in der „Sächsischen Landeszeitung" von dem Jahre 1910 vor ihrer Wiederholung im Jahre 1911 keineswegs beantwortet wurde, die betreffenden Kulturgesellschaften keineswegs gegen diese „Sudelei" eingeschritten waren. Ich hatte Anhaltspunkte dafür in das Haus gebracht bekommen, daß dieser „Sudelei" Geheimwissen der Logen zugrunde lag, und deshalb sagte ich auch an einer Stelle, daß es sich hier wohl um einen wissenden Br. handle. Ich habe aber absichtlich, wie oben gesagt, meine Beweisführung niemals aus diesen Mitteilungen geschöpft und mich nicht mit ihnen identifiziert. Wie lehrreich wurde es, daß ich auf Anregungen hin diesen Abschnitt 11 meinem Buche anfügte, denn niemals hätte wohl sonst die Goethegesellschaft ihre „reinen Waffen" so deutlich vor allem Volk, ja, den Völkern der Erde gezeigt! Der Leser des Buches der Goethegesellschaft muß bei dieser Darstellung völlig hinters Licht geführt werden. Er muß glauben, ich hätte meinen Beweisführungen die Mitteilungen der „Sächsischen Landeszeitung" zugrunde gelegt und hätte mich voll auf ihren Boden gestellt. Warum zitiert denn der Museumdirektor Hecker des Goethemuseums nicht aus der „Sächsischen Landeszeitung" selbst, die ihm zur Verfügung steht? Er sagt ferner auf Seite 295:

„Man behauptet, und man behauptet mit „Sicherheit", „daß Schiller dem niederträchtigsten Morde, ausgeführt von seinen ‚Freunden', unter Einweihung Goethes selbst, anheimfiel und den grausamsten Qualen preisgegeben war durch die Art der Vergiftung."[3]) Wer sind diese ‚Freunde'? Heinrich Voß und der Weimarsche Hof."[4])

[3]) Der ungesühnte Frevel, 1933, Seite 143.

[4]) Ebenda S. 134—145."

An den betreffenden Stellen meines Buches steht nun aber:

„Noch weit wesentlicher aber erscheint mir der Umstand, daß ich, während das 18. und 19. Tausend meines Buches im Volke kreiste, erst erfuhr, daß die „Sächsische Landeszeitung" mitteilt, daß sie recht wesentliche Tatsachen, die ich mühselig sammeln mußte, schon in den Jahren 1910 und 1911, und zwar mit weit größerer apodiktischer Sicherheit ausgesprochen und an Hand der gleichen Quellabschriften belegt hatte. Was beweist das? Nun, es beweist, daß noch sehr viele „Schergen Napoleons" leben, ... wenn diese Zeitungveröffentlichungen in zwei Jahrgängen nacheinander erscheinen konnten und dennoch in der Literatur und Presse völlig totgeschwiegen wurden. Es handelt sich doch wahrlich für alle diese Schillerverbände nicht um eine Kleinigkeit."

Nun referiere ich alles, was die „Sächsische Landeszeitung" mit apodiktischer Sicherheit behauptet und was Herr Hecker (s. o.) anführt, und fahre fort:

„dann schweigen sie alle, schweigen so sehr, daß eine Zeitung das Ungewöhnliche tut und die gleichen Aufsätze im Jahre darauf noch einmal veröffentlicht, um das Totschweigen zu brechen, — Euer Schweigen verrät Euch, Ihr Brr.!"

Also kein Wort sage ich, daß ich die von Hecker genannten Behauptungen selbst

gab! — Wer das Wesen und die Wege der Freimaurerei kennt, der weiß, wie sehr ich aber berechtigt bin, zu sagen: „Euer Schweigen verrät Euch Brr." Die Freimaurerei darf nach ihren Bestimmungen nie schweigen, wenn einzelne Brr., erst recht nicht, wenn die Freimaurerei selbst so schwerer Verbrechen beschuldigt ist, wie sie die „Sächsische Landeszeitung" mitteilt; es sei denn, daß sie Geheimdokumente des Ordens in den Händen der Angreifer weiß! Das Schweigen verrät, daß hier Geheimdokumente des Ordens der Mitteilung zugrunde lagen, daß der Besitzer dieser Dokumente damals noch lebte und es noch nicht gelingen konnte, diese Dokumente zurückzubekommen. Doch davon auch noch später!

Museumdirektor Hecker, der uns selbst sagt, daß er Ziele und Wege der Freimaurerei nicht kennt, kann das nicht wissen, wohl aber weiß er, daß er den Text auf der von ihm zitierten Seite meines Buches „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller", Auflage 1933, in ganz „merkwürdiger" Weise übermittelt!

Nun sind „reine Waffen" der Goethegesellschaft gezeigt. Sie blitzen und blinken förmlich im Sonnenlicht. Der Vorstand der Goethegesellschaft gab den Auftrag zu diesem Buch und hat es also gelesen, ehe es veröffentlicht wurde, so scheint er denn der Auffassung zu sein, daß sich solche Waffen für eine Goethegesellschaft ziemen. Ich denke hierüber nach, und es fällt mir unter vielem anderem das Gedicht Br. Goethes ein, das er selbst veröffentlichte und das Hecker Seite 158 bringt:

„Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht ich, die ergraute.

Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten." ...

Das Gedicht behauptet nach dieser Schilderung wahrheitwidrig den Fund des Schillerschädels durch Goethe selbst. Ich denke auch an Eckermanns Bericht, und ich glaube fast, ich bin zum ersten und einzigen Male mit der Goethegesellschaft gleicher Meinung, die Waffen ziemen sich!

3. Eine erstaunliche „Widerlegung".

Nun ein Blick auf die „reinen Waffen" des Herrn Hecker, auf die Art der Schlußfolgerungen, auf die Selbstwiderlegungen und anderes Erstaunliche bei seinen Versuchen einer Widerlegung meines Buches! Es ist an sich ein recht mißliches Ding, wenn ein Werk „Der ungesühnte Frevel" sich auf den Werken Erich Ludendorffs, die das Wesen und die Wege der Freimaurerei an Hand unantastbarer Quellen und unerschütterlicher Tatsachen nachgewiesen haben, aufbaut, und es meldet sich ein Gegner des Buches, der selbst zugibt (siehe S. 322):

„Wir kennen weder seine" (er spricht vom Freimaurerorden) „Ziele noch seine Wege; wir können daher nicht nachprüfen ...."

und auf der gleichen Seite sagt:

„Wir treten nicht in eine Untersuchung des Bundes und seiner Bestrebungen ein."

Entscheidet sich Herr Hecker so, dann ist er zugleich unfähig, mein Buch zu widerlegen. Wenn einer ein wissenschaftliches Werk auf dem Gebiete der Elektrizität widerlegen will, so muß er sich auch erst die Kenntnisse verschaffen, auf denen dieses Werk fußt, steht er aber in seinen Erkenntnissen noch vor den Entdeckungen Galvanis, so kann er sich nicht mit diesem Buch kritisch auseinandersetzen. Der Verfasser bringt in

seinen Ausführungen die Tatsache, daß das Weimar Goethes und Schillers unter der Geheimfuchtel der „unsichtbaren Väter“, der Freimaurer und der Illuminaten stand, wie eine Art Märchen, an das er nicht glaubt, ganz ebenso wie ein Physiker vor der Zeit Galvanis Beschreibungen elektrischer Maschinen unserer Tage als eine Art Märchen erachten würde, an das er nicht glaubt. Er möge sich merken, daß, was ich da sage, längst erwiesene Tatsache ist. Das Deutsche Volk ist es satt, sich im Kreise herumwirbeln zu lassen. Wenn es eine Erkenntnis gewonnen hat, und wenn sie bewiesen ist, so schreitet es weiter auf dem Wege dieser Erkenntnis. Der Herr Direktor Hecker muß die Pflicht kennen, wenn er sein auf diesen Erkenntnissen fußendes Werk kritisch bewerten will, die Pflicht nämlich, sich ganz gründlich mit den Grundlagen zu befassen, auf denen es aufgebaut ist. Wir lernten die Geschichte anders begreifen, seit wir Ziele und Wege der Geheimorden kennen. Der Logenmord an dem Erzherzog Thronfolger, der den seit 25 Jahren von der Freimaurerei vorbereiteten Weltkrieg gegen Deutschland entfesseln sollte, ist z. B. für alle Zeit erwiesen. Wir bedanken uns auch, immer wieder von vorne anzufangen, weil die Unkenntnis eines einzelnen über diese Dinge nicht daran glauben will.

Viele der Dokumente, die in dem ersten Teil seines Buches von Museumdirektor Hecker angeführt sind, sind unserer nunmehr gewonnenen Erkenntnis als Verschleierungversuche des Tatbestandes nur zu klar entlarvt. Frühere Generationen, die völlig ahnunglos über das Treiben der Geheimorden waren, betrachteten diese Quellen wie der Direktor Hecker. Die Freimaurer mögen sich aber nicht schmeicheln, daß alle über die Ziele und Wege der Geheimorden nunmehr aufgeklärten Deutschen wieder zu blinden Gojim werden, die treuherzig keine Quelle, kein „Dokument“ daraufhin überprüfen, ob es etwa aus Freimaurer- oder aus Jesuitenkreisen stammt, die es eigens dazu schrieben, um ein Geheimverbrechen zu verschleiern.

Trotz solchen Vorhaltes möchte ich freilich keineswegs gesagt haben, daß Heckers „Widerlegung“ infolge seiner Unkenntnis über Ziele und Wege der Geheimorden so unermeßlich reich an Selbstwiderlegungen, unmöglichen Schlußfolgerungen und anderem höchst Erstaunlichen hätte sein müssen, wie sie es tatsächlich ist, aber vieles, was er sagt, ist für alle, die Ziele und Wege des Ordens kennen, geradezu ein Gelächter.

Ich könnte also sein Nachwort sich selbst überlassen, wenn es nicht eine so ähnliche Art der Beweisführung, wie sie die Geheimorden vor der profanen Welt gerne anwenden, zeigte, so daß wir unseren Freunden diese Methoden wie eine gute Belehrung über die Wege der Freimaurerei selbst zeigen können, obwohl — und das sei ausdrücklich betont —, hiermit keineswegs an der Aussage des Verfassers dieses Buches gezweifelt werden soll. In einem Lande, in dem die Freimaurerei seit Jahrhunderten herrscht, breiten sich ihre Kampfgepflogenheiten auch auf Kreise aus, die keine Beziehung zu ihr haben! Ich wähle nun meine weiteren Beispiele für die Kampfesweise in der Reihenfolge der Abschnitte, die das Nachwort enthält.

Seite 289 beginnt der erste Abschnitt Heckers „Der Tod“. Er hält nach wie vor an der in der Literatur allgemein verbreiteten Legende, der ich als Arzt entgegengetreten bin, fest, daß Schillers Tod ein schon lange zu erwartendes Ereignis war. Er behauptet erneut, Schiller sei an Lungentuberkulose in Verbindung mit sekundärer Darmtuberkulose gestorben, während die 284 Seiten vorher eine Fülle von Dokumenten bringen, die, wie ich teils bewiesen habe, teils noch beweisen werde, das Gegenteil bekunden. Es gibt nur ein einziges Dokument für die Diagnose Lungentuberkulose, und das ist der eigenartige „Sektionsbericht“. Er ist für jeden Arzt an sich schon eine Ungeheuerlichkeit, aber im Vergleich zu Schillers Lebensweise ein er-

kannter Trug. (Siehe Schillers Calender März und April.) Im Zusammenhang aber mit den übrigen Dokumenten ist er eine Fundgrube für meine Beweisführung. Ich werde noch eingehend darauf zurückkommen. Hier aber möchte ich nur darauf hinweisen, in welches Gestrüpp des Widerspruchs sich der Verfasser begibt, wenn er an der Diagnose Lungentuberkulose und sekundäre Darmtuberkulose festhält, und frage ihn: W a n n s e z i e r t m a n e i n e L e i c h e? Ich dächte doch

1. Wenn ein gesunder Mensch auf eine für die Angehörigen unerklärliche Weise plötzlich stirbt, und sie zu ihrer eigenen Beruhigung um die Sektion bitten.

2. Wenn Staatsbehörden den Verdacht haben, daß kein natürlicher Tod, sondern ein gewaltsamer vorliegt.

3. Wenn die Ärzte selbst vor einem so unerklärlichen Fall stehen, daß eine klare Diagnose unmöglich ist, und sie aus wissenschaftlichen Gründen klar sehen möchten, daher die Angehörigen um die Erlaubnis einer Sektion bitten, sie dann auch manchmal erhalten.

Der Verfasser stellt sich trotz aller Aussagen der Dokumente, die ich noch eingehend behandeln werde, auf den Standpunkt, Schiller war ein schwer lungentuberkulöser Mann, dem man kaum 2 Jahre Leben noch zutraute, der zum Tode hinsiechte. War Lungentuberkulose in so hohem Grade in der Entwicklung, dann dürfte sie auch sicherlich nicht den Ärzten ein Rätsel geblieben sein, Dr. Huschke bringt auch eine sehr seltsame, ganz andere Begründung, die ich später kritisch betrachte.

Mithin war die Sektion für Dr. Huschke selbst eigentlich unnötig, und da die aktive Tuberkulose eine sehr infektiöse Krankheit ist, sogar Unrecht, zumal sie, wie ich jetzt weiß, in der W o h n u n g S c h i l l e r s, in der seine Frau und vier Kinder weiter lebten, und überdies so gründlich stattgefunden haben soll, daß Brustraum und Bauchraum eröffnet wurden, Herz und Nieren, ja auch Magen und Blase nach dem, was ausgesagt ist, eröffnet worden sein müssen! Und das alles im Wohnhaus Schillers und bei einem Toten, der auffallend rasch verweste! Dies möge zunächst genügen. Ich komme auch auf diesen unendlich wichtigen Punkt eingehend zurück.

Auf Seite 292 lesen wir:

> „Als unmittelbare Todesursache gibt der behandelnde Arzt einen Nervenschlag an, so nicht nur in der für die Öffentlichkeit bestimmten amtlichen Mitteilung an die Kirchenbehörde, sondern auch in dem an den Herzog Karl August erstatteten Bericht. So auch die Zeugin seines Todes, Karoline: „Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge ...“ “

So schreibt ein Mann, der meine ärztlichen Angaben im Jahre 1935 „widerlegt“. Er steht der Medizin so fern wie der Freimaurerei.

Eine Anfrage bei einem Mediziner hätte ihn vor der Bloßstellung bewahren können, heute von solcher unmittelbaren Todesursache zu sprechen, für die C. v. W. auch noch „elektrische Schläge“ herangezogen hatte! Die Medizin kennt schon lange keinen „Nervenschlag“ mehr. Diese Diagnose ist also in einem Buche des Jahres 1935 eine Bloßstellung ohne gleichen.

Um die Legende von Schillers Lungentuberkulose als Todesursache zu widerlegen, der sämtliche Dokumente über die Zeit vor dem Tode, die mir erreichbar waren, völlig widersprachen, führte ich zwei schwerwiegende Dokumente an, die beide nun Hecker zu „widerlegen“ hofft. Auf S. 93 gebe ich das Zeugnis von Heinrich Voß:

> „Zwölf Tage vor seinem Tode war Schiller noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide. Zwei Tage danach war er im Schauspiel.“

und gebe dann mein ärztliches Urteil ab, daß also Schiller nicht an Lungentuberkulose gestorben sein kann, weil selbst die Miliartuberkulose nicht innerhalb 12 Tage vom gesunden Aussehen zum Tode führt, und von einem Blutsturze nirgends etwas ge-

meldet wird. Und wie „widerlegt" Hecker diese Tatsache? S. 293:

„wir haben Zeugnisse genug, die uns das von schwerem Leiden berührte Antlitz des Dulders schildern."

Wie, sollte Voß so gelogen haben? Sollte es über das Aussehen Schillers zum gleichen Zeitpunkt, also 12 Tage vor dem Tode, ein so entgegengesetztes Zeugnis geben?

Man höre und staune! Hecker führt den Ausspruch des Dichters Gries an, der Schiller am 5. Oktober 1804 sah und darüber berichtet:

„Schillern fand ich heiter und ziemlich wohl, aber noch sehr blaß und abgefallen."

Dann führt Hecker ein ähnlich lautendes Zeugnis von Anschütz an, der Schiller ebenfalls im Herbst 1804 sah. Und das soll nun eine Widerlegung, respektive eine Herabminderung des klaren Zeugnisses von Heinrich Voß sein, der ihn 12 Tage vor seinem Tode gesund gesehen hat! Hecker hat wohl vergessen oder er hofft, daß der Leser es vergessen hat, daß seine Dokumentensammlung etwa 260 Seiten zuvor 21 Berichte Schillers über seine bisher noch ganz unerklärten 4tägigen heftigen Darmkrämpfe im Juli 1804 und die danach mehr als 2 Monate währende Schwäche bringt. Die Besuche der beiden, Gries und Anschütz, fallen in die Zeit dieser Krankheit! Hecker bietet uns hier wie an vielen Stellen Schlußfolgerungen, wie man sie Schwachsinnigen vielleicht zumuten kann. Weil ein Mann während einer Krankheit ein halbes Jahr zuvor krank aussah, deshalb soll er monatelang nach der Genesung von dieser Krankheit nicht gesund ausgesehen haben! Das Zeugnis von Heinrich Voß ist eine ebenso gründliche Widerlegung der Legende der Lungentuberkulose, ein ebenso gründlicher Nachweis des großen Truges im „Sektionsbericht" wie die Kalendereintragungen der letzten beiden Monate, daher denn die verzweifelten Versuche, das Zeugnis zu entkräften!

Ein zweites Dokument, das die Legende von schwerer Lungentuberkulose als Todesursache auf das Nachdrücklichste widerlegt und den „Sektionsbericht" entlarvt, habe ich in „Ludendorffs Volkswarte" am 9. 3. 1930 und im Abschnitt 10 (s. S. 118) veröffentlicht. Hecker bringt dieses Dokument nicht unter seiner Dokumentensammlung, sondern nur im Nachwort und führt auf Seite 294 die Stelle aus dem Dokument an, die auch ich brachte, das Dokument ist ein Tagebuch, herausgegeben von Albert v. Mutius. „Eine Jugend vor 100 Jahren, Berlin, Georg Stilke 1930." Hecker wiederholt nun mein ganzes Zitat aus S. 92 (s. S. 118):

„Schiller ist in einem verschlossenen Begräbnis ganz still in der Nacht beigesetzt worden und hat nicht das geringste Denkmal. Als wir auf dem Kirchhof nach seinem Grabe frugen, so sagte man: ‚Schiller, Schiller? Ich weiß gar nicht, ob er begraben ist.' Der Wirt unseres Gasthauses erzählte uns viel von ihm. Er hatte die Gesellschaft, wo Schiller und Goethe und Wieland zusammenkamen, in seinem Hause gehabt und versicherte, daß Schiller noch 8 Tage vor seinem Tode bei ihm sehr lustig gewesen sei und beim Wein das lustige Lied ‚Ein freies Leben führen wir' angestimmt habe."

Hier sagt Mutius klar und deutlich, daß der Wirt ihm von zwei Begebenheiten erzählt: Einmal, daß die Gesellschaft von Schiller, Goethe und Wieland in seinem Hause zusammenkam, und zweitens, daß Schiller noch 8 Tage vor seinem Tode bei ihm lustig gewesen ist, Wein getrunken und das Lied „Ein freies Leben führen wir" angestimmt hat. Hätte diese letztere Mitteilung sich auf die Gesellschaft von Schiller, Goethe und Wieland bezogen, so wäre der Text völlig anders gewesen; er hätte lauten müssen: Der Wirt unseres Gasthauses erzählte, daß er noch 8 Tage vor Schillers Tod Schiller, Goethe und Wieland zusammen in seinem Hause gehabt hätte, und sie dabei das Lied „Ein freies Leben ......" gesungen hätten. Und wie widerlegt Herr Hecker dieses für die Legende von der schweren Lungentuberkulose geradezu vernichtende Dokument, das sich völlig mit dem von Heinrich Voß und mit Schillers Kalendereintra-

gungen deckt? Nun, er sagt auf Seite 295:

„Hier kann Mutius seinen Gewährsmann nicht richtig verstanden haben; denn die lustige Tafelrunde, in der Schiller sein Räuberlied angestimmt hat, hat nicht „8 Tage vor seinem Tode" — ach armer Schiller! — auf dem Stadthause zusammen gesessen, sondern auf einem Redoutenabend im Januar oder Februar 1804."

Ach, welch' „reine" blinkende Waffen, welche Ungeheuerlichkeit! Der Wirt sagt gar nichts von einer Redoute, von einer Gesellschaft 8 Tage vor seinem Tode, sondern von einem Besuch Schillers bei ihm. Ist der von dem Wirt mit Sicherheit angegebene Besuch 8 Tage vor Schillers Tode, im Jahre 1805 unmöglich, weil im Februar 1804 Schiller, Goethe und Wieland ebenfalls beim Wirt waren, und sie vielleicht auch das Lied „Ein freies Leben führen wir" angestimmt haben? Wiederum eine Verhöhnung unserer gesunden Denkkraft und eine ungeheuere Bloßstellung der Goethegesellschaft. Wie aber lautet das Schlußwort des folgenden Abschnittes auf Seite 295?

„Wir wissen uns frei von jeder Zuneigung zu dem Orden der Freimaurer, meinen aber, daß eines der edelsten Geschenke, die das karge Schicksal dem deutschen Volke gemacht hat, Friedrich Schillers Heldenschicksal, viel zu gut ist, um unter Verdrehung und Verfälschung zur Waffe in einem Kampfe gemacht zu werden, der nur mit der Wahrheit geführt und gewonnen werden kann."

Ich glaube fast, der Herr Hecker führt hier ein Selbstgespräch. — Der Engländer nennt solchen Vorgang: „Seine eigenen Worte essen müssen"!

Der zweite Abschnitt der Hecker'schen Widerlegung: „Die Beisetzung" bietet uns ähnliche Schlußfolgerungen wie der vorangegangene. Weil er von den Zielen und Wegen der Freimaurerei nichts weiß, glaubt er, das Fehlen der Empörung über diese Beisetzung bei der Familie Schillers und dem Kreis der Freunde sei ein Gegenbeweis! Auf die denkwürdigen Worte von Frau v. Schiller, daß sie den menschlichen Dingen in Weimar nicht mehr trauen könne, komme ich später gründlich zu sprechen, wenn ich die wirklichen Vorgänge nachweise.

Die Zeitgenossen wunderten sich über die Eile, mit der Schiller schon 2 Tage und 6 Stunden nach seinem Tode beigesetzt ist. Sie hätten sich nicht gewundert, wenn das damals allgemeine Sitte gewesen wäre. Trotz unserer einwandfreien Beweisführung will uns Hecker nun überzeugen, daß solche eilige Bestattung dennoch in Weimar Sitte gewesen ist. Wir hören von ihm Seite 299, daß am 5. September 1800 das Konsistorium in Weimar verfügt hat:

„Daß keine Leiche unter zweimal 24 Stunden beerdigt werden solle."

Solche Verfügung war in jener Zeit noch notwendiger als heute, um eine Beerdigung eines Scheintoten zu verhindern. Und weil diese Verfügung besteht, glaubt Hecker bewiesen zu haben, daß es Sitte war in Weimar, die Leichen nicht später als nach zweimal 24 Stunden zu bestatten! Er führt uns dann noch 2 Beispiele ebenso rascher Beerdigung an. Nur Schwachsinnige können von solcher Schlußfolgerung überzeugt werden. Herr Hecker hat nun aber eine Vorliebe, sich selbst gründlich zu widerlegen, so treibt es ihn, uns auf S. 298 zu beteuern, Schiller hätte in der Nacht von Samstag auf Sonntag beerdigt werden sollen, da der kommende Tag ein Sonntag war, und fährt fort:

„ein Tag, der für die kirchliche Nachfeier besonders willkommen sein mußte."

Seite 299 finden wir die gewohnheitmäßige Selbstwiderlegung des Verfassers, denn da heißt es:

„Am 18. August 1800 berichtet der Pfarrer Johann Karl Schwanitz in Mittelhausen dem Oberkonsistorium: „Vor meinem Amtsantritt sind mehrmals Menschen den Sonnabend gestorben und den Sonntag darauf begraben worden.""

Mit anderen Worten, er beweist uns durch dies Dokument, wie beliebt wegen der Möglichkeit großer Teilnahme die Wahl des Sonntags für die Beerdigung und die kirchliche Feier war, so beliebt, daß sie sogar zu einer zu frühen Beerdigung Anlaß

war. Ja, der Verfasser Hecker hat kein Glück! Im übrigen wird uns die so sehr eilige Beerdigung auch durch die rasche Verwesung des Leichnams begründet, die ganz wie bei Mozart und Luther auffiel. Diese rasche Verwesung des hageren Schillers anfang Mai kann nicht durch die Sektion erklärt werden, wie Hecker sich von einem Arzt sagen ließ. Bei einer so gründlichen Sektion, wie der Bericht Huschkes sie angibt, werden aufgeschnittene Organe nicht wieder in die Leiche getan, die nachher in einem Holzsarg bestattet werden soll! Eine von Intestina freie Leiche aber zeigt nicht etwa eine raschere Verwesung! Ein Zinnsarg unter dem Holzsarg hätte jedenfalls leicht die eilige nächtliche Bestattung trotz rascher Verwesung unnötig gemacht.

Dann folgen der schon angeführte erschütternde Beweis, daß Engelmann ein unzuverlässiger Zeuge ist, obgleich er 55 Jahre alt ist, und lange Ausführungen über Sargpreise der damaligen Zeit und Hinweise auf die Beerdigungrechnung des Br. Konsistorialrat Günther über den Sargpreis Schillers. Dies ist eine Verhöhnung unserer Denkkraft, da wir ja das bestimmte Zeugnis des Schreiners Engelmann haben und auf eine mittelbare Beweisführung, noch dazu einer fehlerhaften Rechnung ohne Quittungbeilagen, wirklich nicht angewiesen sind. Die kirchlichen Behörden waren von den Geheimorden keineswegs frei. Illuminatenbrr. sehen wir in ihnen wirken. Davon noch später!

Wir, die wir ja zum Glück Ziele und Wege der Freimaurerei kennen, wissen, daß die mitternächtige Stunde 12 Uhr die „Arbeitzeit" der Geheimorden ist, in welcher die von den Geheimorden zum Tode Verurteilten ihr Begräbnis „ohne Gepränge und Geleit" erfahren müssen. Heinrich Voß sagt auch, daß die Beerdigung auf 12 Uhr angesetzt ist. Das Hecker'sche Buch bringt diese Angabe. Nur weil der spätere Bürgermeister, Karl Leberecht Schwabe, entrüstet über die Beisetzungart Schillers, einige Stunden vorher den Konsistorialrat Günther zu bestimmen versucht, daß Schiller bei seinem Begräbnis ohne Geleit doch zum mindesten nicht von ganz fremden Menschen, sondern von Freunden zu Grabe getragen werde, verschiebt sich die angesetzte Stunde etwas, denn als er dem Konsistorialrat mit der Empörung der Öffentlichkeit droht, gibt dieser nach. Weil aber Karl Schwabe noch die Schleier usw. für die Hüte der Freunde besorgen muß, auch noch sein „S. c. o.", das heißt „streng vertrauliches" Rundschreiben an diese senden muß, so bestellt er sie erst auf 12½ in seine Wohnung.

Das Logenritual war durch die Tatkraft Schwabes also einmal bezüglich der Zeit durchbrochen, denn es wurde nun später als 12 Uhr. Zum anderen, was für den sturen Aberglauben der Ordensbrüder noch schwerer wiegt, hatte sein Drohen mit der Öffentlichkeit erreicht, daß nicht fremde Menschen lieblos den Sarg trugen, dem jedes Geleit fehlte, sondern 20 Freunde, die unter Tränen einander ablösten. So bildeten 12 der Freunde immer das Gefolge. Es war anders als bei Mozart, der in das Totenbrudertuch gewickelt im Armenwagen ohne jedes Geleit mitternachts gefahren wurde, wie ich es (siehe Seite 68) geschildert habe, und von dessen Beerdigung nach dem Logenritual für Gemordete dann auch ein Hohnbild gemacht wurde, auf welchem nur ein Hund hinter dem Armenwagen hertrabt. Wegen dieser zwiefachen Durchbrechung des Logenrituals waren die Brr. von Anbeginn an in Unruhe und brachten ihre aufgeregten unwahren Berichte, wie sie bei anderen Gemordeten fehlen.

Doch nun zu Hecker zurück. Er weiß nichts von Zielen und Wegen der Geheimorden, und wenn uns das Ansetzen der Beerdigung zur mitternächtigen Stunde 12 Uhr ein wichtiger Beweis ist, daß es sich um eine „Arbeit" des Geheimordens handelt, so gibt er uns langatmige Versuche von Gegenbeweisen durch kirchliche Verordnungen,

nach welchen „Abendleichen" nur für Kondukte erster Klasse in Weimar erlaubt waren. Er betont ferner, daß (siehe Seite 307) Herder um 9 Uhr mit großem Pomp in der Kirchengruft beigesetzt, daß Frau Goethe-Vulpius morgens um 4 Uhr begraben wurde usw. und daß Br. Ridel, Meister vom Stuhl der Loge, um 11 Uhr ins Kassengewölbe in das Massengrab, in dem auch Schiller bestattet wurde, versenkt wird!

Was soll das? Der Verfasser möge die Tatsachen über die Wege der Geheimlogen gründlich studieren. Sie stehen ihm heute zu Gebote. Dann wird er wissen, daß ein Konsistorium, das von Illuminatenbrrn. geleitet wird, gar nichts wichtigeres tun kann, als einen solchen Erlaß zu geben, um die mitternächtlichen Bestattungen der Verurteilten unauffällig zu machen. In Folge 22 vom 20.2.1936 des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" habe ich aus Geheimdokumenten der Brr. Freimaurer nachgewiesen, daß Br. Ridel, nicht wie Hecker angibt, am 18. Januar, also am 3. Tage nach seinem Tode am 16. Januar 1821, nein, erst am 21.1.21 und zwar ebenfalls nach dem Ritual für von der Loge Verurteilte im Kassengewölbe versenkt wurde.

Im Nachwort steht etwas ganz Seltsames. Das Dokument Schwabe zeigt klar, daß es nicht Standesdünkel war, weshalb er Freunde statt der Handwerker als Träger des Sarges wünschte, der ohne sonstiges Geleit zum Kassegewölbe getragen wurde, sondern daß es ihm darauf ankam, daß Schiller von Menschen getragen wird, die begreifen, wer dieser große Kulturschöpfer war, damit doch etwas Würde in die würdelose Bestattung käme. Herr Hecker macht so eine Art sozialistische Angelegenheit aus der Sache, verteidigt den ehrbaren Handwerkerstand, und schreibt auf Seite 309 ff.:

„Nein, in der Wahl der Schneider lag keine Herabwürdigung. Wie würde Charlotte auch nur die geringste Verunglimpfung des Geliebten geduldet haben? Würde sie sich nicht mit ihren Kindern jeder niedrigen Rotte entgegengeworfen haben, die da gekommen wäre, an das Bretterhaus des Gatten eine entehrende Hand anzulegen? Würde sie nicht, ein anderes Klärchen, durch die Gassen geeilt sein, um die Gutgesinnten aufzurufen, den großen Dichter vor Schande zu schützen? Würde sie nicht — so darf man ohne Übertreibung fragen — lieber in Verzweiflung den furchtbaren Versuch gemacht haben, unterstützt von der Schwester, Schillers liebster Freundin, den schweren Sarg mit eigenen schwachen Frauenarmen an seinen Ort zu schleppen, als daß sie zugelassen hätte, daß Haß und Hohn sich an dem Abgott ihres Lebens hätten vergreifen dürfen?"

Welch eine Verhöhnung unserer Denkkraft. Ja, welch eine Verhöhnung der Empörung der wissenden Deutschen über alles, was der Leiche Schillers angetan ward! Als ob Frau Charlotte v. Schiller nicht jederzeit, hätte sie nicht in ihrem Schmerz dem Konsistorialrat Günther alles anvertraut, den Sarg zum Friedhof hätte fahren lassen können! Wir verbitten uns allen romantischen Aufputz in dieser so ernsten Sache unseres Deutschen Volkes. Aber Herr Hecker widerlegt sich wieder. Denn, um uns die späteren Ungeheuerlichkeiten des Verbrechens an der Leiche Schillers angesichts des 20 Jahre währenden Ringens Charlotte v. Schillers um die Umbettung des Toten in ein Familiengrab erklärlich zu machen, sagt er uns auf Seite 344:

„sie war eine zaudernde Natur, weit mehr zum Grübeln und Schwärmen als zu tatkräftigem Handeln geneigt."

Nun sollen wir also überzeugt sein, Schillers Begräbnis war Sitte, war nichts Ungewöhnliches, denn die zaudernde Natur, die nicht zu tatkräftigem Handeln geneigt war, Charlotte v. Schiller, ist in ihrem ersten tiefen Schmerz über den Tod nicht wie ein zweites Klärchen auf die Straße gelaufen, hat nicht mit ihrer Schwester allein versucht, den Sarg zu tragen, den 8 Männer nur dank öfterer Ablösung tragen konnten, infolgedessen hat also Herr Hecker sicher recht! Nicht wahr? Aber hiermit ist es ihm offenbar noch nicht genug an Verhöhnung unserer Denkkraft. Ich habe (s. S. 97) das Zeugnis Hoffmeisters darüber gebracht, wie tief erschüttert die Einwohner Weimars über die Nachricht von Schillers Tod waren, wie groß ihre Anteilnahme gewesen ist. Infolgedessen war ich sehr berechtigt, mich darüber zu wundern, daß in der

Nacht von Schillers Beerdigung sich kein Mensch auf der Straße blicken ließ, kein Mensch Anteilnahme an dem Leichenzug zeigte, niemand außer den Trägern dem großen unsterblichen Dichter das Ehrengeleit gab. Ich war noch nicht im Besitz jenes Dokumentes Seite 55/56 des Heckerschen Buches, jenes Briefes Michael Färbers, der den sterbenden Schiller mitpflegte, an seinen Bruder David, in dem er schreibt:

„Sonntag wird er zur Erden bestattet."

Ich wußte also nicht, daß man auch über die Bestattungzeit irregeleitet hat. Immerhin bleibt des Wunderbaren genug, daß die Straßen des kleinen Ortes, in dem sich das Ereignis von Mund zu Mund sofort herumtrug, wie ausgestorben waren bei der Bestattung. Hören wir nun an, was uns Hecker angesichts solcher Ungeheuerlichkeit bei der Beerdigung des unsterblichen Kulturschöpfers Schiller als Erklärung zu bieten wagt. Er sagt Seite 314:

„Wir glauben: die guten Weimaraner sind darum der Überführung Schillers ferngeblieben, weil sie die wohlige Ruhe im Bett dem Aufenthalt auf nächtlicher, winddurchbrauster Straße vorgezogen haben."

Ein grauenvoller Hohn ist diese „Widerlegung" auf unsere tiefe Empörung über alle jene Tatsachen, und wieder hilft Herr Hecker meiner Beweisführung. Wenn die Weimarer die „nächtlichen winddurchbrausten Straßen" sogar dann meiden, wenn es sich um den gefeierten Mitbürger, um ihren großen Dichter handelt, so hat der Konsistorialrat Günther geradezu unerhört gehandelt durch die Anordnung des nächtlichen Begräbnisses, denn dann hat ja dieses Begräbnis nichts anderes bedeuten können, als Behinderung, daß nur ein einziger Weimarer dem toten Schiller das Ehrengeleit gab.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß Hecker auch hier seine ihm so teuere Gewohnheit nicht aufgibt, sich selbst zu widerlegen, denn er verweist uns an anderer Stelle ausdrücklich auf den Bericht Karoline v. Wolzogens über die Nacht, in der die Bestattung stattfand. Seite 12 seines denkwürdigen Buches bringt er ihre Worte:

„Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr."

Die Nachtigallen singen anhaltend in milden Nächten und nun will er uns glauben machen, kein Weimarer hätte sich in die winddurchbrauste Nacht getraut, um einen Schiller zu Grabe zu geleiten!

Das Dokument Karl Leberecht Schwabes gibt unantastbar die Tatsache, daß Schiller nur von den Freunden, die den Sarg einander ablösend trugen, ohne sonstiges Geleit mitternachts zum Kassengewölbe getragen wurde. Hecker bringt in seinem Buche selbst dies Dokument und was lesen wir Seite 303/304?

„Althergebrachte Sitte hat damals in Weimar die Bestattungen nach sozialen Gesichtspunkten in vier streng gesonderte Rangordnungen abgestuft:

1. Leichenbegängnisse mit der ganzen Schule erster Klasse. „Mit der ganzen Schule", das heißt: der ganze, aus den Gymnasiasten gebildete Sängerchor begleitet die Leiche mit Gesang zu Grabe. Diese Form wird angewendet bei Personen höchsten Ranges. So ist Frau Schumann beerdigt worden, so Schiller bestattet. Nach dem Leichenpatent von 1763 waren in diesem Falle 24 Taler 13 Groschen zu zahlen."

Hecker behauptet also hier, Schiller sei mit der ganzen Schule erster Klasse beerdigt worden, die an seinem Grabe gesungen hätte! Wie glaubt Hecker das gründliche und wichtige Dokument K. L. Schwabes, das er selbst auch immer wieder anführt, zu stürzen? Etwa mit jener unwahren kirchlichen Bekanntmachung in dem Weimarer kirchlichen Anzeiger, die ich auf Seite 123 schon kritisch betrachtet habe, oder durch das ebenso verräterische, die Umwelt täuschende unwahre Dokument, das er auf Seite 40 seines Buches bringt:

„Eintrag im Totenbuch der Kirche St. Peter und Paul in Weimar, Stadtarchiv.. Mai 1805: Ehemann hinterläßt 1 Witwe und 4 Kinder.

Donnerstags, den 9. Mai a... c..., des abends ½6 Uhr starb der hochwohlgeborene Herr, Herr Dr. Karl Friedrich v. Schiller, Fürstlich Sachsen-Meiningischer Hofrat, allhier, in einem Alter von 45 Jahren 6 Monaten, nach einem kurzen Krankenlager, an einem Nervenschlag und wurde Sonntags darauf als den 12. ejusdem des Nachts 1 Uhr mit der Ganzen Schule, erster Klasse, a 24 Taler 12 Groschen 3 Pfennig in das Landschaftskasse-Leichengewölbe beigesetzet, die gewöhnliche Leichenrede aber wurde erstlich nachmittags 3 Uhr von Seiner Hochwürdigen Magnifizenz dem Herrn Generalsuperintendent Vogt in der St. Jakobskirche gehalten und dabei von Fürstlicher Kapelle das ‚Requiem' von Mozart aufgeführet."

Im Totenbuch und im Weimarer kirchlichen Anzeiger steht also zweimal die gleiche Unwahrheit; sie wird deshalb keineswegs eine Wahrheit. Auch im Totenbuch steht ein falscher Vorname: Karl Friedrich von Schiller statt Christoph Friedrich von Schiller. Das beweist uns eine gewisse Unruhe der kirchlichen Behörde bei ihrem Eintrag und öffentlicher Meldung, die dem Berichte K. L. Schwabes so völlig widersprechen. Er hat uns klar und unzweideutig immer wieder betont, daß die 12 zur Ablösung im Tragen bereiten Freunde die einzigen Begleiter waren, die dem Sarge folgten. Die Herren der kirchlichen Behörde lagen zu Bette, wie Hecker uns berichtet hat, Schwabe begleitet den Sarg und ist uns gewichtiger Zeuge!

Aus der Unruhe in der Berichterstattung schlußfolgert mit Recht die Staatsanwaltschaft bei einem Indizienbeweis auf ein gewisses Schuldgefühl. Auch Br. Konsistorialrat Günther, der die Beerdigung angeordnet hat, sehen wir von einer sehr wenig konsistorialrätlichen Unruhe bei der Aufstellung seiner Rechnung über die Beerdigung befallen (siehe Hecker S. 41), die, ohne daß uns Quittungbelege geliefert werden, dem Herrn Hecker der Angelpunkt seiner Widerlegung sind. Ihm sind die Rechenfehler unerklärlich, die der Konsistorialrat ausgerechnet bei der Aufstellung der Schlosserkosten macht. Dem Psychologen sind sie keineswegs unerklärlich, nachdem er vom Tischlermeister Engelmann erfahren hat, daß Schillers Sarg ein einfacher Sarg aus Brettern oder Bohlen war, der wenig kosten durfte, schnell fertig sein mußte und der also sicherlich keine Schlosserarbeiten aufwies.*)

Nur weil auf dieser Aufstellung des Br. Konsistorialrat Günther ein Posten steht „die Laternen zusamenzutragen", und weil das Totenbuch und der kirchliche Anzeiger im vollen Widerspruch zum Berichte K. L. Schwabes von Beerdigung mit der Schule erster Klasse schreiben, deshalb wagt Hecker nun selbst zu behaupten, Schiller sei mit der ganzen Schule erster Klasse bestattet worden. Das ist unerhört. Sogar das Tagebuch Anschützens (Seite 49 des Heckerschen Buches) kann er nicht heranziehen, denn der bestätigt: „So begräbt man einen armen Mann" und so kann das fehlende Prädikat zu den Worten „Die Schüler mit Laternen" niemals heißen „waren da". Nein, nach wie vor hängt die Behauptung, Schiller sei erster Klasse beerdigt worden, nicht nur in der Luft, sondern wird durch das Dokument Schwabes völlig widerlegt. Uns aber beweisen die kirchlichen Veröffentlichungen mit der gröblichen Unwahrheit das schlechte Gewissen der Ordensbrr. und das Bestreben, die empörte Mitwelt zu beschwichtigen und die Nachwelt Unwahres glauben zu machen.

Freilich hatte diese kirchliche Meldung sehr großen Erfolg, wir finden Briefe und Pressemeldungen, die sie aufnehmen, und so blieb ja auch die gesamte Öffentlichkeit mit Ausnahme der Kreise, die durch Archenholz (auf Seite 100 bringe ich einen Teil aus seinem Presseartikel) u. a. unterrichtet waren, völlig getäuscht. Erst 47 Jahre nach

*) In dieser Rechnung schreibt der Konsistorialrat der Witwe von Schiller etwa 73 Taler, also 220 Mk. etwa nach heutigem Gelde, allein für die Kirchenfeier und was dazu gehörte, auf, für jene Kirchenfeier mit der „frostigen" Rede des Pfarrers Vogt, die „nichts als Salbaderei" (siehe Dokumente) war.

dem Tode Schillers, 1852, schuf Schwabes Buch in der Öffentlichkeit Klarheit. Aber das Buch war bald wieder fast verschwunden, und das Deutsche Volk wurde dann erneut eifrig in Unwahrheit gelullt.

Der dritte und der fünfte Abschnitt des Nachwortes Heckers: „Das Kassengewölbe" und „Das Schicksal der Gebeine" sind zwar durch den Abschnitt „Die Mörder" voneinandergerissen, müssen aber von mir gleichzeitig beantwortet werden, da beide Schilderungen und Schlußfolgerungen des Verfassers über das Kassengewölbe enthalten. Die Dokumente erweisen alles, was ich über das Kassengewölbe sagte. Hecker geht nur wenig auf sie ein, dennoch ist manches, was er zugesteht, an sich schon eine Bestätigung dessen, was ich sagte. Zugleich aber sind diese Abschnitte mehr als der übrige Teil des Nachwortes Beweis dafür, mit welchen Mitteln der Verfasser über die unwürdige, gemeinsame Grabstätte Schillers mit 63 ihm nicht angehörigen Menschen hinweghelfen möchte. Er beginnt seine Betrachtungen auf Seite 315:

„Es ist ein natürliches Verlangen des Menschen, teure Verhältnisse, in denen Glück und Sicherheit seines Erdendaseins gewurzelt hat, über den Tod hinaus aufrecht zu erhalten; Gattenliebe und Sippenstolz wollen einen Dahingeschiedenen nicht in die Verlassenheit des unerkennbaren Dunkels hinabfallen lassen. Überall künden in Kirchen und auf Friedhöfen gemeinsame Grabstätten und Erbbegräbnisse von unauflöslicher Zusammengehörigkeit; hier warten die Gatten aufeinander, die Vorfahren harren der Nachkömmlinge. Das Erbbegräbnis wird bevorrechtigten Ständen ein Schutzwall gegen das Versinken in die Masse der Namenlosen; es verbürgt eine Fortdauer über das Leben hinaus im Gedächtnis der Nachwelt.

So stand an der Mauer des Gottesackers ... ein Erbbegräbnis ... es ist ein zierlicher wohlgegliederter Tempelbau in feinen Renaissanceformen, weit entfernt davon, das Bild jenes ‚Verbrechergrabes' darzubieten, zu dem es eine entartete Fantasie umgelogen hat ... dem Erbauer selbst ... ist es nicht vergönnt gewesen, an diesem heiter-ernsten Orte die letzte Ruhe zu finden ..."

Wen will der Verfasser hier verhöhnen? Uns? Schiller? oder Schillers Frau, die, wie seine eigenen Urkunden beweisen, vom ersten Tage ab vergeblich sich danach sehnte, Schiller aus dem Massengrabe entfernen zu lassen und in einem Familiengrabe (nicht in Weimar, dem sie nicht mehr traute) auf einem eigenen kleinen Gute zu bestatten, um dann einmal mit ihren Kindern an seiner Seite ruhen zu dürfen, anstatt daß seine sterblichen Überreste mit denen von 52 vor ihm und 11 nach ihm bestatteten, ihm fremden Menschen an dem unglaublichen Orte verblieben, den uns die Dokumente wahrlich in einem anderen Lichte schildern als Hecker dies hier tut. Er selbst gibt diese Dokumente, und er selbst muß wenige Seiten später die geradezu skandalösen Zustände im „Tempelbau" zugestehen, und dann erdreistet er sich, denen, die sich an den Inhalt der Dokumente halten, vorzuwerfen, sie hätten diesen „Tempel umgelogen".

Was sagt Julius Schwabe auf Seite 39 seines so wichtigen Buches über das Äußere des Kassengewölbes, das er selbst aus eigener Anschauung kennt?

„Wenn man in Weimar von der Jakobsstraße aus den alten Gottesacker betritt, so bemerkt man gleich rechter Hand am Eingange ein kleines, altes und düsteres Gebäude, welches sich an die den Kirchhof umschließende Mauer lehnt, und außer seinen grauen steinernen Mauern und dem zugespitzten schwarzen Dache weder Fenster noch irgend eine Verzierung erblicken läßt und nur mit einer, das im Innern herrschende Dunkel verrathenden Gitterpforte versehen ist ..."

Das klingt anders! Ist dieser „heiter-ernste Ort" äußerlich also ganz so, wie ich ihn geschildert habe, so war sein Inneres und die Behandlung, die die Särge erfuhren, noch weit schlimmer, als die mir zugänglichen Dokumente es mir enthüllten. Aber obwohl Hecker diese amtlichen Dokumente bringt, die Schwabes Schilderung schauerlicher Mißstände noch weit übertreffen, versucht er seinen Nachweis, daß das Kassengewölbe „umgelogen" worden sei, dennoch zu führen. Berichtet Schwabe bei seiner Schilderung des Kassengewölbes bei dessen Eröffnung im März 1826, daß nur 8 Särge erhalten waren:

„Alles übrige war ein Chaos von Moder und Fäulnis und einzelne Stücke Bretter."

so behauptet Hecker Seite 350:

„Jedenfalls ist das Kassengewölbe keineswegs die Stätte chaotischer Verwahrlosung gewesen, als die sie uns Schwabe im Drange schriftstellerischen Ehrgeizes darstellen möchte, getrieben auch von dem Wunsche, auf dem Hintergrund des Grauens seine verdienstvolle Tat in um so helleres Licht zu heben."

So wagt Hecker Schwabe zu diffamieren, obwohl er weiß, daß K. L. Schwabe seine Berichte völlig verschwieg, gar nicht veröffentlichte, und erst sein Sohn im Jahre 1845 auf öffentliche Aufforderung hin damit an die Öffentlichkeit trat. Aber freilich, die Enthüllungen Schwabes sind vernichtend!

Solche Grabstätte Schillers, die nach 21 Jahren seine Gebeine im Chaos verwester Leichenteile von 63 Leichen aufweist, glaubt Hecker nun dadurch als Schiller gebührend zu erweisen, daß er einige der 64 Namen der Liste des Totengräbers Bielke (die er selbst uns vorenthält) aufzählt, die dem Hochadel angehören! Wie diese in das Grabgewölbe kamen, das werde ich noch zeigen, hier aber sei auf die Ungeheuerlichkeit hingewiesen, daß ein Massengrab sich für einen Schöpfer unsterblicher Kultur in Deutschland als ebenso leicht verständlich erweisen soll, wie ein Massengrab für verarmte Adelige, die ehrbare Menschen gewesen sein können, aber das Deutsche Volk kommender Jahrhunderte nicht viel angehen!

Wie unfaßlich und ganz und gar unerklärlich jedem Deutschen aber die volle Zufriedenheit Heckers mit solcher Grabstätte für Schiller sein muß, das erhellt das amtliche Dokument, das Hecker uns selbst über die Art der Bestattung und die Nachbehandlung der Särge in diesem Massengrabe bringt. Seite 109 ff. der Heckerschen Dokumente bringt er den Bericht des Oberkonsistorialsekretärs Hetzer an das Oberkonsistorium:

„Weimar, den 1. April, 1826.

... In der Mitte dieser Vorhalle befindet sich eine sogenannte Falltür, durch welche man vermittelst einer Leiter in das eigentliche Grabgewölbe gelangt. In diesem wurden die Särge aufgestellt, und soll nach Versicherung des Totengräbers hierbei die Ordnung beobachtet worden sein, daß, wenn der Erdboden des Gewölbes mit Särgen besetzt war, auf den zuerst beigesetzten Sarg der neueste Sarg gestellt und so fortgefahren wurde, bis auf jedem Sarge ein neuer Sarg stand. War diese Doppelreihe der Särge hergestellt, so wurde eine dritte Reihe angefangen.

Bei dieser Art zu verfahren mußte es notwendig geschehen, daß die untersten, am Erdboden aufstehenden Särge vermöge des Alters und der Einwirkung der Feuchtigkeit nach und nach zusammenfielen und so neuen Särgen Platz machten. Geschah das Zusammenfallen nicht zeitig genug, so wurde nach Versicherung des Totengräbers durch **Einhacken der Särge***) nachgeholfen. So soll vor mehreren Jahre eine solche Nachhülfe bei verschiedenen Särgen angewendet worden sein.

Vor wenig Wochen ist nun unter der Leitung des Herrn Oberbaudirektors Coudray (s. auch Schwabe) „nach dem Sarge des Hofrates Schiller, der gleichfalls im Kassegewölbe beigesetzt war, Nachsuchungen gehalten worden; es hat sich jedoch derselbe aller angewendeten Mühe ungeachtet nicht vorgefunden, so daß die Vermutung entstehen muß, daß derselbe durch **die öfter beliebte Nachhülfe zerstört***) worden ist."

So freue dich, Deutsches Volk, freue dich darüber, wie dein größter Dichter geehrt wurde, was alles Br. Goethe in Weimar als allmächtiger Minister, der besonders über Kunst und Wissenschaft zu wachen hatte, ruhig geschehen ließ!

Will Hecker uns, das gesamte Deutsche Volk, oder Schiller mit seiner Zufriedenheit mit diesem hochangesehenen Grabe zum besten haben, wenn er angesichts solcher Tatsachen Seite 317 schreibt:

„Schiller ist der dreiundfünfzigste Gast... Mancherlei kann man dieser Liste" (gemeint ist die Liste des Totengräbers Bielke, die uns Hecker vorenthält) „für das Wesen des Kassengewölbes entnehmen. Erstlich seine Bestimmung, zu gemeinsamem Frieden Familienmitglieder, die der Tod getrennt hatte, wieder zu vereinigen: Ehegatten finden sich wieder ... Eltern suchen ihre Kinder ..

*) Von mir hervorgehoben. M. L.

Man hat in schnödester Verkehrung der Wahrheit uns glauben machen wollen, dieses Kassengewölbe sei das „Massengrab" der vom Freimaurerorden Verurteilten gewesen, der „Kubus der Gerechtigkeit", ein Kerker der Toten: und hier hätte ein trauernder Gatte seine Gattin, ein Vater seine Kinder hinabsenken lassen? ... ein hochangesehenes Gemeinschaftsgrab für solche Mitglieder des Adels und des Beamtenstandes, die .. über kein eigenes Erbbegräbnis verfügten und doch aus dem Vorzug der Geburt oder bürgerlicher Verdienste für sich und die Ihrigen das Recht herleiten zu dürfen glaubten, in einem großen, aus dauerhaften Quadern gefügten Steinsarge, unvermischt mit gleichmachendem Erdenstaub, dem Tag der Auferstehung entgegenzuschlummern."

Will dieser Mann uns verhöhnen oder will er Schiller verhöhnen? Muß er selbst doch zugeben, daß sein Dokument recht hat, daß die Särge der jüngst Verstorbenen die Aufgabe hatten, die unter ihnen stehenden älteren Särge zu zertrümmern. Schildern doch seine Dokumente das Grabgewölbe mit sumpfigem feuchtem Erdboden, auf dem die untersten Leichname freilich keineswegs mit Erdenstaub, sondern mit den verwesten Teilen anderer Leichen „vermischt" wurden, um dem „Tage der Auferstehung entgegenzuschlummern", nachdem „Meister Bielkes" Hackbeil ihre Särge und sie, die darinnen lagen, falls die darüber gestellten Särge sie nicht genügend zerbrachen, erst noch „einhackte". Auch Hecker betont besonders, daß es zu vermuten ist, daß Schillers Sarg eingehackt wurde. Er vergißt aber, daß seine Angaben und Dokumente es beweisen, daß Bielke sehr früh, viel zu früh gegen die sonstige Gewohnheit Schillers Sarg einhackte! Denn er war der 53. von 64, der im Kassengewölbe Beerdigten. 11 Särge kamen nach dem Schillerschen Sarge noch in das Massengrab. Wäre also die obengenannte „Ordnung" innegehalten worden, so wären auf den Schillerschen Sarg noch nicht zwei Särge übereinandergetürmt gewesen! Dennoch aber war sein Sarg von dem Totengräber schon eingehackt worden!

Lassen wir nun Hecker selbst noch das weitere „der Auferstehung Entgegenschlummern", das diesen Toten gesichert war, Seite 349 berichten:

„Pochte ein neuer Gast an der Pforte um Einlaß, so suchte Meister Bielke unter den älteren Insassen der dunkelen Halle denjenigen aus, dessen armer Leib am vollständigsten der Verwesung anheimgefallen war: er nahm die entfleischten Knochen aus ihrem Behältnis, um sie hier oder dort beiseite zu legen, und schichtete die ... Bretter des Sarges einzeln übereinander an den Wänden auf."

Und Seite 348:

„Die nackten Knochen der verwesten Körper, die Überreste der vermoderten Särge wurden in der Gruft selbst der Erde übergeben, sie wurden versenkt in Höhlungen, die auf dem Boden der Gruft selbst ausgeschachtet wurden."

Abgesehen davon, daß Herr Hecker offenbar glaubt, wir könnten uns die mit Särgen gefüllte Gruft räumlich überhaupt nicht vorstellen und wüßten daher gar nicht, daß zu solchen Aushöhlungen und „Versenkungen der Knochenreste" wohl nur selten einmal der Platz war, sehen wir hier die letzte Stufe des „der Auferstehung Entgegenschlummerns" insofern recht geschildert, als uns auch Schwabe das Verscharren aller Gebeinreste in einem Loch im Friedhof meldet.

Ich wies im Vorangehenden schon darauf hin, daß noch nicht einmal die Totenliste amtlich geführt wurde, und die Dokumente erweisen, daß man die Fäulnis im Grabe in skandalösem Grade bestehen ließ. Darauf werde ich noch eingehen. Und dann wagt Hecker von „Umgelogen" zu sprechen, und er wirft mir vor, den Ausdruck „verscharrt" gebraucht zu haben, der unser Ausdruck für unwürdige Bestattung ist. Aber er hat recht, ich hätte mich anders ausdrücken müssen! Wenn ich alles gewußt hätte, hätte ich gesagt:

Schillers Sarg wurde durch die Falltür in das Massengrab auf einen Berg anderer Särge niedergelassen. Noch ehe dieser Sarg durch zwei Schichten anderer Särge zertrümmert wurde, wurde er von „Meister Bielke" so gründlich eingehackt, daß nach

21 Jahren weder von seinem Sarge noch von seinen Gebeinen etwas an Ort und Stelle lag und zu erkennen war. Im Jahre 1826 sollten seine Gebeinreste mit denen von 63 anderen Toten verscharrt werden.

Wir lernen jetzt auch voll begreifen, wie verhängnisvoll es für Bielkes Amt gewesen wäre, wenn ein Eichensarg für Schiller gewählt worden wäre. Er hätte nicht rasch nachgegeben und in dieser Gruft der Verwesung lange Arbeit nötig gemacht!

Nun wißt ihr, gute Deutsche, wie ihr eure großen Toten zu bestatten und mit ihren Gebeinen zu verfahren habt! Sicher begreift ihr, daß Hecker das alles nicht weiter absonderlich findet! Soweit es sich bei euren Helden und Kulturschöpfern nicht um von Geheimorden Gemordete gehandelt hat, habt ihr alles also ganz falsch gemacht! Lernt endlich um und sorgt vor allem nicht nur für ein der Erdfäulnis ausgesetztes Gewölbe, sorgt für 63 dem unsterblichen Kulturträger ganz fremde Tote, die mit bestattet werden und sorgt für Tannensärge, die nicht allzu sehr dem „beliebten" Einhacken Widerstand leisten, denn in einem solchen Ehrengrab, in dem Fäulnis herrscht und Verwesung von vielen Toten, kann ein neuer Meister Bielke für sein Einhacken und Aufräumen nicht so lange Zeit brauchen, als ein Eichensarg dies ihm nötig machen würde!

So also sieht die „Widerlegung" in den genannten beiden Abschnitten aus. Zwischen sie eingeschaltet ist der Abschnitt „Die Mörder". Er macht keinen Versuch, meine Beweisführung zu widerlegen, sondern führt nur den schon genannten täuschenden Kampf gegen die „Sächsische Landeszeitung", als seien deren Aufsätze meine Beweisführung, und schwärmt im übrigen von der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller, die Hecker für einen Gegenbeweis hält. Wer Ziele und Wege der Geheimorden kennt, der weiß, daß deren Mordurteile auf verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen keinerlei Rücksicht nehmen.

Am Schlusse des schon behandelten letzten Abschnittes „Das Schicksal der Gebeine" steht etwas ganz Ungeheuerliches. Die Geheimorden verlangen die Enthauptung und Entehrung der Leichen der Gemordeten, wie ich das in diesem Buche erweise.

Bezeichnenderweise wird auch in den Dokumenten Heckers häufig betont, daß die Gebeine Schillers getrennt vom Schädel aufbewahrt wären. Wie ich auf Seite 117 nachwies, wurden auch Besucher der Fürstengruft eigens darauf aufmerksam gemacht, Schillers Schädel läge gar nicht bei seinen Gebeinen im Sarg. Also es wird Wert darauf gelegt, den Brrn. immer wieder vor den unwissenden Profanen anzudeuten, daß der Aberglaube der Orden erfüllt ist. Und was sagt uns Hecker auf Seite 360?:

> „Und trägt der Schillersarg seine stolze Aufschrift mit Recht? Die Grabungen und Untersuchungen, die der Tübinger Anatom August v. Froriep am 28. August 1911 begonnen hat, rufen ein entscheidendes Nein."

Schillers Schädel, so sagt Hecker, liegt nicht im Schillersarg. War ein neuer vermeintlicher Schädel Schillers gefunden, so hätte er wohl in dem großen Eichensarg Raum gehabt, damit die Aufschrift Schiller zu Recht auf dem Sarge stünde! Und nun fährt der Verfasser fort:

> „Nur eins soll noch zur Beruhigung des deutschen Volkes gesagt werden: auch die von strenger Wissenschaft als Schillers Skelett anerkannten Gebeine ruhen seit dem 9. März 1914 in der geweihten Hut der Fürstengruft."

Wo waren denn die Gebeine vor 1914? Wir werden das noch hören! Das Volk soll sich also beruhigen, Schiller liegt ohne seinen richtigen Schädel, also enthauptet, wie der Ordensaberglaube es für Verurteilte verlangt, im Sarge oder — der Sarg ist leer. Die von Froriep gefundenen Schädel und Gebeine aber liegen in einer Kiste hinter einem Vorhang! (s. S. 116.)

Doch das Schlußwort des Verfassers auf Seite 361 dürfen wir nicht unerwähnt

lassen, da es zeigt, für wie denkunfähig der Verfasser die „Intelligenz" des Deutschen Volkes, für die er sein Buch schrieb, hält:

„Wir glauben: das Ziel, das sich unser Buch gestellt hat, ist erreicht; wir glauben: alle die sinnlosen Verdächtigungen und verwegenen Schlußfolgerungen um Schillers Tod und Bestattung sind in ihr Nichts aufgelöst. Das graue Netz, in dem sich die Wahrheit zu Tode zappeln sollte, ist zerrissen."

Wenn ich meine Beweisführung zu Ende geführt haben werde, dann mag der Leser erkennen, daß sich die Brr. Freimaurer nach Schillers Tode immer wieder neu in ein Netz der Widersprüche über Schillers Tod verstrickten, daß sie heute darin zappeln, daß ihr Treiben klar erkannt und erwiesen ist. Aber es wird sich jeder fragen, wie ist es möglich, daß der Deutsche Verfasser mit dem Frevel an Schillers Gebeinen so zufrieden ist? Dies ist ganz rätselhaft! Desgleichen wird er sich fragen, wie denn ist eine solche Fülle an Bloßstellungen, an Selbstwiderlegungen, die sich der Verfasser, der mit der Freimaurerei keinerlei Beziehungen hat, leistete, möglich? Ja, das ist eine sehr interessante Frage und verdient, wie Hecker Seite 287 sagt, „die Aufmerksamkeit des Volkspsychologen". Wir sind felsenfest davon überzeugt, daß Herrn Heckers Versicherung, niemals Beziehungen zur Freimaurerei gehabt zu haben, ihre Ziele und Wege nicht zu kennen, wahr sind, und nehmen das gleiche auch von allen Mitgliedern und dem Vorstande der Goethegesellschaft an, und eben deshalb fehlt uns völlig der psychologische Schlüssel zu diesen Rätseln. Ja, wenn wir annehmen dürften, daß die Gesellschaft des Hochgradbruders Goethe wohl auch unter sich einen Hochgradbruder hätte und daß die Goethegesellschaft auch um „das Dasein" freimaurerischen Geheimwissens der Hochgrade wüßte, dann wären uns diese Häufung von Fehlschlägen und ganz unmöglichen Vorkommnissen und die Zufriedenheit mit der Behandlung der Gebeine des großen Dichters Schiller kein Rätsel. Es würde uns dann das Gedicht des gemordeten Schiller einfallen, in welchem er die Mörder eines Dichters sich selbst in ihrer Angst verraten läßt und wir hätten dann nur ein kleines Motto auf die erste Buchseite in unserem Exemplar des Buches „Schillers Tod und Bestattung" einzusetzen:

„Und es gesteh'n die Bösewichter
getroffen von der Rache Strahl!"

Da wir aber solchen Annahmen fernstehen und fest davon überzeugt sind, daß nicht nur Herr Hecker nie Beziehung zur Freimaurerei hatte, nein, daß auch die Goethegesellschaft kein einziges Mitglied unter sich hat, das über die Hochgradziele und Wege und das Treiben der Illuminaten in Weimar zur Zeit Schillers das geringste Wissen hat, so ist und bleibt uns dies Buch ein unlösbares Rätsel!

4. Meine erweiterte Beweisführung an Hand der Dokumente.

Als ich im Jahre 1928 meine Beweisführung über das Schicksal Schillers niederschrieb, habe ich verschiedene ernste Verdachtmomente nicht geäußert, weil mir einzelne Lücken in der Kette der Beweisführung blieben, und ich hoffte, daß im Anschluß an meine veröffentlichte These Antworten erfolgen würden, die mir neue Unterlagen brächten. Sieben Jahre harrte ich vergebens. Nun liegt eine Dokumentensammlung vor, die viel mehr Zurückhaltungen enthält, als die Beispiele meines ersten Abschnittes nennen, die aber doch manche Lücke ausfüllen und mir heute zu einer erweiterten Beweisführung als Ergänzung der im Jahre 1928 gegebenen dienen soll. Freilich voll ermessen, in welch überreichem Maße sich in diesem Falle das Verbrechen des Geheimordens enthüllt hat, können nur die, die nicht nur alle von mir angeführten Fälle der Ordensverbrechen an Kulturträgern kennen, und die auch gründlich genug sind, um sich die Voraussetzung zu dem Verstehen mancher Schlußfolgerungen zu verschaffen, d. h.

die die unantastbaren Werke Erich Ludendorffs „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" und „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren" gründlich studieren, um klar zu wissen, was erwiesene Tatsache ist und was ich deshalb in dem Buche „Der ungesühnte Frevel" keineswegs noch einmal erweisen mußte! Aber auch der Laie in diesen Fragen findet einen leicht faßbaren Beweis vor.

Über Krankheit und Tod Schillers habe ich noch außer dem so sehr interessanten Verabreichen von „Serpentaria" am 8. Mai (siehe oben) und anderer Indizien in Huschkes Brief, die uns sehr wichtig sein werden, andere Bestätigungen meiner Beweisführung aus den Heckerschen Dokumenten geschöpft. Über die Sektion kann ich nun erst unwiderlegbare Tatsachen nachweisen, die ich seinerzeit vermutete. Die oben genannte schauerliche Behandlung der Leiche Schillers durch Einhacken des Sarges fehlte mir damals, desgleichen die hohe Zahl der 64 am gleichen Orte Bestatteten, die allein schon die Totenliste Vielkes aufweisen soll. Mein geführter Nachweis, daß die „Ehrungen" der Gebeine Schillers, wie sie durch Goethes Pläne eines Goethe-Schiller-Grabes, durch die Beisetzung des Schillerschädels in der großherzoglichen Bibliothek und endlich die Beisetzung der Gebeine in die Fürstengruft von Br. Goethe und Br. Karl August getätigt wurden, immer nur unter dem Drucke der Empörung Mitlebender unternommen wurde, ist durch die Dokumente bekräftigt. Es fehlte mir aber die wichtigste Tatsache, daß die gleichen Illuminaten Brr. den Schädel weiter zu verunehren unternahmen, denn ich höre jetzt erst davon, wo der Schädel in den Tagen zwischen 18. September und 23. September 1826 war und wie er in diesen Tagen zugerichtet wurde. Ferner hatte ich zum Beleg dessen, daß Br. Goethe in Bezug auf Schillerehrungen unter Befehlen des Ordens stand, nur dessen allerdings sehr deutliche Worte aus seinen Aufzeichnungen. Nun bestätigt ein Dokument mir sogar, von wo Befehle der Brr. ausgingen. Traurig bereichert wird im übrigen der Nachweis eines geradezu schauerlichen Verhaltens Br. Goethes!

Wenn wir nun nach diesem kurzen Überblick zu dem einzelnen schreiten und zuerst Krankheit und Tod Schillers an Hand der neuen Dokumente noch einmal betrachten, so sei auf die lächerliche Verschiebung der Beweisführung durch die Gegner zuvor hingewiesen. Schiller könnte auch dann sehr wohl auf Logenbefehl vergiftet worden sein, wenn er ein Schwerkranker, ja, ein tuberkulöser Mann gewesen wäre. Es könnte also gar nicht durch die Behauptung, er habe Lungentuberkulose und Darmtuberkulose gehabt, an sich die These widerlegt werden, die ich aufgestellt habe. Seit wann unterläßt ein Staatsanwalt die Untersuchung auf Mord durch Vergiftung oder bricht sie ab, wenn er hört, daß der Tote nicht bis zum letzten Augenblick seines Lebens gesund war? Nun stellt sich aber überdies bei der genauen Prüfung der „sämtlichen Dokumente" ganz das gleiche heraus, was ich in meiner Beweisführung im Abschnitt 5 (S. 94 ff.) gesagt habe, daß nämlich keine Aussage über Schillers Krankheiten vor seinem Tode die Diagnose Lungen- und sekundäre Darmtuberkulose rechtfertigt, im Gegenteil. Eine solche Behauptung kann sich also einzig und allein an den Sektionbericht Dr. Huschkes klammern. Ich werde im folgenden zeigen, in welche Abgrundtiefe sie durch ihre Anklammerung an ein solches Dokument hinunterfällt.

Zuvor betone ich, wie wichtig für die Legende von dem schwerkranken Schiller doch die Zurückhaltung des Dokumentes von seiten Herrn Heckers ist, von der ich schon sprach, nämlich der Worte Schillers, in denen er, der Mediziner, sagt, daß die Mediziner bei ihren eigenen Erkrankungen mikroskopische Augen haben, mit denen sie ihre Krank-

heit betrachten, d. h. also Augen, die nur zu leicht die Gefahren vergrößert sehen. Bringen doch die Dokumente „Schillers Selbstzeugnisse" an drei Stellen Aussprüche, die ohne solches Dokument als ein Beweis dafür mißbraucht werden könnten, daß Schiller tatsächlich ein kranker Mann gewesen wäre. Seite 14 der „Dokumente":

An den Herzog Karl August, Weimar, 4. Juni 1804:

„Ich bin 45 Jahre alt, meine Gesundheit ist schwach."

Auf Seite 27 Dokument 46 an den Freund Karl Gotthard Graß, Weimar, den 2. April 1805:

„Und so war es leider auch den größten Teil des Winters, unter dessen Strengigkeit meine schwache Natur bald erlegen wäre."

Und endlich Seite 29 Dokument 53 an den Dresdener Freund Körner, Weimar, den 25. April 1805:

„Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahr aushält."

Diese Äußerungen sind von einem Manne gefallen, der die Krankheit, die ihn selbst befällt, mit „mikroskopischen Augen" anschaut, sie sind von einem Manne gefallen, der drei Tage nach diesem Brief an Körner zu Hof geht und dabei, wie Voß sagt, durch sein gesundes Aussehen erfreut (siehe oben). Sie sind von einem Manne geschrieben (siehe Dokument Mutius, siehe oben), der 8 Tage vor seinem Tode gesund beim Wirt saß und fröhlich Lieder sang.

Weit eindeutiger aber noch beweist der Kalender (siehe oben), daß Schiller subjektiv seinen Zustand so benannte, daß aber der Arzt nach der Art, wie er sich den Abend neben geistigem Schaffen am Tag ausfüllte, diesen nicht ebenso bezeichnen kann. Im Monate vor seinem Tode verzeichnete er 12 Theaterbesuche und 3 Besuche bei Hof. Mag man mir sonst folgen oder nicht, Lungentuberkulose oder gar Lungentuberkulose mit sekundärer Darmtuberkulose als Todesursache kommt nach Schillers Selbstzeugnissen, wie Dokumente es beweisen, überhaupt nicht in Frage. Schiller bezeichnet in seinen in der Dokumentensammlung angeführten Briefen die Krankheiten Goethes als sehr viel ernster wie die eigenen, und, was das Wichtige ist, er nennt hierbei die ärztlichen klaren Diagnosen, er berichtet wie es einem Mediziner ziemt, Dokument 37 Seite 23. An den Verleger Cotta, Weimar, 10. 2. 1805:

„Goethe lag einige Tage gefährlich an einer Lungenentzündung."

Seite 29 Dokument 53:

„Goethe war sehr krank an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, welche zweimal zurückkehrte."

Das sind klare ärztliche Diagnosen für schwere Krankheiten Goethes im gleichen Jahre (Goethes, der Schiller um 27 Jahre überlebte). Dem gegenüber stehen seine Angaben über seine eigene Erkrankung im gleichen letzten Jahre.

Der erste der drei Fälle sind 4 Tage Darmkrämpfe. Sie stehen als Kalendereintragung unter dem 24. Juli 1804.

„Jena: Wurde ich von der Kolik befallen." (s. o.)

Von dieser Kolik, die 4 Tage dauerte, erholt sich Schiller langsam und klagt bis in den Oktober hinein, noch nicht wieder voll bei Kräften zu sein. Am 22. Oktober aber schreibt er Seite 17, Dokument 14:

„Mit meiner Gesundheit geht es jetzt wieder recht ordentlich, und ich komme wieder in Tätigkeit."

Hätte uns die Sammlung „sämtlicher Dokumente" wirklich alles gebracht, hätte sie nicht so Wichtiges zurückgehalten, dann würden wir es in der Ordnung und keineswegs erstaunlich finden, daß die Dokumentensammlung Schiller von der gleichen Krankheit an unterschiedliche Menschen im ganzen 21mal berichten läßt!

Die zweite Krankmeldung Schillers ist im Dezember. Ein heftiger Katarrh, den er

sich bei den letzten Hoffestlichkeiten geholt hat, plagt ihn. Aus dem Dezember 1804 erhalten wir 7 Berichte über diesen einen Katarrh. Wir hören da z. B. S. 20 Dokument 23 an den Verleger Cotta, Weimar, 23. Dezember 1804:

„Noch immer herrscht der Katarrh bei mir in einem schrecklichen Grade und zwingt mich, da ich meinen Kopf schlechterdings nicht zu einer Hauptarbeit brauchen kann, zu Nebenarbeiten meine Zuflucht zu nehmen."

Dokument 24 an den Leipziger Verleger Gg. Göschen, Weimar, 23. Dezember 1804:

„Der Schnupfen und Katarrh herrscht noch ganz gewaltig bei mir und ich halte mich nur kaum so hin."

Schon im Januar 1805 beginnen dann die Briefe, die 9 mal von demselben Befallensein mit einem Schnupfenfieber berichten. Ferner finde ich 4 Fälle, in welchen Schiller sich wegen einer Brieffaulheit entschuldigt. Hier wird in etwas allgemeinerer Form von Kranksein gesprochen, das sein Schweigen über längere Zeit ihn freisprechen soll. Bei dem Schnupfenfieber im Jahre 1805 spricht sich der Arzt Schiller so eindeutig dafür aus, daß es sich um eine in ganz Weimar herrschende „Epidemie" handelt, daß es geradezu töricht genannt werden muß, wenn man hofft, diesen Schnupfen und Katarrh zur Lungentuberkulose umzudichten. So sagt er, in seinem Brief an Körner, Weimar, den 5. März 1805:

„Die verwünschte Schnupfenepidemie, die überall herumgeht..."

Der Mediziner Schiller stellt keine so törichten Selbstdiagnosen, daß er von Schnupfen, der epidemisch auftritt, spricht, wenn er an einer Lungentuberkulose zu leiden hat. Die Kalendereintragungen von März und April vor allem sind ja auch der sicherste Gegenbeweis für solche „Todesursache" im Mai. Es ist nicht unwichtig hier festzustellen, daß das Buch der Goethegesellschaft, das seine feierliche Versicherung, nichts zurückzuhalten, so oft bricht, andererseits die untereinander übereinstimmenden Berichte Schillers von drei Krankheiten in den letzten dreiviertel Jahren seines Lebens, eine Darmkolik, einen Katarrh und einen Schnupfen mit Fieber merkwürdig oft bringt. 21mal wird die erste Krankheit in Briefen an verschiedene Menschen gebracht, 7mal die zweite und 11mal die dritte; 4mal wird dann bei Entschuldigungen wegen Schreibunterlassung allgemein von Krankheit gesprochen, so daß uns also Hecker 43 Berichte Schillers über die drei Erkrankungen gibt! Der Laie, der diese Dokumentensammlung liest, ohne darauf zu achten, wie oft die Berichte einen einzigen Krankheitfall betreffen, kann auf diese Weise in dem Glauben an die Legende vom todkranken Manne gefestigt werden. Nur wenn Hecker uns kein Dokument vorenthalten hätte, könnten wir ihm hieraus keinen Vorwurf machen.

Was nun die Dokumente über Schillers Krankheit und Gesundheit angeht, die andere Menschen machten, so sieht der Kenner der Ziele und Wege der Freimaurerei natürlich die Zeugnisse von Brrn. und ihren Frauen nicht so an, wie die von anderen! Ich aber sehe hier ganz davon ab und stelle fest: von Dritten gibt es keine Zeugnisse, die die Legende von der schweren Lungentuberkulose oder der sekundären Darmtuberkulose, die zum Tode führten, stützen könnten. Als wichtige Quelle gilt den Literaten oft die Schwägerin Karoline von Wolzogen, deren Krankenbericht aber doch recht auffällig durch ihren Bericht über das Leichenbegängnis belastet ist, der völlig die Unwahrheit sagt und damit das Vertrauen zu anderen Angaben verlieren läßt. Frau v. Wolzogen sagt in ihrem Buche „Von Schillers Leben 2. Teil" (Bei Hecker S. 12):

„Das Leichenbegängnis war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber 12 junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr."

Abgesehen davon, daß es recht seltsam und sonst nicht üblich ist, daß Angehörige

eigens versichern, ihre Verwandten seien standesgemäß beerdigt worden, wird es zur Ungeheuerlichkeit, wenn diese Angabe eine grobe Unwahrheit ist! Nicht das Leichenbegängnis, nur die Kirchenfeier nach dem Leichenbegängnis war dem Range des Verstorbenen gemäß. Auf Karoline v. Wolzogens Krankenbericht selbst komme ich noch zurück.

In meinen Beweisführungen wies ich in allen von mir behandelten Fällen der Verbrechen an Kulturschöpfern nach, daß widerspruchvolle Berichte über ihre Todesstunden gegeben wurden. Ich erwähnte auch schon die unterschiedlichen Berichte, die allein Heinrich Voß gibt. Ich weise hier nur auf die eine Unwahrheit hin, daß Voß in einem Briefe angibt, die letzten Worte Schillers mit angehört zu haben, während Johann Michael Färber (s. S. 55 bei Hecker) nichts von seiner Anwesenheit sagt.

„Weimar, den 10. Mai.
Es war gestern als den 9., wo es sich frühmorgens etwas besser anließ ... Alsdenn schlief er schon mit halbgebrochenen Augen des Nachmittags ziemlich ruhig, wo ich bei ihm die ganze Zeit war, bis abends 5 Uhr, wo er heftig anfing zu atmen, wo ich sogleich zulief, aber leider, der völlige Nervenschlag war da, und alle Mittel waren fruchtlos, wo er dann ½6 Uhr mir und Rudolph in unsern Armen das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte."

Auch Charlotte von Schiller und Karoline von Wolzogen wissen nichts von einer Anwesenheit Vossens bei dem Tode Schillers. Wichtiger als diese Unstimmigkeiten aber ist uns hier die Mitteilung von Heinrich Voß an Karl Wolff, die unter Heckers Dokumenten auf Seite 79 steht:

„Siebenmal haben wir jungen Leute ihn so unter uns gehabt auf Redouten und Picknicks, und jedesmal wird mir, solange ich lebe, die heiligste Erinnerung sein ... Gottlob, daß er nur 6 Tage krank gelegen hat und nur wenig gelitten."

Voß war bekanntlich nur im letzten Lebensjahr Schillers in Weimar. Die sieben Redouten und Picknicks sprechen auch nicht sehr für schwere Lungentuberkulose! Was im übrigen von den Berichten des Voß zu halten ist, nach denen er eine Ohnmacht Schillers erlebt haben will, geht aus dem Dokument 38 Heinrich Voß an den Studienfreund Christian Niemeyer Seite 86 klar hervor. Dort heißt es:

„Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren."

Dann war es eben keine Ohnmacht, denn Ohnmacht ist Bewußtlosigkeit. Genug von diesen Dingen, das Wichtigste in Heinrich Voßens Briefen ist die wiederholte Versicherung, daß Schiller bis hin zu dem Tage vor seinem Tode seine Kinder küßte, und das soll er als Mediziner getan haben, wenn er an schwerer Lungentuberkulose litt?

Seite 87 bei Hecker schreibt Voß an Christian Niemeyer über Schiller im Februar 1805:

„Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an."

Vom 2. Mai 1805, sieben Tage vor Schillers Tode, berichtet er:

„Seine Kinder kamen und küßten ihn."

In seinem Briefe an Wilhelm Iden (bei Hecker S. 82) schreibt er:

„Oft habe ich ihn mit seinen Kindern spielend gefunden: wie klammerten sich die Jungen an ihn! wie küßten sie ihn! Manchmal lag er mit ihnen an der Erde und war da ihr Spielkamerad."

Weiter heißt es:

„Zwei Tage vor seinem Tode fing er an zu phantasieren und lag in diesem Zustand 24 Stunden; als er wieder zu sich kam, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen und küßte es mit Inbrunst und Tränen in den Augen."

Ganz so stellen wir uns einen schwer lungentuberkulösen Vater vor, der Mediziner ist!

Schiller hat wie so viele Menschen in jenen Tagen, dank der falschen Absperrung von frischer Luft im Winter und dem damals allgemein üblichen Grade des Wein-

genusses eine Neigung zu Katarrhen und Schnupfen. Da diese ihn zeitweise sogar am Schaffen behindern, sind sie ihm verhaßt wie dem Schriftsteller Theodor Vischer. Bedenken wir endlich, daß er dazu neigte, seine Erkrankungen mit den „mikroskopischen Augen" des Mediziners zu betrachten, dann verstehen wir diese Tatsachen, dann begreifen wir, daß er bis zuletzt mit den Kindern spielte und tollte und sie recht herzhaft küßte, dann begreifen wir auch seine Lebensweise und die Zeugnisse aus den letzten Wochen. Diese Feststellung steht im vollsten Einklang mit seinen Kalendereintragungen und erst recht im vollsten Einklang mit dem gesunden Aussehen 12 Tage vor seinem Tode bei seinem Gang zum Hofe, im Einklang mit seinem Theaterbesuch eine Woche vor dem Tode und mit dem fröhlichen, durch Mutius uns bezeugten Zusammensein mit dem Wirte 8 Tage vor dem Tode.

Doch gehen wir zu noch Wichtigerem über, nämlich zu dem Briefwechsel zwischen Br. Karl August und Br. Huschke im Mai 1805. Er ist eine wahre Fundgrube für unsere Beweisführung! Bei Hecker steht Seite 32 Dokument 1, Herzog Karl August an Huschke, Magdeburg, 17. (Mai 1805):

„Die Nachricht von Schillers Tode, die ich gestern abend hier in Ihrem Briefe vom 10.[2]) fand, hat mich sehr betroffen gemacht. Es ist hart, so vorzügliche Menschen fallen zu sehn, ohne die Hoffnung schöpfen zu können, daß sie leichte ersetzt werden."

Der Br. spricht von „fallen", nicht von „sterben". Hecker sagt zu 2):

„Dieser erste Brief Huschkes" (vom 10.), „in dem er wahrscheinlich nur eine vorläufige Mitteilung von Schillers Tod gemacht hat, liegt nicht mehr vor."

Das Fehlen dieses Briefes bei der sonst so reichen Sammlung wundert uns etwas, aber wir ziehen hieraus noch keine Schlußfolgerung. Hecker sagt, es sei wahrscheinlich, daß der Brief die Mitteilung von Schillers Tod enthalten haben muß. Ich aber sage, das ist nicht nur wahrscheinlich, sondern es ist sicher und ebenso sicher ist, daß Huschkes zweiter Brief vom 19. Mai eine Ungeheuerlichkeit ist! Hatte er den Tod Schillers schon mitgeteilt, dann konnte dieser Brief Huschkes an denselben Herzog Karl August nicht so lauten, wie er tatsächlich lautet:

„2. Huschke an den Herzog Karl August.

Da gleich nach der Abreise von Ew. Durchlaucht manches Merkwürdige hier vorfiel, so fordert mich meine Pflicht auf, hiervon einige genaue Nachricht zu erteilen. Den 1. Mai wurde abends späthin der Herr Hofrat v. Schiller krank, klagte über Schmerz in der linken Seite der Brust mit starkem Husten und Fieber. . . ."

Und nun folgt ein ausgedehnter Krankheitbericht, in welchem seltsamerweise dem Laien, Herzog Karl August, unter anderem vom Arzt alle Arzneien angegeben werden, die Schiller gegeben worden sind. Ehe wir weiter auf diesen seltsamen Bericht eingehen, stellen wir fest, daß die beiden Dokumente 1 und 2 zusammengehalten mit apodiktischer Sicherheit erweisen, daß dieser Brief vom 19. Mai gar nicht an Herzog Karl August gedacht sein konnte, sondern für eine „Sammlung" über den Tod Schillers verfaßt sein wird. Denn wenn der Herzog Karl August am 10. Mai von demselben Dr. Huschke, wie er schreibt, schon die Nachricht von dem Tod Schillers erhielt, so konnte unmöglich der Anfang des Briefes vom 19. Mai so abgefaßt sein. Er hätte etwa lauten müssen: Nachdem Euer Durchlaucht in meinem Briefe vom 10. (Mai) der Tod des Herrn Hofrat von Schiller schon kurz mitgeteilt wurde, so fordert mich nun meine Pflicht auf, eingehend über die Krankheit und den Tod zu berichten. Der Text des Briefes verglichen mit dem Brief von Br. Karl August, der 2 Tage zuvor datiert ist, beweist eindeutig, daß dieser Brief Br. Huschkes vom 19. Mai 1805 gar nicht für Karl August bestimmt war, sondern wohl für die gleiche „Sammlung", für welche, wie wir später sehen werden, auch Karl August einmal ein Dokument anfertigt und an Br. Goethe schickt. Doch nun zum Bericht dieses Briefes.

Ein Indizienbeweis trägt alle Indizien zusammen. Erst der Zusammenhang zeigt dann, wie wichtig das einzelne Glied der Kette war. Ich habe zwar in meiner Beweisführung die Sicherheit des Mordes an Schiller vor allem aus der Art der Beerdigung nach Ordensritual für die Gemordeten und aus dem Schicksal der Schillerschen Gebeine schon erbracht. Dieser Beweis ist in nichts von Hecker erschüttert, er ist durch andere Dokumente nur gefestigt worden. Wichtig ist uns jedoch der Krankheitbericht Huschkes in diesem Brief, der an Karl August gerichtet ist, aber an ihn nicht gerichtet gewesen sein kann.

Dieser Krankheitbericht widerspricht auffallend den Berichten von Frau Charlotte von Schiller, widerspricht in manchen Punkten auffallend jenem, den Karoline von Wolzogen gibt, und ist der einzige Krankenbericht, der sich in etwa in Übereinstimmung mit dem Sektionbefund, den derselbe Dr. Huschke angibt, bringen ließe, einen Sektionbefund, welcher seinerseits in unüberbrückbarem Gegensatz zu obengenannten Zeugnissen und den Kalendereintragungen steht!

Gewöhnlich herrscht die Fama, Schillers schwere Erkrankung, die zum Tode führte, habe vom 1. bis 9. Mai gedauert. Das ist irreführend. Schiller erkrankt, wie wir sehen, am 1. Mai mit sehr heftigem Erbrechen, was die ersten Tage andauert, er erholt sich dann aber so, daß er am 3. und 4. Mai den Verleger Cotta empfängt und mit ihm Unterredungen führt. Dabei liegt er bis zum 6. Mai überhaupt nicht zu Bett. Er unterhält sich bis dahin über Literarisches, läßt sich auch vorlesen. Erst am 6. Mai berichtet seine Frau eine jähe Verschlimmerung. Sie spricht von einem starken „Krampf auf der Brust" (!). Er wird zu Bett gelegt. In den letzten Tagen hat Schiller viel von der gebrechlichen Gesundheit seiner Frau gesprochen. Er besprach mit ihr, in welches Bad sie gemeinsam gehen wollten; da Schiller Pyrmont für zu stark für Frau von Schiller hielt, wird beschlossen, im Sommer zusammen nach Brückenau zu gehen. Schiller leidet dann am letzten Tage an heftigen Krämpfen und Schwächezuständen. Er nimmt am 9. noch ein Kräuterbad, das ihm etwas wohl tut, und stirbt nach einem Schlummer nachmittags 5½ Uhr. Der Diener Wolzogens, J. M. Färber, ist bei ihm, als sich unter Krämpfen sein Gesicht verzerrt. Er ruft Charlotte v. Schiller an das Bett des Sterbenden, sie sieht den Krampf der Gesichtsmuskeln, erlebt den unvergeßlichen Abschied der letzten bewußten Minute seines Lebens, den jeder in den Briefen Charlotte v. Schillers lesen mag.

Vergleichen wir nun an Hand der Dokumente die Berichte Charlotte v. Schillers, Karoline v. Wolzogens und Dr. Huschkes in den wesentlichsten Punkten. Huschke nennt uns einen ganz anderen Krankheitbeginn, verschweigt völlig das heftige Erbrechen! Er sagt:

> „Den 1. Mai wurde abend späthin der Herr Hofrat v. Schiller krank, klagte über Schmerz in der linken Seite der Brust mit starkem Husten und Fieber. Es war das hier gewöhnliche rheumatische Seitenstechfieber, welches weiter nicht so gefährlich war. Denn hier haben es alle, die daran gelegen haben, auch sogar schwächliche Menschen, gut überstanden."

Charlotte v. Schiller aber schreibt an die Schwester Schillers, Luise Franckh S. 76:

> „In den ersten Tagen brach er alles von sich."

Wenn Huschke dieses heftige Erbrechen gar nicht meldet, so ist das denn doch sehr seltsam! Er gibt einen völlig anderen Bericht des Beginns der Krankheit! Wenn so schwere Indizienbeweise für unnatürlichen Tod auf ein Ordensurteil hin von mir schon erbracht wurden, die im folgenden noch erhebliche Bestätigung finden werden, so ist es jedenfalls wohl erlaubt, daran zu denken, daß auf Seite 24 dieses Buches die Berichte stehen aus dem Buche des Mathesius: „Wie man Dr. Luthern mit Listen hat wollen umbringen und tödten, von ihm selbst zu Eisleben Anno 1546 erzählet", in dem von

Luther erzählt wird, wie ein heftiges Erbrechen ihm einmal das Leben rettete, als man ihm bei einem „Konvivio" Gift in den Trunk getan hatte!

Jedenfalls ist dies völlige Verschweigen des heftigen Erbrechens in den ersten Tagen des Erkrankens von diesem Arzte, der so eingehend berichtet, der dem Laien Karl August sogar alle Medikamente schreibt, die er verordnete, mehr als seltsam, denn gerade das Erbrechen wurde in jener Zeit als Symptom sehr wichtig genommen. Seltsam ist das, zumal er den tatsächlichen Krankheitbeginn nun durch einen anderen ersetzt, welcher seinen „Sektionsbericht" ein klein wenig unauffälliger macht.

Von den Tagen am 3. und 4. Mai berichtet Karoline v. Wolzogen (siehe „Schillers Leben", 2. Teil, Stuttgart und Tübingen, Seite 268, Dokumente Heckers Seite 8):

„Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn v. Cottas Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden."

Über den 6. Mai berichtet Charlotte v. Schiller an Cotta (s. Hecker S. 54):

„Heut früh und diese vorige Nacht war es noch sehr, sehr beunruhigend; denn es hatte sich ein heftiger Krampf auf der Brust eingestellt, der uns mit der trockenen Hitze sehr Angst machte. Diesen Nachmittag aber hat Schiller ein Kräuterbad genommen, worauf er gleich Linderung spürte. Ich habe ihn auch in ein ordentlich zubereitetes Bett gebracht, auf Bitten des Arztes, und die Transpiration und besseres Ausdehnen des Körpers tut ihm wohl."

Jetzt also (am 6. Mai) wird der Kranke erst in das Bett gebracht, er hat heftigen „Krampf auf der Brust". Huschkes Bericht von dem gleichen Tage aber lautet:

„und es schien alles gut zu gehen, bis den 6. Mai, wo ich ihn früh *röchelnd**) fand. Er konnte den Auswurf nicht gut heraufbringen, klagte über Angst, und der Puls wurde klein. Verkältung war die Ursache dieses Zufalls, weil er nie zu Bette lag. Er bekam auf die Brust noch ein Vesikatorium, innerliche Mittel, die die Brust stärkten, und ein warmes Bad, worauf abends dieser fürchterliche Zustand gehoben wurde."

Das vor dem Tode einsetzende „Röcheln", bei welchem der Sterbende den Auswurf nicht mehr expektorieren kann, ist etwas anderes als ein Krampf auf der Brust! Aber nach allem, was über Schiller nach diesem „Röcheln" berichtet wurde, erweist es sich, daß der Bericht Ch. v. Sch.s, nicht aber der Dr. Huschkes, die Wahrheit sagt. Sie erzählt am 12. Juni über den weiteren Verlauf des 6. Mai an Schillers Schwester Luise Franckh (siehe Hecker S. 76):

„Wir machten ihm begreiflich, daß er baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags [6. Mai]."

Ich dächte, dieser Bericht klafft mit dem des Dr. Huschke doch gar sehr auseinander! Caroline von Wolzogen meldet über den 6. abends (siehe Hecker S. 9/10):

„Am 6. [Mai] abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des ‚Freimütigen' in sein Zimmer verirrt. „Tut es doch gleich hinaus", sagte er, „daß ich mit Wahrheit sagen kann: ich habe es nie gesehen! Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen". Die ‚Contes de Tressan' hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen."

Der Hinweis auf diese auffälligen Gegensätze möge hier genügen. Es sei nur noch hinzugefügt, daß Charlotte v. Schiller an Schillers Schwester Christophine Reinwald im Juni 1805 schreibt (Hecker S. 70):

„Meine eigne Gesundheit ist schwach; in den letzten Tagen war immer Schiller mit mir beschäftigt. Meine gute Mutter wollte mich bereden, ich sollte mit ihr nach Pyrmont gehen... aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es sei mir zu stark. Wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit."

---

*) Hervorhebung von mir. M. L.

Hier folgen ferner ihre Worte vom 1. Juni 1805 an Fritz von Stein (Hecker S. 71):

„Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht."

Und endlich an Ludwig Fischenich am 4. Juni 1805 (Hecker S. 72):

„Ich hatte ihn oft kränker gesehen .... Als nach harten Krampfanfällen er endlich schlief" (sie spricht hier vom 9. Mai). „... Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte..."

Auch an andere berichtet sie von den Krämpfen.

Da wir im folgenden weit eindeutigere Beweise für die Rolle des Geheimordens bei Schillers Tode haben, als dieser auffällige Krankenbericht des Arztes Br. Huschke, der so sehr den Meldungen der Charlotte von Schiller widerspricht, da wir weit eindeutigere Beweise als die Verordnung von Serpentaria (Schlangenwurzel) (am 8. Mai) haben, die Cicuta-Wasserschierling gewesen sein könnte (s. o.), so stellen wir hier nur fest, daß Schiller sich nach heftigem Erbrechen zu Beginn seiner Erkrankung weitgehend erholte, sich erst am 6. Mai nach einem heftigen „Krampfe auf der Brust" zu Bette legt, und sich nach einem warmen Bade wieder viel wohler fühlt, daß seine Krankheit dann nur drei Tage währte, während er oft nicht bei klarem Bewußtsein war und schwere Krämpfe hatte. — Der Bericht seines Arztes aber zeigt sehr seltsame Gegensätze zu den Angaben der Zeugen.

Wir wenden uns nun dem wesentlichsten Dokumente, dem Sektionberichte und der Sektion Schillers zu. Zwei Ärzte sollen bei dieser Sektion anwesend gewesen sein, nämlich Br. Dr. Huschke und Br. Dr. Herder. Es gibt anscheinend kein Protokoll dieser Sektion, das von beiden Ärzten unterschrieben wäre, Hecker führt keines vor! Aber er gibt zu dem bekannten Sektionberichte, der in Hoffmeister*) steht, und der mir vorlag*), noch einen, in einem sehr wichtigen Punkte diesem widersprechenden, auch von Br. Dr. Huschke verfaßten Bericht, und das ist der, der sich am Schlusse des genannten Briefes Huschkes vom 19. Mai findet.

Ich nannte auf Seite 148 die Gründe, die den Arzt bewegen können, eine Sektion vorzunehmen und nenne, ehe wir nun beide Sektionberichte des Br. Huschke nebeneinander stellen, den ganz besonders auffälligen widersinnigen Grund, den Huschke als Anlaß seiner Sektion in seinem Briefe angibt:

„Da er lange einen elenden Körper hatte und ungesund war, so machten wir den Tag drauf nachmittags die Sektion."

Sinngemäß hätte er die Einleitung seines Satzes schließen müssen:

„so konnten wir von einer Sektion absehen."

Der Sektionbericht lautet:

In dem Brief Huschkes vom 19. Mai 1805 an Herzog Karl August:	In dem Buche Hoffmeisters Seite 329:
1. Die Rippenknorpel waren durchgängig und sehr stark verknöchert.	1. Die Rippenknorpel waren durchgängig und zwar sehr stark verknöchert.
2. Die rechte Lunge mit der Pleura von hinten nach vorne und selbst mit dem Herzbeutel ligamentartig so verwachsen, daß es kaum mit dem Messer gut zu trennen war. Diese Lunge war faul und brandig, breiartig und ganz desorganisiert.	2. Die linke Lunge mit der Pleura in dieser ganzen Brusthöhle so verwachsen und selbst mit dem Herzbeutel so ligamentartig verbunden, daß diese Verwachsungen kaum mit dem Messer gut zu trennen waren. Diese Lunge selbst war faul, brandig und breiartig, und, wie man sah, schon längst desorganisirt.
3. Die linke Lunge besser, marmoriert mit Eiterpunkten.	3. Die rechte Lunge war besser, doch aber durch und durch mit Eiterpunkten versehen. Sie sah wie Marmor, und bei dem Drucke kamen an allen Orten kleine Eiterpunkte zum Vorschein.

*) Hoffmeisters Werk (siehe unter der von mir genannten „Quellenprobe").

4. Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte sehr viele Runzeln, war häutig, ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücken zerflocken.

5. Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig.

6. Die Gallenblase noch einmal so groß als im natürlichen Zustande und strotzend von Galle.

7. Die Milz um 2/3 größer als sonst.

8. Der vordere konkave Rand der Leber mit allen naheliegenden Teilen bis zum Rückgrat verwachsen.

9. Die rechte und linke Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen.

10. Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritonäum verwachsen.

11. Urinblase und Magen waren allein natürlich.

4. Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte viele Runzeln, war häutig, ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack, der größer als im natürlichen Zustande war, konnte man in kleine Stücke ohne Gewalt zerflocken.

5. Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig.

6. Die Gallenblase noch einmal so groß, als im natürlichen Zustande. Die Blase von Galle strotzend.

7. Die Milz um zwei Drittheile größer als im natürlichen Zustande.

8. Der vordere konkave Rand (soll wohl heißen: die konvexe Fläche) der Leber mit allen nahe liegenden Theilen bis zum Rückgrat verwachsen.

9. Die linke und rechte Niere in ihrer Substanz aufgelös't und völlig verwachsen.

10. Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritonäum verwachsen, nicht so stark auf der linken Seite.

11. Urinblase und Magen waren nur allein natürlich. Dr. Huschka.

Schon in meiner Beweisführung 1928 wies ich auf die völlige Unmöglichkeit solch eines Befundes überhaupt und erst recht solchen Befundes bei einem 12 Tage zuvor noch gesund aussehenden Menschen hin (siehe S. 96). Hier werde ich nun näher auf diesen ungeheuerlichen Sektionbefund, der auch für die damalige Zeit ganz unmöglich war, wie ein Vergleich mit dem Sektionbefund bei Lessing es zeigt, eingehen.

Huschke meldet uns schwerste diffuse Lungengangrän auf dem ganzen einen Lungenflügel und Phtysis florida, disseminierte Miliartuberkulose auf dem ganzen anderen Lungenflügel! Der Arzt möge urteilen, ob solcher Befund je bei Schiller nach dem Berichte der letzten Wochen vor seinem Tode möglich gewesen wäre! Dieser Bericht steht im krassesten Widerspruch mit den Tatsachen. Man geht nicht mit diffuser Lungengangrän auf dem ganzen einen Lungenflügel und disseminierter Miliartuberkulose auf dem ganzen anderen Lungenflügel im letzten Monat vor dem Tode zwölfmal in das Theater und dreimal zu Hofe! Man sieht nicht 12 Tage vor dem Tode bei dem letzten Gange zu Hofe „gesund" aus, geht nicht 8 Tage vor dem Tode noch einmal in das Theater und sitzt auch nicht eine Woche vor dem Tode vergnügt singend beim Wirte! Allein schon dieser Lungenbefund, zusammengehalten mit den Tatsachen über Schillers Lebensführung in den letzten Wochen vor dem Tode, erweist den Sektionbericht Huschkes als arg plumpe Unwahrheit.*) Huschke ist schon entlarvt. Es bedürfte nicht einmal der erstaunlichen, für einen Arzt geradezu unmöglichen Tatsache, daß er in seinen beiden Berichten einmal die linke, ein andermal die rechte Lunge disseminiert tuberkulös sein läßt, und einmal die linke, dann wieder die rechte Pleura mit dem Herzbeutel ligamentartig verwachsen sein läßt. Das ergibt ein so völlig anderes Bild in dem einen und dem anderen Falle für den sezierenden Arzt, daß dieses Vorkommnis beweist: hier liegt gar kein Sektionbild vor, das ganze ist eitel Trug! Doch Dr. Huschke kann sich gar nicht genug tun an Entlarvung und so häuft er noch weitere Unmöglichkeiten! Was sagt er vom Herzen? Zunächst eine Feststellung: Der Laie weiß vielleicht nicht, daß das Herz nur Muskulatur ist. Es ist ein Muskel, der das Blut durch den Körper und durch die Lunge zu pumpen hat, ein Muskel, der außen und innen einen zarten Hautüberzug, das Perikard und das Endokard, besitzt. Wenn ich

*) Dabei sehe ich ganz ab von der großen Seltenheit eines so diffusen Lungengangräns bei Lungentuberkulose!

ihm das aber sage, so wird er den Widersinn des Berichtes begreifen, daß das Herz Schillers „ohne Muskelsubstanz" gewesen sein soll! Welche Unkenntnis in der Anatomie muß dieser Leibarzt, Dr. Huschke, aufgewiesen haben und — wie unwahr hat er das beschrieben, was er doch vor seinen Augen sah bei der Sektion. Gewiß gibt es Herzschwäche, angeborene und erworbene, bei welcher man bei der Sektion die Muskulatur geringer entfaltet findet als bei dem gesunden Herzen, dieser Befund aber, den Huschke beschreibt, ist unmöglich! Wir werden noch des Rätsels Lösung finden, weshalb er sich so sehr übersteigert!

Noch unerklärlicher als ein solcher Herzbefund ist die Meldung:

„Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerflocken", oder „Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke ohne Gewalt zerflocken".*)

Mag immer der Sektionbericht fast in allen Teilen ganz unmöglich sein, er bleibt doch wenigstens in seinen anderen Punkten insofern im Rahmen des ärztlichen Tuns, als er kein Zerreißen der Organe in kleine Stücke meldet! Hier aber mit einem Mal, beim Herzen Schillers, hören wir von einem ganz ungeheuerlichen und ärztlich völlig sinnlosen Treiben, das zu gar keiner diagnostischen Erkenntnis leiten konnte! Dr. Huschke zerflockt das Herz Schillers in kleine Stücke! und fügt den Bericht über dieses Treiben in ein Scheinbild: in eine als Trug entlarvte ärztliche Sektion! — — —

Das von ihm angegebene Ergebnis der Öffnung des Brustkorbes erwies überreich die Unmöglichkeit eines Menschen, zu leben! Aber Dr. Huschke gibt an, daß nun auch der Bauchraum geöffnet wird. Es kann dies gar kein anderes Interesse haben, als daß wir ihn wieder auf Unwahrheiten und Unkenntnissen erwischen sollen! Diesem dumpfen Drange der gehäuften Selbstentlarvung entspricht denn auch sein Bericht. Wir hören:

5. „Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig."

So hat also Schiller auch noch einen gangränösen Leberrand gehabt! Dann hören wir unter 8 noch über die Leber:

„Der vordere konkave Rand der Leber mit allen naheliegenden Teilen bis zum Rückgrat verwachsen."

Dr. Huschke hat also nicht gewußt, daß es einen vorderen konkaven Rand nicht gibt, sondern daß die Leber sich vorn als konvexe Fläche zeigt.

Aber aus seiner Praxis weiß er, daß er beim Lebenden einen Leberrand palpieren kann, der unter dem rechten Rippenbogen vortritt, einen konvexen Bogen bildend. In seiner so seltsamen Unruhe verwechselt er zudem noch konkav und konvex. Hat Dr. Huschke je eine Leber in situ gesehen? Ich möchte es nach solchem Berichte bezweifeln. Mit Sicherheit aber läßt sich erkennen, daß es zum mindesten sehr lange hergewesen sein muß, seit er eine Leber in situ sah, als er diesen Bericht am 19. Mai niederschrieb. Es ist ausgeschlossen, daß er 9 Tage vorher die Leber in dem eröffneten Bauchraum der Leiche Schillers gesehen hat.

Eine weitere Unmöglichkeit seines Sektionberichtes ist

„9. Die linke und die rechte Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen."

oder:

„Die rechte und linke Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen."

Wie ein Organ „in der Substanz aufgelöst" sein kann und zugleich „völlig verwachsen" ist, das ist Dr. Huschkes Geheimnis, für andere Mediziner hebt die eine Aussage die andere auf!

Dr. Huschke will bei dem vor 22 Stunden gestorbenen Schiller beide Nieren in ihrer Substanz also aufgelöst gefunden haben! Und Schiller soll bei solchem Herz-, Lungen- und Nierenbefund am Tage vor seinem Tode noch haben leben können?

*) Hervorhebung von mir. M. L.

Welche völlig unhaltbare Übertreibung und welche Häufung von Unwahrheiten! Es gibt keine Krankheit, die die Nierensubstanz „auflöst“. Bei schweren Vergiftungen ergeben sich die schwersten Veränderungen besonders an den protoplasmatischen Eiweißsubstanzen der Nieren. Es stellt sich hier zwar albuminöse Trübung oder körnige Degeneration ein, aber dann sehen die Nieren trübe aus, in schlimmsten Fällen wie gekocht, niemals aber sind sie in der Substanz dann aufgelöst. Erst recht gilt dies für Krankheittod. Huschke hat auch hier die Unwahrheit gesagt, um die Todesursachen zu häufen. Aber warum wohl? Die übrigen Dokumente werden uns zeigen warum! —

Die völlig unnötige gründliche Sektion mit dem so völlig unmöglichen unwahren Sektionbericht soll am 10. um 4 Uhr nachmittags stattgefunden haben. Aber wo hat sie stattgefunden? Dieses ausgedehnte Öffnen beider Körperhöhlen und ihrer Organe hat in der kleinen Wohnung Schillers stattgefunden! Wo wurden denn die Intestina, und die Flüssigkeit der geöffneten Organe mit „aufgelöster Substanz“ hingetan? In welchem Zimmer hat die gründliche Sektion stattgefunden? Etwa in dem kleinen Schlafstübchen Schillers? Wie sollte Frau v. Schiller dann das Bett und die Stube vorfinden? Oder etwa in Schillers Wohnstube? Wo haben die Brr. die Leiche dort hingelegt? War das Sofa der mögliche Ort für diese weitgehende Sektion, einer, wie berichtet ist, schon in Verwesung übergegangenen Leiche? Wurde das Wohnzimmer der Kinder dafür gewählt? Es ist notwendig, diese Fragen zu stellen, um die Unwahrheit der Behauptung voll zu enthüllen.

Aber die Aussage Engelmanns (s. Hecker S. 109) gibt uns noch einen weiteren Beweis dafür, wo die Sektion stattgefunden haben müßte. K. L. Schwabe berichtet:

> „Meister Engelmann besah genau alle ... Särge ..., erklärte aber, daß er keinen derselben als von ihm gefertigt anerkennen könne. Es sei richtig, daß er Schillers Sarg gefertigt; er habe die Leiche auch selbst mit eingelegt. Die Beerdigung habe, wie er sich sehr deutlich und klar erinnere, sehr schnell geschehen müssen, weil die Leiche sehr übergegangen gewesen ...“

Also, die Leiche war sehr übergegangen, wie dies zum Beispiel bei schweren Vergiftungen der Fall ist, und dennoch machte Br. Huschke mit Br. Herder die völlig unnötige Sektion im Hause Schillers, noch dazu an einem schwer tuberkulösen Kranken?

Wir wissen nun durch die Aussage Engelmanns noch mehr! Klarer noch als an die Tatsachen, die er nennt, hätte sich der Schreiner an das so Ungewöhnliche erinnert, wenn er eine sezierte Leiche hätte mit in den Sarg legen müssen! Das wäre so außergewöhnlich für ihn und auch mit so heftigen ungewohnten Eindrücken verbunden gewesen, daß er hiervon etwas gesagt hätte. Er hilft mit die Leiche in den Sarg legen, er spricht nicht von einer sezierten Leiche, so war denn die Sektion der Brr. im Holzsarge, nachdem Engelmann geholfen hatte, die Leiche in den Sarg zu tun.

Nun ist der Indizienbeweis geschlossen, denn in dem Holzsarge, in welchem der Tote von seinen Freunden am Tage darauf zu Grabe getragen wurde, konnten nicht die Öffnung der beiden Körperhöhlen und ihrer Organe vorgenommen werden, das ist unmöglich, sonst wäre das Tragen des Sarges völlig unmöglich gewesen, ich brauche nicht deutlicher zu sagen, weshalb!

Die Sektion, von der der Sektionbericht meldet, hat also gar nicht stattgefunden, kann nicht stattgefunden haben! Damit will ich aber nicht etwa sagen, daß Br. Huschke überhaupt keine „Sektion“ vorgenommen hätte. Ihm lag als Br. des Geheimordens wohl eine andere Art „Sektion“ am Herzen, nämlich die, von der auch sein Gelübde spricht: Das Herz herauszunehmen und es in kleine Stücke zu zerflocken, wie er das ja auch selbst schreibt! Eine solche „Sektion“ konnte bei geschickter Abbindung der Hauptgefäße auch bei der schon verwesenden Leiche leicht im Sarge vorgenommen und die relativ kleine Schnittöffnung konnte leicht wieder geschlossen werden.

Eine solche Sektion hätte auch, wenn sie vor der Sarglegung stattgehabt hatte, dem Tischler Engelmann sehr wohl verborgen bleiben können.

Die Brr. Huschke und Herder haben, wie Huschke selbst sagt, das Herz Schillers in kleine Stücke zerflocket, das war ihre „Sektion".

Nun freilich sind uns alle Unerklärlichkeiten des Sektionberichtes psychologisch nur zu begreiflich. Wer das einem Schiller tat, der konnte schon in einer inneren Verfassung sein, daß er nicht mehr weiß, was er von der rechten und linken Lunge sagte, der konnte aus schlechtem Gewissen heraus der Todesursachen gar nicht genug häufen. Denn immer verrät sich das schwere Verbrechen an einer Häufung der Entlastungversuche! – Diejenigen, die „Ziele und Wege", vor allem aber auch den sturen Aberglauben der „unsichtbaren Väter", die diese Verbrechen an den Gemordeten befehlen, nicht kennen, stehen da vor einem Rätsel. Sie meinen, wie sollten denn diese Verbrecher so töricht sein und ihr Treiben selbst im Sektionbericht ankündigen? Sie mögen denn erfahren, daß der Occultglaube solcher Juden und ihrer Verschworenen von ihnen das „Bannen" der Rache der Gojim verlangt. Sie fühlen sich nur sicher vor der Rache der Ermordeten und ihrem Wirken als „Dämonen", wenn sie das Verbrechen „verkalt" der profanen Welt andeuten, das sie an sich aller Welt ableugnen, sowie man es ihnen nachweist. Es muß also in verhüllter Form alles mitgeteilt werden. So wie das Bild von Mozarts Armenleichenwagen, dem nur ein Hund folgt, in den Mozartgedenkstätten aushängt, um das Verbrecherbegräbnis „verkalt" mitzuteilen und dadurch die Rache zu bannen. Da das Bild mit künstlerischem Können hergestellt ist, wirkt es auf „Profane", als sei es nur aus tiefem Mitgefühl mit solcher Beerdigung dort ausgestellt. So wird hier die Tatsache der Erfüllung des Judenfluches der Illuminatenbrr. an der Leiche Schillers in dem verhüllenden Gewande einer ärztlichen Sektion mitgeteilt. „In dreifache Nacht gehüllt", begehen die Geheimorden die Verbrechen, die sie für nötig erachten und „verkalt", „vertarnt" teilen sie dennoch alles mit. So versichern die Brr. ja auch immer wieder in der Literatur, daß Schillers Schädel von den Gebeinen getrennt ist, erzählen uns von den Schicksalen der Schädel anderer Kulturschöpfer, indem sie hier wieder eine andere „Verkalung" verwerten (s. S. 201 ff. dieses Buches).

In welcher Seelenverfassung der 29 Jahre alte Br. Herder war, der „Schillern innig liebte", nachdem er dem „Zerflocken" des Herzens Schillers in kleine Stücke zum mindesten beigewohnt hatte, dafür haben wir kein Zeugnis. Schon im Mai des nächsten Jahres starb er, 30 Jahre alt. Br. Huschke sah keinen Zeugen mehr lebend, der der „Sektion" beigewohnt hatte. Wohl aber haben wir ein seltsames mittelbares Zeugnis dafür, in welcher Seelenverfassung Herder seiner Mutter von der Sektion berichtet haben mag. Während schon in allen Briefen aus Weimar und in der Presse diese Sektion als die volle Erklärung des „unerwarteten, unvermuteten" Todes mit Einzelheiten von den Weimarern berichtet wird, schreibt Caroline v. Herder, die Mutter Br. Herders, im Mai 1805 an Johannes von Müller (siehe S. 65 bei Hecker):

„Der Tod von Schiller hat in Weimar und hier [in Jena] große Teilnahme erregt. Er starb an einer Brustentzündung. – Unser geschickter Stark war leider in Leipzig. Schwerlich hätte ihn dieser retten können: eine ganz, durch und durch, fehlerhafte Lunge und Herz, beide zusammengeschrumpft, krank und welk, und die Eingeweide verwachsen. Mein Sohn [Gottfried] war nicht sein Arzt....

Leben Sie wohl...

Was ich von Schillers Sektion geschrieben habe, bleibt für Sie allein".

Ahnte diese Mutter wohl, daß hier etwas verheimlicht werden müßte?

Nicht so aber dachte Br. Huschke. Entgegen aller sonstigen Sitte wurde nicht etwa die Diagnose (s. o.) genannt, die aus dem Sektionbefund hervorging, sondern blitz-

schnell ging die Kunde zu allen Laien, auch in die Presse, von der verfaulten einen, der vereiterten anderen Lunge, dem Herz, das nur ein häutiger Sack sei und so weiter und tat ihre Wirkung! Diese Wirkung, die in einer Fülle von Briefen usw. bekundet ist, zeigt deutlich, was das Amt des Sektionberichtes war. Ein unerwarteter Tod wird mit Hilfe der Sektion glaubhaft gemacht, ja, es wird allen zur Überzeugung, daß es ein Wunder war, daß Schiller überhaupt noch leben konnte. Das mußte auch jedem nur zu sehr wunderbar sein.

Ich ergänze meine Dokumente von S. 94 ff. noch durch andere aus der Heckerschen Sammlung, um zu beweisen, wie wertvoll jedenfalls dieser aller Welt mitgeteilte Sektionbefund für Brr. sein mußte, wenn eine Vergiftung (in drei bis vier Schüben) vorlag!

Aus Stephan Schützes Tagebuch von Karl Siegen (Hecker S. 47 ff.):

„12 . . . . .
Am 10. Mai wurde Schillers Leib geöffnet. Die eine Lunge, berichtet Schütze, sei ganz verwachsen, die andere voll Eiter, die eine Seite aber sei ganz verbrannt gewesen; alles habe durcheinander gelegen, die Leber sei verhärtet... kurz, man habe sich gewundert, daß der Dichter so lange habe leben können."

Friedrich Wilhelm Riemer (Goethes literarischer Gehilfe) schreibt 11. Mai 1805 an den Jenaer Verleger Frommann (Hecker S. 57):

„Gewiß wird die Nachricht von unsers Schillers Hingange Sie sehr erschreckt haben / Keiner von uns erwartete ihn / Die Sektion hat freilich ausgewiesen, daß er nicht länger leben können und daß es ein Wunder ist, wie er so lange sich hingehalten hat..."

Br. Wilhelm von Wolzogen an den Verleger Cotta (siehe Hecker S. 58):

„Gestern abend erfuhr ich in Auerstedt, daß Schiller tot sei. Heute nacht um 1 Uhr wurde er beigesetzt. Sein Tod sei sanft gewesen. Man hat ihn geöffnet und sonderbare Desorganisation in seinem Inneren gefunden. Die Teile der rechten Seite konnten keine Funktion mehr leisten; nur mit dem linken Lungenflügel atmete er, und dieser fing sich schon an zu verwachsen..."

Derselbe an Schillers Schwager, Pfarrer Franckh (Hecker S. 58):

„Weimar, den 13. Mai 1805.
Er starb den 9. abends zwischen 5 und 6 sanft und ruhig und unerwartet, da seine öfteren Krankheiten daran gewöhnt hatten, ihn leidend zu sehen."

Endlich mögen noch einige Beispiele für die Rolle des Sektionberichtes in der breiten Öffentlichkeit gegeben werden (Hecker S. 240):

„‚Zeitung für die elegante Welt', Leipzig. Nr. 61. Dienstags, den 21. Mai 1805.
— — Eine gänzliche Verwachsung der Eingeweide an der rechten Seite des Leibes und eine widernatürliche Verknorpelung unter der Herzgrube haben sich, nach unternommener Sektion, als die Hauptursachen ergeben, warum derjenige nicht länger leben konnte, dem ich so gern einen Teil meiner Jahre geopfert hätte. . . ."

„Weimar, den 11. Mai.
Wir alle sind durch diesen Schlag sehr getroffen, doch finden wir einigen Trost darin, daß nach dem Zeugnisse der Ärzte, die seinen Körper öffneten, ihm kein längeres Leben möglich war; denn in seinem Inneren fand man alles so unregelmäßig, so zerrüttet und so verletzt, daß man sich wundern muß, wie er noch so lange hat leben können. . . ."

Ferner Hecker Seite 242/243:

„‚Kaiserlich und Kurpfalzbairisch privilegierte Allgemeine Zeitung'. Mittwoch Nr. 149, 29. Mai 1805.
Er schrieb noch wenig Tage vor seinem Tod muntere Briefe an seine Freunde voll gemütlicher Heiterkeit und grünender Lebenshoffnung. Drei Tage vor seinem Tod überfiel ihn die tödliche Krankheit... Die Leiche wurde den Tag drauf in Beisein mehrerer Ärzte geöffnet, wo sich bei der Sektion zeigte, daß weder die zufällige Abwesenheit seines trefflichen Arztes . . .
. . . Die edelsten Eingeweide fanden sich in der größten Zerrüttung und Auflösung. Der rechte Lungenflügel war ganz angewachsen und kaum sichtbar, der linke bis an die dritte und vierte Ribbe zwar nicht verwachsen, aber in Eiterung. Herz und Leber waren so angegriffen, daß sie sich sogleich in Fasern auflösen ließen; alles war entzündet, die Gedärme fast völlig verschrumpft. Bei einem solchen Zustand der edelsten Lebensteile grenzt es ans Wunderbare, daß er sein Leben noch so lange fristen . . . konnte."

Das also war das Bild, das durch Briefe und Presse gegeben wurde. Wenn der gute Deutsche es nun gar gedruckt in der Zeitung sah, da war er fest überzeugt, wie sicher nun alles verbürgt sei. Denn Ziele und Wege der Geheimorden waren ja völlig unbekannt. Keiner dachte dann weiter nach, wo man denn diese gründliche Sektion einer „schon in Verwesung übergegangenen Leiche" gemacht haben wollte, weshalb man vorgab, sie gemacht zu haben, und wie der Befund mit den Briefen „voll gemütlicher Heiterkeit" wenige Tage vor dem Tode übereinstimmte. Das Nachdenken hört bei den „Gebildeten" vor allem meist auf, wenn sie feste Behauptungen gedruckt lesen, damals, wie heute!

So war denn alles in Deutschland zwar hoch überrascht über den jähen Tod, aber durch den Sektionbericht nur noch überrascht, daß der Tod nicht früher erfolgt sei. Und auch noch ein Zweites war durch das Ungewöhnliche erreicht, den Laien die inneren Organe Schillers als verfault und vereitert und das Herz ohne Muskelsubstanz zu schildern! Es sollte den Verehrern Schillers nachträglich ein Grauen ankommen, wie es bei Laien durch solche Berichte leicht erreicht wird. Ja, ein Ekel vor diesem nur Fäulnis und Eiter bergenden Menschen sollte wohl die Wirkung sein. Nur der tiefe Eindruck der hehren Persönlichkeit Schillers siegte in den meisten. Aber ein Beispiel dafür, was da erreicht werden wollte, möge der Brief der Henriette von Knebel geben, der überdies noch in der Wiedergabe der Heckerschen Dokumente eine mir ungeklärte Eigenart zeigt.

Schon auf Seite 94 habe ich nach Scherr, Bd. III, Seite 232, den Brief von Henriette von Knebel an ihren Bruder am 15. Mai angeführt und zwar wegen des ersten Satzes:

> „Das schmerzhafte Ereignis von Schillers unvermutetem Tode hat mein Herz so verwundet, daß mir der Balsam der Freundschaft sehr notwendig ist. Wir haben die Nachricht von Schillers Tod in Auerstedt ... erfahren ..."

Seltsamerweise läßt Hecker den Brief Seite 64 mit dem zweiten Satz beginnen, ohne daß Punkte zuvor gesetzt wären. Ohne zur Stunde diesem Rätsel weiter nachzugehen, bringe ich aus diesem Briefe weitere Stellen:

> „Die Ärzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schillern nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über mich geärgert, aber jetzt muß ich mich selbst entschuldigen ..."

Also ihr graust nachträglich vor Schiller, der kein Herz mehr hatte! Wie manchem anderen an Sektionbefunde nicht gewohnten Menschen mag es ähnlich ergangen sein, zumal der Sektionbefund so lautete!

Das also war die Sektion, der Bericht über sie und die Wirkung. So wäre denn den Brrn. alles trefflich gelungen gewesen, wenn nicht ihr Aberglaube Beerdigung und Beerdigungort dem Ritual entsprechend hätte gestalten müssen, und wenn sie nicht ein volles Jahrhundert nun in auffälligster Weise getrachtet hätten, den Fluch über Schillers Gebeine vor der empörten Mit- und Nachwelt Schillers zu retten. Flammte die Empörung auf, das zeigte ich schon auf Seite 112 ff., so wurde versucht, sie durch Unwahrheit zu überwinden, gelang dies nicht, so wurde der Schein einer Ehrung vorgenommen, bis die Empörung sich wieder gelegt hatte, dann wurde wieder voll Eifer der Fluch erfüllt. Auch dieser Teil meiner Beweisführung hat Bereicherungen erfahren, weshalb ich auch hierauf noch einmal eingehen werde. Wichtige Glieder in der Kette können nun eingefügt werden, und das ganze trostlose, armselige und verbrecherische Treiben liegt nun klar enthüllt vor uns. Betrachten wir daher die Beerdigung an dem „heiter-ernsten Ort" im Zusammenhang mit Frau von

Schillers Wünschen der Umbettung des Toten.

Die Beerdigung habe ich eingehend nach dem wichtigsten Dokument Schwabes (Seite 96 ff.) geschildert und auch in meiner Betrachtung der Heckerschen Schlußfolgerungen hier noch einmal berührt. Eine Erweiterung der Merkwürdigkeiten, die bisher von mir nur erwähnt wurden, erfährt das ganz besonders seltsame Verhalten des Br. von Wolzogen, des Schwagers Schillers. Alexander Färber, der Sohn Johannes Michael Färbers (siehe Hecker S. 56), der bei Wolzogen Diener war und Schiller in seinen letzten Tagen vor dem Tode mitpflegte, berichtet, und zwar, wie er besonders versichert, „daß dieses mit Treue und strengster Wahrheit geschieht":

„„Geheimerat v. Wolzogen", so erzählte mein Vater, „reiste am Ende des Monates April 1805 nach Leipzig und ließ mich [dazu gestrichen: mit den Worten: „Färber, bleiben Sie hier! Man weiß nicht, was vorfallen kann"] in Weimar zurück."

Diese von Färber wieder gestrichenen Worte sind uns sehr wertvoll, denn da er gerade vorher seine ernste Beteuerung abgibt, daß er mit größter Treue die strengste Wahrheit sagt, und da ferner sein Schreiben mit den Worten beginnt:

„Was ich im Nachfolgenden auf Verlangen über den Tod des Hofrates Friedrich v. Schiller mitteile ..."

so wird er wohl auch „auf Verlangen" die Worte gestrichen haben. Seltsam ist dies Ahnen des Schwagers, daß der damals gesunde Schiller einige Tage darauf einen so heftigen Brechanfall bekommen wird! Ebenso interessant ist es uns, daß vom Hofe niemand außer den beiden Herzoginnen während Schillers Krankheit und seinem Tod in Weimar ist, und der Hausarzt Schillers, Stark, auch von den Fürstlichkeiten auf die Messe in Leipzig genommen ist. In den Tagen vom 1. bis 9. Mai wird er keineswegs durch den Leibarzt Huschke beim Hof in Leipzig vertreten, damit Schiller seinen seit 15 Jahren gewohnten trefflichen Arzt in seiner Krankheit zu Hilfe haben kann! — Wolzogen ist also von Ende April bis 11. Mai abwesend und enthüllt sich nun vollends durch sein seltsames Benehmen bei der Beisetzung Schillers. Er erfährt die Todesnachricht in Auerstedt, ist noch zeitig in der Nacht vom 11. auf den 12. in Weimar. Aber statt sich dem Sarge anzuschließen, benimmt der Br. sich mehr als „merkwürdig". Schwabe berichtet hierüber folgende, von mir auf Seite 99 schon kurz angedeutete, Begebenheit (siehe Julius Schwabe S. 19):

„Die Falltüre ward wieder niedergelassen und dann auch das äußere Thor des Grabgewölbes wieder geschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort aus priesterlichem Munde unterbrach das Schweigen der Mitternacht. Still wollten sich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als ihrer Aller Aufmerksamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergestalt angezogen wurde, welche gespensterartig zwischen den dem Kassengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Geberden und lautes Schluchzen ihre innige Teilnahme an dem, was soeben vollbracht worden war, zu erkennen gab. Man hat später versucht, die Erscheinung dieses Leidtragenden in ein mystisches Dunkel zu kleiden .... Es wurde aber in dem räthselhaften Leidtragenden der Schwager Schillers, der Geh. Rath von Wolzogen, von allen Denen unter den Augenzeugen deutlich erkannt, welchen Seine Persönlichkeit nicht gerade unbekannt war."

In seiner Widerlegung einer Veröffentlichung Friedrich von Frorieps, der behauptet hatte, er wäre mit Wolzogen dem Sarge Schillers gefolgt, schreibt K. L. Schwabe (siehe Hecker S. 279):

„Auch Herr v. Wolzogen folgte dem Sarg nicht, sondern wir trafen ihn erst auf dem Gottesacker, als der Sarg vor dem Gewölbe abgesetzt wurde, wo er, schluchzend und in einen Mantel gehüllt, auf den Gräbern herumwandelte."

Dieses unglaubliche Verhalten Wolzogens bei der Beerdigung seines Schwagers, nur tief verhüllt über Gräber zu irren, statt sich ohne die tiefe Verhüllung zum Sarge Schillers zu begeben, wird durch seine seltsame Vorahnung, daß ein Unfall sich ereignen könne, durch seine Abreise, sein Fernbleiben trotz der Erkrankung Schillers zu

einem Indizium, daß er um die Ordensbefehle gar sehr wußte, vor allem auch den Befehl, dem toten Schwager nicht das Geleit zu geben, erhalten hatte. Fügen wir nun noch die wichtige Mitteilung Johann Michael Färbers an seinen Bruder David (Hecker S. 56) hinzu:

„Sonntag wird er zur Erden bestattet."

die uns zeigt, daß die Umgebung über den Zeitpunkt der Beerdigung getäuscht wurde, so sehen wir, daß die Brr. ihre Befehle erhalten hatten, dem Zuge fern zu bleiben und die Profanen falsch benachrichtigt gewesen sind. Dieses stille Begräbnis ohne Gefolge war natürlich bei dem berühmten Dichter Schiller eine recht auffällige Sache. Ich habe Seite 96 ff. Beispiele der Empörung der Mitwelt angeführt und gebe hier nur noch ein Beispiel dafür, wie in der Öffentlichkeit sofort völlig unwahre Berichte über die Bestattung erschienen. Bei Hecker Seite 259 ff. findet sich Dokument 134, eine Schrift von Oemler „Schiller ...", Stendal 1805. Hierin heißt es:

„In der Nacht zum 12. Mai wurde Schillers Leichnam beerdigt. Es war eine feierliche, stille Nacht. Hunderte der vielen gebildeten Bewohner Weimars harrten gerührt des Augenblickes, in welchem man den Liebling der deutschen Nation zur Ruhestätte tragen würde, um ihn bis dahin zu begleiten. Schillers Freunde waren untröstlich. Am Hofe selbst herrschte, anstatt des rosenfarbenen Humors, eine traurige Stille. Goethe weinte und klagte ..."

Soviel Worte, soviel Lügen. Der Hof war auf der Leipziger Messe, kein einziger Weimarer außer den Sargträgern war in den Straßen und was Br. Goethes Weinen und Klagen anbelangt, so bezeugen die Dokumente es etwas anders.

Noch weit schwieriger war es für die Weimarer Brr., die Mitwelt mit der Beisetzung in dem Massengrabe, dem Kassengewölbe, zu versöhnen. Empörung herrschte bei der Mitwelt, obwohl sie die skandalösen Zustände im Kassengewölbe nicht ahnte. Von den Presseäußerungen hierüber führe ich noch (s. Hecker S. 275) an:

„143 Dokument ‚Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ...' Sonnabend, den 7. November 1829 Nr. 134 ...

Wien im März 1829.

... Alle, die ich in früherer Zeit in Weimar gekannt ... sie waren dahin wie Er, der erhabene, ideale Schiller, nach dessen Grabstätte ich mich sogleich erkundigte. Früher schon hatt ich häufige Klagen und Beschwerden, besonders Reisender, gelesen und gehört, daß sie Schillers Ruhestätte in Weimar nicht einmal hätten besuchen können, da niemand mit Gewißheit sagen könne, wo dessen Sarg stehe .. Es ist der Herr Hofrat und Bürgermeister Karl Schwabe, der früher bei dem Begräbnis Schillers die Schande von Weimars als so gebildet gepriesenem Publikum abgewendet hatte, daß Schillers Leiche nicht von den schon dazu gedungenen Schneidergesellen zum Kirchhof getragen wurde .... durft ich des Mannes nicht unerwähnt lassen, dem nicht Weimar bloß, dem die ganze gebildete Welt den beruhigenden Trost verdankt, wenigstens mit Sicherheit zu wissen, wo die Gebeine des großen deutschen Dichters begraben liegen ..."

Ich bereichere ferner meine Beweisführungen von Seite 96 ff. über die tatsächlich große Empörung der damaligen Mitwelt über die Bestattung Schillers in dem Massengrabe noch um ein Dokument, das Hecker auf Seite 264 bringt. Der „Gesellschafter" in Berlin brachte unter „Reiseerinnerungen":

„Vergeblich forschte ich auf dem Stadtkirchhof zu Weimar nach dem Grabstein Schillers. Endlich führte mich der heisere Küster in eine entlegene Ecke des Platzes, und mich vor ein altes, verfallenes Häuschen postierend, sagte er mir halb vertraulich: „Hier liegt er!" Der Mann hatte ein ganz ehrliches Gesicht, und so kann man ihm wohl aufs Wort glauben. 5 Schritte von diesem ehrwürdigen Grabe ist ein großer Obelisk aufgerichtet. „Herder? Musaeus?" rief ich. Nein! Ein Handwerksbursche, der einst bei einer Feuersbrunst jemanden das Leben rettete. Fiat applicatio!"

Und was antwortet der „Geist von Weimar" darauf? Nun, er antwortet wie immer, wenn Empörung aufflammt, mit Unwahrheit. Die Weimarer sagen dazu:

„Daß der selige Schiller in dem Herrschaftlichen sogenannten Kassengewölbe standesmäßig beigesetzt worden, solange bis die Frau Witwe anderweit über den Leichnam verfügen wird."

Wir werden ja sehen, wie es der Witwe Schillers mit ihren Wünschen erging. Der

„Gesellschafter" Seite 266 betont seinerseits nun sehr richtig:

„Man sollte aber doch nicht warten, bis die „Frau Witwe"... ihrem verstorbenen Gatten ein Denkmal errichtet; sind es doch Tausende, die den Wunsch hegen: daß dem Dichter Achtung bezeugt werde,"

Wie sehr immer wieder solche Versuche gemacht werden, vom „Geiste von Weimar", zeigt auch die Nachschrift zu dem Bericht über die denkwürdige Schillergedenkfeier in Lauchstedt, auf die wir im „Am Heiligen Quell" zurückkommen werden, in welcher es heißt (s. Hecker S. 256):

„Der verewigte Schiller wurde still und ohne äußeres Gepränge von jungen Gelehrten und Künstlern zur Erde bestattet, weil dieses sein letzter ausdrücklicher Wille war, der als Wort des Sterbenden unverletzbar sein mußte;... Die fassungslose Bestürzung, die uns alle bei dem so schnellen, so ganz unerwarteten Tode des Unvergeßlichen ergriff, der uns wie ein Blitz aus heiterer Luft traf, zeigte dem anwesenden unbefangenen Beobachter... Dem betrübten Freunde [Goethe] warf man es damals vor, daß er diese Totenfeier nicht veranstaltet hätte!... Man mußte ihm damals den Tod seines innigstgeliebten Freundes mehrere Tage lang verschweigen, und doch erschütterte ihn die Nachricht seines Verlustes so, daß man wochenlang ihm Schillers Namen nicht einmal zu nennen wagte!"

Um zu zeigen, wie der „Geist von Weimar" noch im Jahre 1825 die Tatsachen auf den Kopf stellt, führen wir noch Dokument 138 Seite 268 bei Hecker an:

„‚Der Führer durch Weimar und dessen Umgebungen...'

... Auch Weimars Stolz, der unvergeßliche Friedrich v. Schiller, ruht hier auf diesem Friedhof [der St. Jakobskirche] und wurde in einem der schönsten Gewölbe, der Landschaftskasse gehörig, standesmäßig beigesetzt....

Ein allgemeines Schmerzgefühl bemächtigte sich aller Herzen, als die Nachricht von seinem Tode erscholl, und wie einst in Syrakus alles um den großen Archimedes Trauer anlegte, so trauerten Weimars Bewohner bei dem Verluste dieses großen Mannes. Auch ist es nur der damals tiefbewegten Zeit beizumessen, daß seinen Manen kein öffentliches Denkmal gesetzt wurde."

Die Unwahrheiten der Weimarer hatten Erfolg (siehe Hecker S. 269).

„‚Journal für Literatur,... Jahrgang 1826'... Nr. 76, 22. September....

...Schillers irdische Überreste waren nämlich gleich nach seinem Ableben (9. Mai 1805) nur vorläufig in dem sogenannten Kassengewölbe (einer altherkömmlich für ausgezeichnete Personen bestimmten, geräumigen Gruft) beigesetzt worden, bis man sich über den würdigsten Ort der bleibenden Ruhestätte mit der Familie vereinigen würde."

Seite 244 Hecker finden wir dieselbe Unwahrheit, als sei von den Bestattern selbst das Grabgewölbe als einstweilig erachtet gewesen, und zwar steht es in dem Dokument 130, Seite 242 ff. bei Hecker:

„Der Zustand der Leiche machte eine schnelle Beisetzung nötig, und sie wurde schon in der Nacht zwischen dem 10. und 11. Mai einstweilen in ein Grabgewölbe gebracht, bis der Herzog, der bei der preußischen Revue in Magdeburg sich befand, zurückgekommen wäre und weitere Dispositionen (hoffentlich zu einem des Dichters würdigen Grabmal im herzoglichen Park an der Ilm) gemacht hätte."

Schon gleich nach dem Tode Schillers hatte Johann Gottfried Gruber es sich geleistet, eine Schrift zu schreiben: „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter", Leipzig 1805 (siehe Hecker S. 261 ff.):

„Weimar, den 13. Mai 1805.

Ich eile, mein verehrter Freund, Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, die zwar schmerzlich, aber ebenso wichtig ist. Am 9. abends 6 Uhr war die unglückliche Stunde, wo der Tod den geliebten Schiller aus unserer Mitte riß ... Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus welchem er noch einmal zum Bewußtsein auf kurze Zeit erwachte, welche er zum schmerzlichen Abschied und zu der Anordnung benutzte, daß man seine Leiche ohne alles Gepräng, ganz in der Stille und aufs einfachste zur Erde bestatten möge.... Seiner eignen Anordnung zufolge sollten ihn Handwerker tragen."

Soviel Worte, soviel Unwahrheiten, ausgestreut vom „Geiste von Weimar", um die schauerlichen Tatsachen zu verschleiern.

Ich habe über den Bestattungort, das Kassengewölbe, in meiner Beweisführung (siehe Seite 96 ff.) noch nicht alle skandalösen Zustände des Inneren dieses Gewölbes, besonders „der beliebten Gewohnheit" des Totengräbers Bielke, die Särge „einzuhacken", anführen können und habe bei der Antwort auf Heckers Schlußfolgerungen wichtige Ergänzungen geben können. So bleibt mir hier nur noch die Pflicht, über diesen Punkt das wichtige Ergebnis zusammenzufassen und ein amtliches Dokument recht interessanten Inhaltes heranzuziehen.

Schillers Grabstätte, das Kassengewölbe, war weder Grab noch Gruft; denn von einer Gruft, die immer wieder geöffnet wird, um einen neuen Sarg aufzunehmen, wird allerwärts als unerläßlich verlangt, daß sie durch die Mauerung, auch des Bodens, alle Feuchtigkeit fernhält, so daß die Särge instand bleiben und keine Spuren der Verwesung in der Gruft zu finden sind. Das Kassengewölbe aber war ein Ort der Fäulnis, in welchem die Särge verfaulten und die Leichname im halb verwesten Zustande der allgemeinen Fäulnis sich bald beimischten, wodurch denn die über jede Beschreibung unwürdigen und häßlichen Zustände herrschten, die wir nicht nur nicht einem Schiller, sondern gar keinem einzigen Menschen als Bestattungort wünschen. Ein Grab, das nicht wieder geöffnet wird, bietet für keinen anderen Menschen jenen Anblick und jene Gerüche der Fäulnis, die ihm die Totenstätte zu einem Orte des Grauens machen. Aber diese Falltür des Kassengewölbes, die da immer wieder geöffnet wurde, um einen neuen Sarg in die Fäulnis und Verwesung zu senken, ist ein ebenso grauenvoller Unfug, wie die jeweilige Arbeit des Einhackens und Versenkens, die der Totengräber „Meister Bielke" immer wieder neu betrieb, wenn der Keller voll war.

Wenn dieses Kassengewölbe nur 7 Särge in der einen Richtung und 2 in der anderen Richtung aufzunehmen vermochte, so war es mit 9 Särgen besetzt und der Raum konnte dann wie bei einem Kaufgrabe nicht mehr zur Verfügung stehen. Aber Särge in dieser Weise aufeinander zu türmen, daß die unteren von den oberen in diesem faulen Kellerloche zertrümmert werden und dann noch obendrein den Unfug des Einhackens durch den „Meister Bielke" zu gestatten, das sind ganz außergewöhnlich ungeheuerliche Zustände, die für eine „profane" Welt viel zu roh sind! Tatsächlich muß ja auch gemeldet werden, daß niemand mehr dort bestattet wurde, nachdem Schwabe die Öffnung dieses Kellers verlangt hatte, um die Verscharrung der Gebeine Schillers zu verhindern, und der ganze schauerliche Unfug den Weimarern zu Gehör kam.

Die Tatsache, daß Schillers Tannensarg so vorzeitig von Bielke „eingehackt" wurde, kann nur im Zusammenhang mit den gesamten Leichenschändungen an dem Toten recht verstanden werden. Sie steht in einer Kette der Indizien neben dem „Zerflocken" des Herzens Schillers in kleine Stücke und neben dem Geheimtreiben Br. Goethes an dem Schädel Schillers, das ich noch nachweisen werde.

Möge noch ein Dokument die Aufregung zeigen, die in die Behörden fuhr, als Schwabe als Weimarer Bürgermeister den ganzen Unfug an das Tageslicht brachte. Es mußten natürlich nun Schritte geschehen, damit die Bürgerschaft sich wieder beruhige. Hecker Seite 119 lesen wir:

„53. Das Großherzoglich Sächsische Oberkonsistorium an die Großherzogliche Kirchen- und Gotteskastenkommission....

Präsentiert den 16. April 1826.

Im Namen Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach pp. Bei einer, kraft hierzu erhaltenen Auftrags, von Unserm Sekretariat vor einigen Tagen bewirkten Besichtigung des auf dem Jakobskirchhof oder sogenannten alten Gottesacker befind-

lichen Fürstlichen Kassengewölbes hat sich ergeben, daß dieses Grabgewölbe in seinem untern Raume überaus an Feuchtigkeit leidet, sodaß die meisten der darin beigesetzten Särge und darunter selbst solche, die noch nicht 16 bis 20 Jahre alt sind, vor Feuchtigkeit und Nässe entweder schon zerfallen oder doch dem Zerfallen nahe sind, ja daß überhaupt mit der Aufstellung und Behandlung der in das gedachte Gewölbe gekommenen Särge mit sehr weniger Sorgfalt und Schonung verfahren worden ist.... Wir begehren daher, die Gotteskastenkommission... wolle darüber, ... wie sie habe zugeben können, daß die Feuchtigkeit in diesem Begräbnissouterrain so sehr überhand genommen und auf die darin beigesetzten Särge so zerstörend eingewirket, ingleichen daß der Totengräber so willkürlich und gewissenlos mit denselben umgegangen, ... anher berichten.

Weimar, den 11. April 1826.

Großherzoglich Sächsisches Oberkonsistorium. Peucer."

Wieder einmal der „Geist von Weimar"! Jahrzehnte finden sich skandalöse Zustände und nur weil Schwabe eingreift, um Schillers Gebeine vor dem Schicksal des Verscharrtwerdens zu retten, und die Öffentlichkeit sich über die gefundenen Zustände im Kassengewölbe empört, wird Bericht eingefordert, und zwar – und das ist das bezeichnende, der Bericht wird von der Gotteskastenkommission eingefordert, die das Gotteskastengewölbe unter sich hat und nunmehr mit Recht antworten kann, sie habe mit dem „Kassengewölbe" gar nichts zu tun, das sei die Sache der Landschaftskasse. Aber es war da doch etwas geschehen. Sehr wichtig ist uns, daß wir bei dieser Gelegenheit hören, daß dieses schauerliche Massengrab mit dem faulen Kellergewölbe ein „Fürstliches Kassengewölbe" genannt wurde, und wir begreifen es sehr wohl, daß uns Hecker Männer und Frauen des verarmten Hochadels nennen kann, die sich für einen Louisdor (nach Schwabe) dort begraben ließen. Ihnen kam es auf das „Fürstliche" an, auf die Absonderung von dem Bürgertum, und sie ahnten ja auch nicht, wie es in dem Gewölbe aussah. Wie wertvoll einem Geheimorden eine solche Verschleierung der Verwertung dieses Kassengewölbes, das dem Br. Karl August gehörte, gewesen ist, braucht nicht erhärtet zu werden. Von höchster Wichtigkeit für den Geheimorden aber mußte eine Eigenart dieses „Fürstlichen Kassengewölbes" sein, nämlich die, daß jede amtliche Kontrolle über die Namen der Toten, die hier hineinversenkt wurden, völlig fehlte. Es lag ganz im persönlichen Ermessen des Totengräbers Bielke „senior", der bis zum Jahre 1801 sein Amt erfüllte, und dann des Meisters Bielke „junior", der zur Zeit nach Schillers Tod dessen Sarg einhackte (siehe oben), ob und wie oft sie einen bestatteten Toten in ihr Totenbuch schreiben wollten, während die Brr., die im Konsistorium und in der Landschaftsbehörde saßen, kein Register führten. Nur als die Empörung des Volkes wach wurde, bequemten sie sich, wie das ja „Geist von Weimar" war, ein Weilchen eine Liste zu führen. Hecker, der uns das auf Seite 346 berichten muß, erzählt uns von der Totenliste Bielkes, verschweigt aber, ob sie von beiden Bielkes war, oder nur von einem stammt, und legt noch nicht einmal dieses Dokument vor, welches uns zwar gar manchen Toten verschweigen kann, denn es ist ja kein amtliches Dokument, aber doch wenigstens 64 Tote aufführt. Hecker berichtet uns:

„Nicht einmal ein vollständiges Verzeichnis der stattgefundenen Beisetzungen war vorhanden, weder bei der Landschaft noch im Oberkonsistorium; die Führung dieser Liste war der ungelenken Hand des Totengräbers Bielke überlassen geblieben, der nur zweimal, 1788 und 1792, eine Abschrift davon eingereicht hatte. Nun aber, aufgerufen durch jene Zeitungsfehde, sieht sich das Landschaftskollegium bewogen, dem Kassengewölbe seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.... Der Registrator Stötzer wird angewiesen, das Totenregister über das Jahr 1792 hinaus bis zur Gegenwart zu ergänzen, er gibt seine Abschrift der Liste Bielkes am 26. Juni 1820 zu den Akten.... Aber der Eifer erlahmt schnell; auch ein Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" ... vermag ihn nicht zu beleben."

Wie soll, so frage ich, der Registrator Stötzer das Totenregister über 34 Jahre hin nachträglich ergänzen? Herr Hecker schweigt.

Aus jenem Dokument spricht der echte „Geist von Weimar", wie er damals allerwärts mit Ausnahme bei freien Deutschen, wie Schiller und Schwabe, in Weimar anzutreffen war. Wenn in die Presse Empörung kommt, dann wirbelt alles wie in einem Ameisenstaat geschäftig, um die enthüllte Schande zu überwinden, und oft ist dann auch die Unwahrheit das recht beliebte Mittel. Br. Goethe und Br. Karl August gehen hierin als leuchtendes Beispiel voran, wie schon das Gedicht Goethes über den Schädelfund es bezeugt, und wie ich dies im folgenden noch weit klarer werde beweisen können.

Wir stehen also vor der Tatsache, daß das Kassengewölbe dem Br. Karl August, dem Herzog, gehörte und durch den Namen „Fürstliches Kassengewölbe" manche verarmte Hochadelige anlockte, sich dort für einen Louisdor bestatten zu lassen, solange sie nicht ahnten, wie es darin aussah, daß ferner schon die Liste Bielkes (siehe oben) 64 Tote nennt, eine amtliche Liste nicht geführt, die Zahl der „namenlos" im Keller Versenkten nicht festzustellen ist. Da das Kassengewölbe Eigentum des Br. Karl August war, konnte niemand diese Zustände ändern, es sei denn der Fürst selbst. Ja, siebzig Jahre hindurch konnten die beiden Meister Bielke getrost Särge einhacken, soviel ihnen beliebte, oder soviel man es ihnen an das Herz legte. Denn Schillers Sarg ward, wie wir sahen, ja sogar zu früh eingehackt.

Ein aufrechter Deutscher, der wahrscheinlich Bürgermeister von Weimar ward, weil er seine für den Orden so verheerenden Berichte bis zu jener Stunde nicht veröffentlicht hatte, greift ein, um Schillers Gebeine vor dem Verscharren zu retten, und siehe da, unter dem Druck der Öffentlichkeit gibt am 12. Dezember des Jahres 1826 (Hecker S. 181) das Oberkonsistorium dem Landschaftskollegium die Weisungen, die Kirchen- und Gotteskastenkommission anzuweisen .....

„1. den Totengräber bedeuten, daß er künftig über die Särge, welche im Kassengewölbe beigesetzt werden, ein Register führe, die nach und nach in das Gewölbe beigesetzten Särge von jetzt an mit Nummern, welche denen im Register entsprechen, versehe und dieses letztere auf jedesmaliges Erfordern der Kirchen- und Gotteskastenkommission vorzeige."

Nun muß Hecker das für seine Widerlegungversuche geradezu Vernichtende melden (Seite 182):

„Nach dem Jahre 1826 ist das Kassengewölbe nicht wieder in Anspruch genommen worden."

Wir glauben das gern, sehr gern, denn die Adeligen hatten erfahren, wie es in diesem „Fürstlichen Kassengewölbe" aussah, und die Brr. — ja die Brr. — hatten kein Interesse mehr an einem Kassengewölbe, das überwacht war, das Meister Bielke keine Freiheit zum „beliebten" Einhacken der Särge gab und noch obendrein kein Massengrab mehr war, über das kein Totenregister geführt wurde. Es kommt mir angesichts dieser bereicherten Beweisführung, die meine Worte Seite 109 überreich bestätigt, fast wie überflüssig vor, auf das Gedicht Br. Goethes, auf jene Terzinen, hinzuweisen, in denen er sich den Fund des Schädels Schillers im Kassengewölbe zuschreibt. Dort heißt es:

„Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten."

Wir trauen dem „Geist von Weimar" allerhand zu, aber daß sich die Toten, die im Kassengewölbe bestattet wurden, unbestraft von den Polizeibehörden totschlagen konnten, das wollen wir doch nicht so recht glauben. Nur Logenbrr., das ist erwiesene Tatsache, konnten zu allen Zeiten ihre Geheimurteile fällen, ohne von der Polizei entdeckt zu werden, da vorsichtig immer aus den Kreisen der höheren Polizeibehörden, der Ärzte, Apotheker und vor allem der Staatsanwälte und Richter Brr. Freimaurer gewonnen waren und daher nicht nur freie Deutsche, sondern auch Brr. solchen

geheimen Verbrechen gegenüberstanden, die sich nach Bestimmung des Ordens in jedem Fall für andere Brr. und die Geheimnisse der Logen einzusetzen haben. Goethe enthüllt also mit diesen Worten, daß in diesem Massengrabe von der Loge Getötete liegen, aber auch jene, die ihnen das Urteil sprachen und dann selbst das gleiche Schicksal erfuhren. –

Betrachten wir nun, was aus Charlotte von Schillers Wünschen und aus dem für das Schillerfamiliengrab und Denkmal gesammelten Gelde freier Deutscher wurde. Es lebt heute noch in der Literatur die Legende, daß Charlotte von Schiller ihre Wünsche, Schillers Sarg aus dem Kassengewölbe in ein Familiengrab umbetten zu lassen, um einst selbst an seiner Seite bestattet zu sein, aus zweierlei Gründen nicht habe erfüllen können. Einmal wegen ihrer wirtschaftlichen Lage, zum anderen wegen der „Kriegswirren". Bekanntlich hörten die Freiheitkriege 1815 auf, so daß der letztere Grund 10 Jahre nach Schillers Tode wegfiel. Aber erst 21 Jahre nach Schillers Tod macht Schwabe seinen Versuch, die Gebeine Schillers vor dem Verscharren mit jenen von 63 anderen, ihm im Leben fremden Menschen zu verhindern. Schon das läßt erkennen, daß solche Erklärungen nicht stimmen. Der wirtschaftlichen Not der Familie v. Schiller hatten sich alle Maßgebenden außer Br. Goethe liebreich angenommen; das werden wir noch erkennen.*)

Hecker wagt (Seite 321) uns eine unmögliche Annahme schmackhaft zu machen, für die nur Gegenbeweise und nicht ein Schatten eines Beweises vorliegen:

„Wir glauben, daß es Schillers eigener Wille gewesen ist, im Kassengewölbe beigesetzt zu werden."

Hecker widerlegt sich immer selbst durch seine eigenen Dokumente, er hat offenbar ein schlechtes Gedächtnis dafür, was einige Seiten vorher in seinem eigenen Buche steht. Er könnte dort die Beteuerung Charlotte v. Schillers und Karoline v. Wolzogens lesen, daß Schiller vor seinem Tode nicht an das Sterben dachte, keine Anordnungen bezüglich der Verhältnisse seiner Familie traf, kein Wort über seine Bestattung sprach. Weit wichtiger aber ist die Tatsache, daß aus den Worten Charlotte v. Schillers ein tiefer und echter Schmerz über den Tod Schillers spricht. Es ist unmöglich, anzunehmen, sie hätte nach dem Tode Schillers gegen dessen Willen gehandelt. Wir stehen vor der Tatsache, und die Heckerschen Dokumente erhärten sie noch, daß Charlotte v. Schiller von Anbeginn an den innigsten Wunsch hegte, den Sarg Schillers aus dem Kassengewölbe entfernen zu lassen und ihn in ein Familiengrab zu bestatten. Seite 95 steht bei Hecker:

„40. Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein ...
[Rudolstadt, 21. Dezember 1806.]
... Ich wünsche sehnlich aus einem Grunde zumal einen Besitz: denn ich möchte die heiligen Überreste unseres Geliebten auf dem Eigentum seiner Hinterlassenen wissen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieser Plan zustande käme, so bitte ich Sie, uns beiden eine Ruhestätte dorthin zu bereiten. Soll ich es erleben, so würde ich kein Besitzrecht als ein Eigentum ansehen können, wo ich nicht auch, was mir noch von ihm übrig blieb, bewahren und bewachen könnte. Ich könnte mir jetzt nicht vorstellen, lange von Weimar weg zu sein, weil ich den menschlichen Dingen nicht mehr traue; denn ich möchte wissen, daß ich auch in der letzten Zuflucht für die Welt nicht ohne ihn Ruhe fände."

Schon ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes ist Charlotte v. Schiller so weit, daß sie das dumpfe Gefühl hat, Weimar nicht auf lange verlassen zu dürfen, da sie den toten Schiller bewachen will und ist schon so weit zu sagen, daß sie den menschlichen Dingen in Weimar nicht mehr traut!

Das ist eine erschütternde Tatsache, die allein schon genügt, um das Deutsche Volk

*) Cotta zahlte 30 000 Taler und 70 000 Taler für die Verlagsrechte auf 25 Jahre.

darüber aufzuklären, daß hier Ungeheuerliches vorlag. Sicher hat Charlotte v. Schiller nie erfahren, bis zu welchem Grade ihr Mißtrauen berechtigt war, denn als man später die furchtbaren Zustände im Kassengewölbe im Jahre 1826 fand, bemühte sich Karoline v. Wolzogen eifrig, all das Grauenhafte oder wie Hecker selbst sagen muß, das „Niederschmetternde" Charlotte v. Schiller fernzuhalten. Sie schreibt (s. bei Hecker S. 128) an ihren Neffen Ernst v. Schiller:

„Wegen Deines Vaters Grab hatte ich recht herzzerreißende Gefühle; ich sage es Dir, wie es ist. Die Mutter müßte es nie wissen. Wenn etwas in Flugschriften davon herumgeträtscht wird, muß es ihr verborgen bleiben."

Und (s. Hecker S. 130): im nächsten Monat schreibt sie, ebenfalls an Ernst v. Schiller:

„Der Mutter, auch Mimi, wenn es sie schmerzt, sage nichts davon, bis alles im Stand ist."

Wie aber stand es um die wirtschaftliche Lage? Der Volksschriftsteller Zacharias Becker und andere Bewunderer Schillers haben gleich nach dem Tode Geld gesammelt, und zwar zunächst in der Absicht, Schiller ein Denkmal in Marbach zu setzen, sodann aber ganz im Sinne der Sehnsucht der Frau Charlotte v. Schiller. Am 3. September 1805 waren schon 5 Pläne zu einem Schillerdenkmal fertig. Der Gothaer Hofbildhauer F. W. A. Döll hatte einen Entwurf geliefert, der Kasseler Bildhauer J. Ch. Ruhl sandte 2 Entwürfe, aus der Karlsruher Schule des Architekten Weinbrenner waren ebenfalls 2 Entwürfe eingesandt worden.

Wichtiger aber für die Durchführung war, daß Becker und andere große Summen für den schönen Plan gesammelt hatten (s. S. 97 bei Hecker).

April 1806	3 519 Gulden	Aus Leipzig, Lübeck, Riga und Regensburg
Juni 1806	5 389 Taler	

Danach gehen noch kleinere Summen ein und die Gesamtsumme für Schillers Grab und Denkmal betrug 8307 Taler. Der Plan wird von Becker am 3. April 1806 schon veröffentlicht und

„ein Exemplar des Heftchens sendet er am 3. April 1806 an Charlotte v. Schiller, die sich beeilt, am 6. freudigen Dank und Zustimmung auszusprechen."

Der Plan selbst war schon am 21. Oktober 1805 kurz veröffentlicht und lautet in Nr. 215 „Der Freimütige" vom 28. Oktober:

„Es wird, nach Beschaffenheit der Summe, ein Landgut oder Gütchen in einer schönen, womöglich romantischen Gegend gekauft. Mit landesherrlicher Bestätigung ... Das Eigentum dieses Gutes wird zu einem Fideikommiß für Schillers Nachkommen ..."

Auf einem solchen Gute die Gebeine ihres Gatten bestattet zu sehen und einst an seiner Seite zu ruhen, das war ja der innige Wunsch Charlotte v. Schillers. Das Geld in Überfülle war von Deutschen schnell zusammengebracht. Aber was hören wir? Hecker erzählt uns Seite 97:

„Der Plan des Gutskaufes unterblieb infolge der Kriegswirren; das Geld wurde durch v. Wolzogens Vermittlung zu 5% Zinsen in Petersburg angelegt."

Also Br. Wolzogen machte Charlotte v. Schiller klar, daß man jetzt kein Gut kaufen kann wegen der Kriegswirren und auch wie der Krieg vorbei ist, liegt das Geld noch in Rußland, denn im Jahre 1826 war die große Summe immer noch in Rußland! Und Schillers Gebeine vermoderten im Massengrab. Wie mag man Frau Charlotte v. Schiller, die in dem Augenblick in Bonn starb, als sie die Bestattung der Gebeine Schillers auf dem neuen Friedhof in Weimar zuwege zu bringen hoffte, behindert haben, ihren Plan durchzuführen. Sie ließ jedenfalls nicht ab von ihrer Absicht, den Sarg Schillers aus dem Massengrab zu holen. Im Mai 1818 hatte sie eine testamentarische Niederschrift (s. Hecker S. 99 Anm. 1) abgefaßt, in dem sie ihren Kindern aufträgt:

„daß, wenn ich sterbe, ehe es mir gelungen ist, das Grab ihres geliebten Vaters selbst an einem einzelnen, dazu allein bestimmten Platz zu errichten, sie alsdann, wenn sie für mich einen Ruheplatz bereiten, es so einrichten lassen, daß die Reste des geliebten Vaters neben den meinigen ruhen."

Dieser so berechtigte Wunsch Charlotte v. Schillers harrt bis zur Stunde seiner Erfüllung. Am 12. Dezember 1818 schreibt sie ein vernichtendes Urteil über die Weimarer:

„Ihr [der Erbprinzessin Maria Paulowna] und der Großherzogin [Luise] werde ich immer ergeben bleiben. Diese beiden sind es auch, die mich menschlicher Weise hierhalten. Was mich geistig hält, ist der geliebte Ruheplatz des teuren Vaters, dem ich noch eine andere Gestalt geben muß, womöglich auf einem andern Ort und Platz."

5 Jahre später, 1823, schreibt Charlotte v. Schiller an ihren Sohn Ernst (S. 98 bei Hecker):

„... Auch habe ich einen Plan: Ein Grab auf dem neuen Kirchhofe, der unter Sorgfalt des neuen Bürgermeisters Schwabe sehr gut angelegt wird; dort habe ich den Platz bestimmt, wo der geliebte Vater ruhen soll, auch ich, und noch zwei Plätze für die Schwestern oder einige Freunde."

Im Frühjahr 1826, als K. L. Schwabe den Schädel Schillers in der Gruft gefunden hat, war nun endlich Ch. v. Sch.s Wunsch in erreichbare Nähe getreten. Man hatte ihr vorenthalten, was man im Kassengewölbe fand, und ließ sie im Glauben, es handle sich um die unberührten Gebeine. Sie hatte ihren Sohn Karl besucht und war dann zu ihrem Sohne Ernst nach Köln gereist. Am 4. Juli 1826 wird sie in Bonn am grauen Star operiert und stirbt 5 Tage nach diesem so harmlosen Eingriff, wie es heißt „an einem Nervenschlag".

Charlotte v. Schiller, die seit 20 Jahren „den menschlichen Dingen" in Weimar „nicht mehr traute", die sich nicht traute, lange von Weimar weg zu sein, die das Gefühl hatte, den toten Schiller „bewahren und bewachen" zu müssen, und die ihn dennoch nicht vor dem „Eingehackt"-werden durch „Meister Bielke" bewahrt hatte, Charlotte v. Schiller, die all die Jahre hindurch ihren sehnlichen Wunsch nicht erfüllbar sah, die nun endlich dem Ziele nahe kam durch Schwabes Tat, starb den Brrn. von Weimar sehr zur rechten Zeit. Der Mensch, der das nächste Anrecht hatte, den Logenfluch über Schillers Totengebeine endlich abzuwehren, lebte nun nicht mehr. Schillers Sohn Ernst war in die Loge aufgenommen und somit gehorsam. Aber noch lebten freie, aufrechte Deutsche, die nicht Ruhe gaben und den „Geist von Weimar" bestürmten, so daß, wie ich dies (s. S. 96 ff.) eingehend nachgewiesen habe, nach der Suche Schwabes nach Schillers Schädel im März 1826 nun die Brr. zwei verschiedene Beerdigungen vornahmen; erstens jene Verpflanzung des Schädels Schillers in die Bibliothek des Herzogs und dann, als die Empörung König Ludwigs von Bayern und jene von Leipziger Gelehrten wiederum unbequem wurde, die Bestattung der Gebeine Schillers in die Fürstengruft, die, wie Br. Karl August ausdrücklich sagt, auch nur eine „einstweilige" war. Bereichert durch eine Fülle von Bestätigungen über das Verhalten Br. Goethes und weiterer Schicksale der Gebeine Schillers betrachten wir jetzt zuletzt noch das Handeln Br. Goethes, wie es uns einige mir neue Dokumente enthüllten.

Br. Goethe und der tote Schiller wurden von mir im Abschnitt 7 Seite 103 schon betrachtet. Aber noch überblickte ich nicht im vollen Ausmaß sein Verhalten, noch ermaß ich daher auch nicht ganz, welch ein Goethe abträgliches Verhalten die Goethefreunde zeigen, die es abstreiten, daß der Hochgradbr. und Illuminat Goethe-Abaris unter strikten Befehlen stand, die uns immer noch versichern, Goethe habe nur aus seiner Charakterveranlagung heraus gehandelt. Nun dies Verhalten Goethes ist so ungeheuerlich, daß das Deutsche Volk, wenn es die Tatsachen alle erfährt, über Goethe ein vernichtendes Urteil sprechen muß! Bitter nötig für die Goethefreunde

wäre es, sich wenigstens das „Verstehen" der so zahlreichen feigen Naturen zu sichern, die das ungeheuerliche Verhalten Br. Goethes sofort entschuldigen würden, wenn man ihnen sagte, hätte Goethe nicht so gehandelt, so hätte er die Befehle des Geheimordens gebrochen und würde ebenso wie Schiller vergiftet worden sein und nach dem Tode hätte man auch seine Leiche geschändet, aus dieser Furcht heraus handelte Goethe so ungeheuerlich und erfüllte jeden Befehl. Für den Hochgradbr. der Illuminaten lauteten die Befehle allerdings anders als zuvor für den Johannisbr. der Weimarer Loge Amalia. Denn der Illuminatenorden hatte sich den Pariser Revolutionären zur Verfügung gestellt und beging skrupellos seine Verbrechen an allen, die den politischen Geheimzielen hinderlich entgegenstanden. Der berüchtigte Weißhaupt war der Leiter der Illuminaten in Deutschland. Von Anbeginn an hatte Goethe zu dem ebenso berüchtigten Illuminaten Bode so großes Vertrauen, daß er 31 Jahre alt, gern von ihm in die Freimaurerei aufgenommen werden wollte. So wurde denn Bode an jenem Johannisfest am 23. Juni 1780, in dem Goethe in den Geheimbund aufgenommen wurde, das Amt des zugeordneten Meisters in der Loge Amalia übertragen und Goethe wurde nach dem Hamburger Ritual aufgenommen. 23. Juni 1781 wurde er Geselle, am 2. März 1782 Meister und wurde noch in demselben Jahre in den inneren Orden aufgenommen. Dann trat er in die Hochgrade ein. Im folgenden Jahr schon, 1783, wurde, nachdem im Jahr 1782 die Logenarbeit der Loge Amalia „eingestellt" worden war, Goethe in den berüchtigten Illuminatenorden Weißhaupts aufgenommen und wurde zum Zensor des „Minervatempels" durch das Los bestimmt. Die Ziele dieses Ordens standen in so ungeheuerlichem Widerspruch zu den Strafgesetzen wie die Ziele der Hochgradbrr., so daß tunlichst darauf verzichtet wurde, diesen „Minervatempel" in einer sichtbaren „Loge" Erscheinung werden zu lassen, aber die Brr. „arbeiteten" eifrig an den Zielen. Goethe hatte in diesem Illuminatenorden den Namen Αβαρις (Abaris), jenes skythischen Zauberers, von dem man erzählte, er sei seinerzeit aus dem Wunderland der Hyperboräer nach Griechenland gekommen. Im Jahre 1808 wurde den Illuminaten der Boden zu heiß unter den Füßen und nun nannten sie sich wieder Freimaurer. Mit allem, was sie als „Illuminaten" getan hatten, hatte dann ihre Loge nichts zu tun, weshalb denn auch die Freimaurer so wacker abstreiten, daß sie für Schillers Schicksal verantwortlich seien. Als Br. Abaris stand Goethe über Karl August, dem Herzog von Weimar. Er selbst aber unterstand auch strikten Befehlen und fügte sich ihnen in seinem schauerlichen Handeln und Unterlassen Schiller gegenüber. Auf diese Weise rettete er sich vor ähnlichem Schicksal. Unter jenen Terzinen auf Schillers Schädel standen zunächst die Worte

„ist fortzusetzen".

Allgemein werden mit Recht als diese Fortsetzung einige Terzinen angesehen, die er an anderer Stelle niederschrieb. Sie deuten die Art seiner Entscheidung klar an. Es heißt dort (siehe auch bei Hecker S. 160):

„So nah der Freund von der und jener Seite
Und immer ich gebunden an der Stelle ....
Entgegnet mir doch selten frische Quelle
Die von des Freundes Innrem reichlich springe
Die Strömung bricht an Felsen, schäumt an Riffen ....
Der kluge Segler eilt vorbeizuschiffen."

Hatte Goethe so gewählt als „kluger Segler" an dem Schicksal des Freundes vorbeizuschiffen, so ist der Schlüssel zu seinem ganzen ungeheuerlichen Verhalten gegeben.

Auf Seite 105 habe ich die Lüge widerlegt, Goethe habe erst nach der Bestattung Schillers von dessen Tod erfahren, das wird durch einige Dokumente in dem Heckerbuch

nur noch erhärtet. Wichtiger ist das niederschmetternde Urteil Wilhelm v. Humboldts über Goethes Verhalten den Hinterlassenen seines Freundes Schiller gegenüber (S. 92 bei Hecker).

„39. Wilhelm v. Humboldt an seine Frau Karoline:
Wittenberg, 9. Januar 1809.
... Wie viel doch in Deutschland, trotz des Unglücks der Zeiten, für die Schillerschen Kinder geschehen ist, sollte man nicht denken. Noch jetzt hat man ihnen ein Benefiz in Wien gegeben, das ihnen 6000 Taler, nur freilich in Papiergeld, eingebracht hat. Iffland in Berlin hat sich auch sehr brav gezeigt. Leider aber Goethe gar nicht. Er hat fast gar keinen Anteil geäußert. Als Schiller starb, war zwischen ihm und Goethe eine leichte Brouillerie; teils deswegen, teils weil er selbst eben von einer großen Krankheit kam, hat ihn Goethe in seiner Krankheit nicht gesehen; aber wunderbar ist es, daß er auch Monate nachher die Wolzogen und die Lolo" (das ist Schillers Frau Charlotte) „vermieden hat. Jetzt erst ist er wieder sehr gut mit beiden."

Ungeheuerlich also hat sich Goethe nicht nur Schillers Bestattung, sondern auch der tiefgetroffenen Familie gegenüber verhalten. Er läßt nichts von sich hören, solange Frau v. Schiller die Hilfe am nötigsten hatte. Er kümmerte sich monatelang nach dem Tode nicht um sie! Dann erst ist er wieder gut. Nun, so wollen wir Deutsche der Goethegesellschaft sagen, daß wir sehr schlimme Ausdrücke wählen müssen, um solches Tun zu kennzeichnen, und daß wir es sind, die Goethe doch wenigstens bei allen feigen Naturen ein milderes Urteil sichern, wenn wir sagen, er stand unter striktem Befehl seiner Logenvorgesetzten, die ihn bei Mordandrohung zwangen, zu schweigen, die Bestattung im Massengrab geschehen zu lassen und die Schillersche Familie schnöde im Stich zu lassen.

Meine Darstellung in den Abschnitten 8 und 9 (siehe Seite 108 ff.), daß Br. Goethe und Br. Karl August von Weimar immer nur dann einen Schritt für die würdige Bestattung der Gebeine Schillers taten, wenn die Empörung einzelner oder der Öffentlichkeit sich entfachte, wird durch die neuen Dokumente nur noch gründlicher bestätigt.

Unsere Literaturwerke, die sich um die enthüllten Tatsachen keineswegs kümmern, sondern die Jugend des Volkes immer wieder mit den gleichen Ammenmärchen über Br. Goethe speisen, wie sie uns gegeben wurden, betonen immer wieder die „tiefe Verehrung Goethes zu Schiller", die aus dem Umstand spräche, daß er ab September 1826 den Plan gehabt habe, ein gemeinsames Grab für Schiller und sich zu bauen und vom Baumeister Coudray dafür Entwürfe machen ließ. Sie erwähnen nicht, wie dieser Plan zustande kam.

Vom 16. Mai bis 3. Juni 1826, also bald nach der Auffindung des Schädels im Massengrabe durch K. L. Schwabe, war Sulpiz Boisserée, ein Kunstsammler und Kunstforscher in Weimar (siehe Hecker S. 176 Anm. 1), und schrieb in sein Tagebuch am 28. Mai:

„Morgens 6 Uhr in die katholische Kirche mit Coudray.. Neuer Kirchhof. Erbbegräbnis... Stelle für Schiller und Goethe. Skandal mit Schillers Leiche, die man nur mit vieler Mühe nach Untersuchung des Schädels von anderen unterscheidet... 2 Uhr bei Goethe. Kanzler Müller wegen Schillers Begräbnis."

Da war wieder einmal eine bekannte Persönlichkeit empört, und Br. Abaris-Goethe schrieb ihm am 15. September 1826:

„Von einer merkwürdigen, beinahe geheimen Feier zu Schillers Andenken nächstens das Mehrere. Einiges darüber wird schon im Publikum verlauten; wie es aber eigentlich zusammenhängt, ist nicht leicht zu erforschen."

Für Menschen, die die Ziele und Wege der Geheimorden kennen, ist das recht leicht zu erforschen: Der Schädel wurde den Brrn. wieder ausgeliefert — und bald begann neue Leichenschändung! Boisserée schreibt darauf am 23. Oktober 1826 an Goethe:

„Bei der Feier von Schillers Andenken sind die widerwärtigen Gefühle wieder in mir erregt worden, die mich bei meiner Anwesenheit in Weimar, wo die katakombische Untersuchung angestellt worden, im stillen gequält haben. Es ist gut, daß die Sache vorüber ist und daß unsere alles vermengende Zeit in ihrem windesschnellen Umtrieb die Wunderlichkeiten bald wieder überdeckt, welche sie zum Vorschein bringt."

Also mit der erhofften Beruhigung Boisserées durch die „merkwürdige Feier", bei welcher der Sohn Schillers, Br. Ernst v. Schiller, den Schädel seines Vaters in blauem versiegelten Papier eingehüllt überreichte, damit er in der Bibliothek wie eine Rarität aufbewahrt werden sollte, war es nichts. Das gesunde Empfinden Boisserées erachtete dies als genau so ungeheuerlich, wie zuvor den Fund im Massengrabe. Am 10. November 1826 sucht nun Br. Goethe Boisserée durch folgenden Brief zu beschwichtigen (Hecker S. 176):

„Das Ereignis mit den Schillerschen Reliquien hat immer etwas Apprehensives, selbst für die, welche das Geschehene nicht mißbilligen, sogar für mich, der ich, die Notwendigkeit vorzuschreiten einsehend, die Angelegenheit im stillen geleitet und gefördert habe und nur da zurücktrat, als man sie gegen meinen Plan ins Öffentliche zog. Nur soviel sage ich noch im Vertrauen, daß für den Augenblick nicht allein der Schädel, sondern die sämtlichen Knochenglieder, durch abwägenden Fleiß unserer vergleichenden Anatomen zusammengebracht, nun auf Großherzoglicher Bibliothek in einem anständigen Gehäuse ordnungsgemäß niedergelegt sind. Nun aber tritt meine Wirkung wieder ein, und ich hoffe, durch die Art, wie ich diese köstlichen Reste zu bestatten gedenke, soll die ganze Fabel eine freundliche Auflösung finden, wobei man die unerfreulichen Mittelglieder gern vergessen wird.."

Also eine „Fabel" nennt Br. Goethe das grauenvolle Geschick der Gebeine seines Freundes Schiller, und er gibt sich der sehr falschen Hoffnung hin, daß die „unerfreulichen Mittelglieder" gern vergessen werden. Sie konnten nur so lange vergessen gemacht werden, als der Goethemythos über dem Volke lag und ihm die Augen blendete! Sehr kennzeichnend für Goethe ist auch, was er da von der Begutachtung der Knochen, die er vom 23. bis 28. September 1826 im Kassengewölbe zusammensuchen ließ, als seien sie durch „abwägenden Fleiß unserer vergleichenden Anatomen" geprüft, berichtet. Wie hätte Boisserée da wohl ahnen können, daß der Prosektor Schröter von Jena und der Museumsschreiber Michael Färber die „vergleichenden Anatomen" waren, die die Knochen heraussuchten und für Schillers Knochen erklärten. Am 16. November 1826 antwortet ihm Boisserée (S. 177):

„Daß Sie Schillers Gebeine eine Bestattung bereiten, wodurch die üblen Eindrücke der Aufsuchung sowie jener wunderlichen Feier verwischt werden sollen, ist mir recht sehr lieb."

Am 19. 1. 27 schreibt Br. Goethe noch einmal an Boisserée und meldet, daß ein Platz neben der Fürstengruft für das gemeinsame Grabgehäuse für Schillers Reste und für ihn selbst ausgewählt sei und fährt nicht etwa fort: Hiermit ist mir ein Lieblingswunsch erfüllt, ach nein, er schreibt (s. Hecker S. 191):

„Und ich glaube auf diese Weise jene rätselhaften Schwankungen zu allgemeiner sittlich-religiöser Zufriedenheit aufgelöst und beschwichtigt zu haben."

Das ist „Geist von Weimar", der uns entsetzt, aber noch vernichtender für den Charakter Goethes ist das Bild, das uns die Dokumente bezüglich des Freundes Schillers, Andreas Streicher, über den ich in meiner Beweisführung Seite 110 schon berichtet habe, ergeben. Der Musiker und Komponist Andreas Streicher ist den Deutschen als Freund der zwei großen unsterblichen Kulturschöpfer, Schiller und Beethoven, ein besonders achtenswerter Künstler. Als Jugendfreund Schillers begleitete er diesen auf seiner gefahrvollen Flucht von Stuttgart nach Mannheim und er hielt ihm die Treue über den Tod hinaus. In reifen Jahren war er dann in Wien der Freund Beethovens. Aufs tiefste empörte er sich über die Schande, daß Schiller kein würdiges Grab und Denkmal hatte. Wie ich schon nachwies, will er seine eigene Schrift über „Schillers Flucht" veröffentlichen und den Ertrag für eine würdige Bestattung

Schillers verwendet sehen, da man auch ihm von Weimar aus die Lüge aufgetischt hatte, die wirtschaftliche Lage der Frau von Schiller sei die Ursache, daß noch nichts geschehen sei. Während seiner Bemühungen stirbt nun Frau v. Schiller. Seine Briefe erhalten statt einer Antwort, wie er in seinem Brief an den hervorragenden Beethovenspieler Christian Friedrich Schmidt schreibt (Hecker S. 136), die Mitteilung, daß Ernst v. Schiller die Familienangelegenheit in Weimar in Ordnung bringe. Er bittet nun Chr. Fr. Schmidt, doch auch mit dem Sohne Ernst v. Schiller zu sprechen. Er hat an Ernst v. Schiller die Abschrift eines empörten Briefes dieses Friedrich Schmidt vom 9. Dezember geschickt, damit er sehe, daß alles schon eingeleitet worden. Er schrieb Ernst v. Schiller:

„Ob alles vergeblich geschehen seie, ob der göttliche Sänger jedem andern gleich vermodern, ob der Fremde noch ferner die Regierung über diese Vernachlässigung anklagen solle, dies wird jetzt von dem Sohne des herrlichen Mannes abhängen, und sollte er sich dagegen, nämlich gegen ein eignes Grabmal, entscheiden, so bleibt dann jedem das vollkommene Recht, diejenigen laut zu nennen, welche diese Schande auf das gesamte Deutschland gebracht haben."

Zu dieser scharfen Sprache war Andreas Streicher als dem letzten Hilfsmittel getrieben worden, weil er zuvor nichts erreicht hatte. Karl Leberecht Schwabe nennt unter den Gründen seiner eigenmächtigen Suche nach Schillers Schädel als Bürgermeister von Weimar (S. 113 bei Hecker):

„4. Der Brief des Geheimen Regierungsrats Schmidt im Auftrag Streichers in Wien."

An anderer Stelle nennt Schwabe als Grund zur Durchsuchung des Kassengewölbes

„Streichers Drohungen aus Wien an Geheimen Regierungsrat Schmidt",

an einer dritten Stelle sagt er:

„Der Geheime Regierungsrat Schmidt, einer meiner noch lebenden Jugendfreunde, sagte mir, daß Schillers Jugendfreund Streicher in Wien, der ihn auf seiner Flucht begleitet, mit Brandbriefen gegen Weimar drohe, wenn Schillers Gebeine nicht zutage gefördert würden."

Und Br. Goethe? Nun, wir denken, er freut sich, daß sein Freund Schiller einen so treuen Freund unter den Lebenden hat, der seine Schrift „Schillers Flucht" herausgeben will, um den vollen Ertrag für ein würdiges Grab Schillers beizusteuern, da er ja gar keine Ahnung davon hat, daß in Rußland noch über 8000 Taler liegen, die von Deutschen für diesen Zweck 21 Jahre vorher gesammelt worden waren. Weit gefehlt. Auf Seite 156 steht bei Hecker ein denkwürdiger Brief, den wir ganz ungekürzt aufnehmen müssen:

„69. Kanzler v. Müller an Goethe

Euer Exzellenz teile ich ... den Streicherschen [Brief] aus Wien an Regierungsrat Schmidt mit. Über letztern [Streicher] habe gestern mit Herrn v. Schiller ausführlich gesprochen. Er bat mich, Euer Exzellenz zu ersuchen, mir die an ihn ergangenen Zuschriften Streichers mitzuteilen, um vollends au fait zu kommen.

Darum bitte ich denn auch hiermit und äußere mich vorläufig dahin ohnzielsetzlich:

Streicher ist Enthusiast und daher schwer zu behandeln.

Die ihm jetzt von Schiller, dem Sohne, vorläufig, unter Beifügung meines Aufsatzes über die letzte Sonntagsfeier" (das war die Beisetzung des Schillerschädels in der Bibliothek des Herzogs Karl August, die ich auf Seite 113 beschrieben habe) „zu erteilende dankbare Anerkennung und Vertröstung wird ihn wohl auf einige Zeit, aber nicht definitiv beruhigen.

Es kommt darauf an, seinem glühenden Eifer ein passendes débouché anzuweisen.

Wie nun, wenn man ihm für die zu überlassenden Schillerschen Briefe und für sein Manuskript, als welche beide von Euer Exzellenz in die größere Briefsammlung oder von Schillers Erben in die neue Herausgabe der Werke ihres Vaters und respektive in dessen zu edierende Biographie verwebt würden, eine namhafte Summe als Honorar garantierte, die Er als Beitrag zu dem auf dem Gottesacker zu errichtenden Denkmale weihen könnte?

So wäre im wesentlichen sein Wunsch erreicht, und den Schillerschen Erben würde zugleich die Errichtung dieses Denkmals, das eigentlich wie eine Schuld auf der Erbschaft haftet, da die zirka 8000 Taler expresse dazu im Jahre 1806 von den Theatern eingingen, erleichtert.

Ich hoffe, daß diese Ansicht mit der von Euer Exzellenz wohl im ganzen zusammenstimmen möchte. [Weimar] den 21. September 1826."

Dieser Brief ist vernichtend für Br. Goethe. Der Kanzler darf von dem Minister Goethe hoffen, daß seine Ansicht im ganzen mit der von ihm ausgesprochenen skandalösen Gesinnung übereinstimmt!

Was hören wir hier? Streicher ist Enthusiast und daher von den Brrn. des Geheimordens „schwer zu behandeln", aber dennoch hat man die Behandlung versucht! Der Sohn Schillers, der ja in die Loge aufgenommen wurde, erhält den Befehl, Streicher eine dankende Anerkennung und Vertröstung in Gestalt der Beschreibung der Feier (der von den empörten Mitlebenden mit Recht „huronenhäßig" genannten Verbringung des Schädels des Toten in die Bibliothek) schickt. Der Br. Kanzler v. Müller weiß, daß die Brr. den Enthusiasten damit auf die Dauer nicht los sind, und was schlägt er als zweite Behandlung vor? Eine gar schöne Bestechung durch ein „namhaftes Honorar" für zu überlassende Briefe Schillers an Streicher und für das Manuskript Streichers und das Versprechen, dies alles in die Herausgabe der Werke Schillers zu bringen!

Was aber soll vor allem den Enthusiasten behandeln? Die Verheißung der Errichtung eines Denkmals auf dem Gottesacker für Schiller. Wie das gemeint war, davon hören wir noch. Streicher aber hätte sicher meinen müssen, es handele sich um die Bestattung des Schädels und der Gebeine in einem Grabe.

Durch diese vorgeschlagene Behandlung des Enthusiasten Streicher erhalten wir einen tiefen Einblick in den Br.-Geist von Weimar! Wie sagte doch Goethe in Bezug auf Schiller?

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Aber sehen wir zu, was Br. Goethe antwortet, ob es sich nicht zeigt, daß er zu ernst in diesem Worte mit sich selbst ins Gericht gegangen. Er wird dem Br. Kanzler von Müller sicher seine tiefe Entrüstung aussprechen und wird die Annahme, als ob er eine solche Behandlung eines Enthusiasten, der sich für die Ehrung seines Freundes Schiller einsetzen will, ganz zustimme mit Empörung zurückweisen? Nun, das nächste Dokument 70 belehrt uns eines anderen. Darin heißt es:

„70. Goethe an Kanzler v. Müller ...
Da man meiner Meinung nach mit dem verrückten Wiener sich nicht weiter einlassen sollte, weil dabei nichts Vernünftiges herauskommen kann, so wünsche Euer Hochwohlgeboren mündlich darüber zu sprechen. Weimar, den 21. September 1826."

Solchem Dokument über Br. Goethes Geist, der den treuen Freund Schillers den verrückten Wiener nennt, weil er die selbstverständliche Beseitigung der Schande verficht, und solches Dokument über die Behandlung des Enthusiasten nur mündlich sprechen zu wollen, lassen wir für sich wirken.

Das nächste Dokument „Kanzler von Müller an Goethe" überreicht Exzellenz v. Goethe den Probeabdruck, der „Schillers Gedächtnisfeier", die nun die Welt über das Verhalten der Weimarer Brr. endlich beruhigen soll, und enthält als letzten Satz die Worte (S. 158):

„Puncto S t r e i c h e r s werde ich heute nach Tische mich einzustellen die Ehre haben. [Weimar] 22. September [1826.]"

Zu diesen Worten macht Hecker zum Überfluß noch die Anmerkung 1:

„Goethes Tagebuch schweigt von diesem Besuch."

Goethe schweigt sich also nicht nur im Brief, sondern auch im Tagebuch über die Angelegenheit des „verrückten Wieners" aus. Wir aber sagen ihm, daß wir Streicher, den treuen Freund Schillers und Beethovens, hoch in Ehren halten und heute lieber

ein Denkmal Schillers und Streichers in Stuttgart sehen würden, im Angedenken an diese treue Freundschaft über den Tod, als daß wir nach den traurigen Entdeckungen in Weimar das Denkmal Schillers und Goethes finden!

In die Geheimkammern der Denk- und Handlungweise der Brr. führt uns auch noch die Antwort Goethes auf die Anfrage v. Gersdorffs, seinen Aufsatz über die Feier der Schädelniederlegung in der Bibliothek veröffentlichen zu dürfen. Br. Abaris war Zensor des „Minervatempels" und bestimmte alles, was über das Schicksal der Gebeine Schillers veröffentlicht wurde. Der Aufsatz Gersdorffs bringt neben den üblichen Unwahrheiten die sehr interessante Mitteilung (S. 162 bei Hecker):

„Durch die edle Zustimmung der würdigen Familie des Verewigten ward der Wunsch zur Tat, .. am 17. September 1826 empfing die Großherzogliche Bibliothek, unter feierlicher Aufstellung der Marmorbüste Schillers, den Schädel des Hauptes zu treuer und heiliger Bewahrung...

Den Resten Schillers wird auf dem neuen Gottesacker an würdigster Stätte, in der Nähe des Fürstlichen Grabgewölbes, der bleibende Ruheplatz bereitet! ..."

So also war es gedacht. Nachdem Schwabe im März 1826 bei der Grufteröffnung festgestellt hatte, daß in dem Moderhaufen unmöglich Skeletteile zu finden seien, hatte Goethe im Herbst 1826 in der gleichen Gruft dennoch Skelettknochen suchen und finden lassen, aber nur vorläufig sollten sie in dem mit blauem Samt ausgeschlagenen Behälter in der Bibliothek sein. Es war offenbar für das Ordensritual noch zu viel, daß sie im gleichen Raume blieben, sie sollten also auf den neuen Gottesacker kommen. Fürwahr, eine deutliche Enthüllung, wie sehr die Brr. darauf bedacht waren, die Ordensbefehle zu erfüllen, die es gebieten, daß der Tote enthauptet bestattet sein muß. Und was schreibt Goethe bei der Zurücksendung des Aufsatzes von Gersdorff an den Kanzler von Müller? (siehe Hecker S. 162):

„Euer Hochwohlgeboren [erhalten hier] die beiden Aufsätze [den v. Müllers und v. Gersdorffs], wobei zu bemerken ist, daß Bedenken Bedenklichkeit erregt; mündlich noch einiges."

Br. Goethe schien der Aufsatz wohl zu klar für die profane Welt? Ja, Bedenken erregt Bedenklichkeit, auch heute noch.

Es sei endlich bei diesem so unsagbar traurigen Amte, das Schaurigste erfüllt, es sei die bewußte Schändung des Schillerschädels aus den Dokumenten und den von Hecker beigefügten Erläuterungen nachgewiesen. Um dem Leser bei diesem so furchtbar ernsten Einblick in das Verhalten Br. Goethes die Übersicht zu erleichtern, werde ich die Daten der Ereignisse am Rande der Zeilen jeweils voranstellen.

13.-17. 3. 1826 Der Bürgermeister Weimars, Karl Leberecht Schwabe, hatte vom 13. bis 17. März 1826 nachts geheim gegen den Willen der Behörden wenigstens den Schädel Schillers aus dem Kellergewölbe voll Moder und Fäulnis zu retten gesucht, da der Sarg selbst zerhackt und vermodert war. Er fand einen Schädel mit Kinnlade, der in allen Ausmaßen genau mit der Totenmaske Schillers übereinstimmte und auch von den zugezogenen Anatomen als der echte Schädel Schillers erkannt war. Er bemühte sich, auf dem Friedhof eine ehrenvolle Grabstätte für Schillers Schädel zu gewinnen und Charlotte v. Schiller war über diese endlich nahe erreichbare Erfüllung ihrer Wünsche glücklich.

9. 7. 1826 Am 9. Juli 1826 stirbt Charlotte von Schiller in Bonn, wie wir hörten am „Nervenschlag". Testamentarisch hatte sie schon im Jahre 1818 den Wunsch hinterlassen, an der Seite ihres Mannes bestattet zu werden, wenn es ihr nicht vergönnt sei, noch zu erleben, daß die Überreste des Toten ein eigenes Grab erhielten. Am 9. Oktober, also kaum 3 Monate danach, muß der Sohn, Br. Ernst v. Schiller, der Freimaurer war, eine Erklärung der Familie von Schiller auch im Namen seiner drei jüngeren Geschwister unterschreiben, die, wie Hecker uns in der Anmerkung mitteilt, im Wortlaute von Goethe stammt (s. Hecker S. 185, Anmerkung 1).

„[1]Der Wortlaut dieser Erklärung stammt von Goethe selbst her, siehe Goethes Werke..."

Der Vertrag tritt den letzten Willen seiner Mutter mit Füßen. Er mußte gehorchen als Br. Was kümmern den Geheimorden die Familienbande. Ernst v. Schiller erklärt sich mit den Vorschlägen, die ihm für die Bestattung der Gebeine Schillers eröffnet sind, einverstanden:

„Nun sind an dem heutigen Tage mir dergleichen Vorschläge eröffnet worden, mit welchen ich völlig zufrieden zu sein alle Ursache habe, deshalb ich denn in meinem und der Meinigen Namen Seine Exzellenz geziemend ersuche: die fernere Einleitung zu treffen und mir sodann davon gefällige Eröffnung zu tun, damit ein gemeinsamer Beschluß über die Ausführung sowohl als wegen der aufzuwendenden Kosten gefaßt werden könne. Die bisherigen Bemühungen dankbar anerkennend, Weimar, den 9. Oktober 1826.
Friedrich Wilhelm Ernst v. Schiller für mich und im Namen meiner Geschwister, Karl, Karoline und Emilie v. Schiller."

Mochte also Charlotte v. Schiller gegen ihren letzten Willen in Bonn fern von ihrem Gatten bestattet, mochten die 8000 Taler für ein Familiengrab, die Deutsche schon vor 20 Jahren Charlotte v. Schiller gegeben hatten, ruhig weiter in Rußland angelegt bleiben, Minister und Hochgradbr. v. Goethe wollte Boisserée und andere zufriedenstellen, wollte, daß die „unerfreulichen Mittelglieder" vergessen werden, was kümmerte ihn der Wille der verstorbenen Charlotte v. Schiller. Der junge Br. Ernst v. Schiller hatte zu gehorchen.

Am 17. September 1826 war die Feier der Schädelbeisetzung in der Bibliothek des Br. Karl August, Br. Goethe läßt sich wegen tiefer Erschütterung entschuldigen und durch seinen Sohn August v. Goethe vertreten. Br. Ernst v. Schiller übergibt bei der Feier den von Karl Leberecht Schwabe zwischen dem 13. und 17. März 1826 gefundenen und als echt erkannten Schädel Schillers. Er ist in blaues Papier verhüllt und versiegelt, so wie ihn offenbar Schwabe unterdes sorglich aufbewahrt hatte. Der Schädel wird unter weihevollen Reden in der Bibliothek des Herzogs Karl August in dem Sockel unter der Büste Danneckers in einem Behältnis verschlossen, und merkwürdiger Weise erhält der Sohn Goethes den Schlüssel, um ihn seinem Vater als dem Schlüsselbewahrer zu übergeben. K. L. Schwabe berichtet (siehe Julius Schwabe Seite 89). 17.9.1826

„Nachdem dieses Alles geschehen und der Schlüssel zu dem Piedestal vom Herrn Bibliothekar Riemer dem Herrn Geheimen Kammerrath von Goethe für seinen Herrn Vater eingehändigt worden war, ..."

Goethe also ist der Einzige, der an den Schädel gelangen kann!

Die Feier war zur Beruhigung der Öffentlichkeit geschehen und stand nicht im Einklang mit dem Logenfluch über Schillers Schädel. Nun sehen wir mit Entsetzen, was der Hochgradbr. Goethe deshalb wenige Tage danach unternimmt.

Es beginnt am 20. September eine neue Ungeheuerlichkeit (s. Hecker S. 167): 20.9.1826

„76. Kanzler v. Müller an Johann Michael Färber" (Früher Diener bei Wolzogen und Pfleger Schillers im Tode siehe Seite 163, 174 und 175).

„Ich soll Sie, lieber Herr Bibliothekschreiber! auffordern, in diesen nächsten Tagen mit dem Herrn Prosektor Schröter herüberzukommen und sich bei Herrn Minister v. Goethe anzumelden, der eine dringende und wichtige Angelegenheit mit Ihnen beiden zu besprechen hat ... Aus guten Gründen ist zu wünschen, daß nicht viel in Jena über diese Reise verlautbare; Sie brauchen ja nur Herrn Professor Güldenapfel zu sagen, Herr v. Goethe verlange Sie in einer Privatangelegenheit zu sprechen ..... Weimar, 20. September 1826, Kanzler v. Müller."

Das erste Ereignis nach diesem 20. September ist, daß am 21. September 1826, also am Tage darauf, Prof. Güldenapfel stirbt (s. Hecker S. 167 Anm. 3). Sein Angestellter, Michael Färber, bleibt dennoch 5 Tage seinem Amte als Bibliothekschreiber fern, um nun vom 23. September ab im Kassengewölbe mit dem Prosektor zusammen die Knochen des Skelettes Schillers zu suchen und in einem geradezu erstaunlichen Aus- 23.9.1826

maße aufzufinden, bis zu kleinsten Hand- und Fußknochen wird mit Sicherheit das meiste gefunden, obwohl, wie wir sahen, Schwabe ein halbes Jahr zuvor schon festgestellt hatte, daß unter dem Haufen vermoderter Leichen und Sargreste Knochen nicht mehr aufzufinden waren. Aber im Auftrage Br. Goethes geschehen Wunder. Der von
28.9.1826 Schröter und Färber gemeinsam erstattete Bericht wird am 28. September unter der feierlichen Versicherung (s. Hecker S. 168):

„Die strengste Wahrhaftigkeit obiger Angaben bezeugen nach Pflicht und Gewissen..."

mit Namensunterschriften unterzeichnet (siehe Hecker S. 168):

„Weimar, am 28. September 1826.

Christian Friedrich Schröter
Proſektor zu Jena

Johann Michael Christoph Färber
Museumsschreiber zu Jena."

Unendlich wichtig in diesem Bericht ist die Mitteilung:

„Zufolge der am 20. ... (Sept.) uns durch Herrn Canzlar und Ritter Dr. v. Müller nach vorher genommener Rücksprache mit Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister und Ritter v. Goethe gnädig zugekommenen Aufforderung, in den nächstfolgenden Tagen von Jena herüber nach Weimar zu kommen, um die irdischen Überreste des im Kassengewölbe seit 21 Jahren ruhenden verewigten Hofrats Friedrich v. Schiller zutage zu fördern, begaben sich Endesbenannte den 23. ... in den Nachmittagsstunden in die besagte Gruft, um dem hohen Verlangen Genüge zu leisten und die Gebeine (der Kopf war schon einige Tage früher aufgefunden und herausgenommen worden)*) nach anatomischer Kenntnis und Regel auf kurze Zeit dem Licht zurückzugeben."

Es gibt in dem ganzen Berichte über die furchtbaren Ereignisse kaum einen wichtigeren Satz als diesen letzten, der seine für mich sehr wesentliche Ergänzung durch Herrn Hecker auf Seite 160 erfährt, wo er über die Zeit der Entstehung jenes Terzinengedichtes, in welchem sich Goethe den Schädelfund zuschreibt, berichtet:

„Dieses Goethesche Gedicht ist entstanden eben in den Tagen, da Schröter und Färber in Goethes Hause den dem Kassengewölbe entnommenen Schädel reinigten. Goethes Tagebuch, 25. September 1826: „Nachts Terzinen"; 26.: „Früh die Terzinen weitergeführt.... Die Terzinen abgeschrieben... Weitere Beachtung der Terzinen."

Prägen wir uns dieses Bild tief ein. Goethe dichtet seine Terzinen, in denen er sich selbst den Fund des Schillerschädels im Grabgewölbe andichtet und indessen muß in seinem Hause mit einem Mal der Schillerschädel gereinigt werden, der 8 Tage vorher sorglich in Papier gehüllt und versiegelt von Ernst v. Schiller in der Herzoglichen Bibliothek zur feierlichen Beisetzung unter der Büste von Dannecker überreicht wurde. Br. Goethe verwahrte den Schlüssel, hatte also allein die Möglichkeit, den Schädel aus dem Behältnis zu nehmen.

Verbinden wir die klare Aussage Heckers mit der unter „Strengster Wahrhaftigkeit" von Schröter und Färber gegebenen Auskunft, so übersehen wir das Schicksal des Schillerschädels in den Tagen vom 18. bis 23. September 1826. „Der Kopf war schon einige Tage früher aufgefunden und herausgenommen worden", so melden Schröter und Färber vom 23. September. Er war also wieder in den Fäulniskeller des Kassengewölbes unter die verwesten Leichenteile zurückgebracht worden. Ja, wir wissen noch mehr, er wurde in den Fäulniskeller ohne jedes schützende Behältnis zurückgetan, um dem Ordensfluch Genüge zu tun, denn nur so konnte es dahin kommen, daß er so furchtbar zugerichtet war und zweimal gereinigt werden mußte. Denn wir stehen vor folgender Tatsache:

Hecker gibt ausdrücklich an, Seite 160, daß Goethe das Gedicht gemacht hat in den Tagen, wo Schröter und Färber in Goethes Haus den dem Kassengewölbe entnommenen Schädel reinigten. Schröter und Färber aber geben in dem Verzeichnis der an Karl August übergebenen Gebeine Schillers an:

*) Die runde Klammer ist nicht etwa von mir eingeschoben, sondern steht bei Hecker. M. L.

„Das Resultat unserer Bemühung ..., wie aus beiliegendem Verzeichnis hervorgeht."

Das beiliegende Verzeichnis der Knochen enthält als erstes:

„Der Schädel mit Unterkinnlade ..."

Schröter und Färber berichten ferner:

„Sämtliche Gebeine wurden von dauerhafter Konsistenz befunden. Nach hohem Befehl wurden selbige auf Großherzogliche Bibliothek geschafft, um gereinigt und geordnet zu werden."

Schillers Schädel wurde also erstmals in Goethes Haus gereinigt, dann nochmals in der großherzoglichen Bibliothek. Das also geschah in den Tagen, da Schröter und Färber da waren, also vom 23. bis 28. September. 6 Tage vorher, am 17. September, hatte man vor aller Öffentlichkeit die rührende Feier gemacht und Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek beigesetzt, er muß also gleich darauf in das Kassengewölbe gewandert und dort so verunreinigt worden sein, daß er zweimal gereinigt werden mußte! Es sollte durch dieses schauerliche Beginnen wohl der Ordensfluch über Schillers Schädel vom Hochgradbr. Goethe ausgeführt werden, der ja den Schlüssel hatte. Nun erst ist das ganze furchtbare Geschehen enthüllt!

Ab 28. September 1826 ruht der Schädel nach der bewußten, gewollten Schändung durch Br. Goethe wieder in der Bibliothek. Boisserée und andere sind noch immer empört. Da faßt nun Goethe den Plan, eine Gruft für Schiller und sich gemeinsam ausführen zu lassen, läßt von Coudray Pläne entwerfen, es wird auch vom Kanzler v. Müller und anderen der Platz auf dem Friedhof ausgesucht, es werden Schwierigkeiten überwunden und am 30. März 1827 wird der Vertrag abgeschlossen zum Ankauf 30. 3. 1827
des Platzes. Noch ist die Ausführung nicht weiter gediehen, da kommt am 28. August 28. 8. 1827
1827 der König Ludwig von Bayern in das Schloß des Br. Karl August und hält mit seiner Empörung über die Aufbewahrung des Schädels nicht zurück (s. o.).

Am 24. September 1827 schreibt Br. Karl August ein sehr merkwürdiges Schrei- 24. 9. 1827
ben an Br. Goethe (siehe Hecker S. 211):

„Hier einige Autographa für die Sammlung.

Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerschen Relickten (seines Kopfes und Skeletts) auf hiesiger Bibliothèque hin und her geurteilt und meistens wohl mißbilliget, daß ich es für ratsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einstweilen setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhof habe bauen lassen, bis daß Schillers Familie einmal ein anderes darüber disponiert. So Du hiemit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte die Anweisung geben, Schillers Überbleibsel unter seinen Beschluß bei meinen Ahnen zu nehmen. Karl August."

Ja, das sind einige Autographa für die Sammlung, auch für unsere Sammlung nämlich! „Einstweilen" sollen die Gebeine in die Fürstengruft. Die Familie Schiller hat längst in dieser Sache nichts mehr zu sagen. Das ist bewußte Täuschung der Nachwelt. Und das alles wieder zur Beruhigung der Öffentlichkeit. Dieser Brief beweist, daß Br. Herzog Karl August die Zustimmung Goethes braucht, um in seine eigene Fürstengruft die Gebeine Schillers bringen zu dürfen. Br. Goethe ist sein Vorgesetzter.

Aber Br. Goethe hat seinerseits auch wieder einen Vorgesetzten, dieser meldet sich bald. Br. Goethe betrieb seinen rührenden Plan des gemeinsamen Denkmals eifrig weiter, der Platz war gekauft, der Entwurf war fertig, da meldet sich sein Vorgesetzter der Loge. Das Oberkonsistorium wünscht nicht, daß Goethe dieses Grab errichten läßt. Daß es im Jahre 1827 endlich an der Zeit gewesen wäre, dem großen Dichter Schiller das Grabmal zu geben, das leuchtet einem brüderlichen Oberkonsistorium keineswegs ein. Was war denn Schiller? Sondern es handelt sich für das Oberkonsistorium nur um ein „Grabmonument für den Geheimen Rat v. Goethe, Exzellenz". Es schreibt (Hecker S. 202):

9.10.1827 „...9. Oktober 1827...

Soweit wir unsers Orts die Sache zu übersehen oder zu beurteilen vermögen, scheint eine allzu große Dringlichkeit der Errichtung eines Grabmonuments für den Geheimen Rat v. Goethe, Exzellenz, dermalen nicht vorzuliegen.

Denn es genießt, erstens, der hochgefeierte Greis, obschon in ziemlich hohen Jahren, doch noch der besten und kräftigsten Gesundheit..."

Danach stellt das hohe Konsistorium einfach fest, daß Goethe überhaupt nicht unter Gräbern und Leichen ein Denkmal haben will, daß ihm das keineswegs liegt, ja, es wird sogar bestimmt, daß Br. Goethe selbst in der Fürstlichen Totengruft oder dicht daneben beerdigt werden will, und endlich stellt das Oberkonsistorium fest, daß die Landeskultur Schaden leidet, wenn das kleine Stück Baumschule wegfällt, und das angekaufte Stück der Baumschule dem Landesschulseminar entginge. Obwohl der Herzog selber und der Käufer, Minister von Goethe, allein hierüber zu verfügen hätten, sind sie folgsam und der Plan wird fallen gelassen. Wir gönnen ihnen die Hörigkeit vom Oberkonsistorium von Herzen. Aber der König von Bayern und sein Unwille waren zu fürchten und so wurde denn der einstweiligen Überführung der Gebeine Schillers in die Fürstengruft nähergetreten. Ich habe das auf Seite 115 schon beschrieben. Goethe stiftete den Sarg. Auf Seite 235 ff. des Heckerschen Buches finden wir nun ein sehr merkwürdiges Dokument, das uns Goethes Verhalten verrät, nämlich die Niederschrift Goethes über den Schlüssel zum Sarge (warum ist er aufschließbar?) Schillers:

16.12.1827 bis 6.12.1830 „Actum Weimar, den 6. Dezember 1830.

Heute mittag 12 Uhr erschien der Großherzogliche Bibliotheksekretär Friedrich Theodor Kräuter, allhier, ...

Hierauf übergab ich ihm den Schlüssel, welcher in einem Briefkuvert sich befand, welches, versiegelt, mit einer bezeichnenden Aufschrift und meiner eignen Unterschrift versehen war, mit der Weisung, die Übernahme desselben nebenan zu bescheinigen. Nachrichtlich J. W. v. Goethe."

Unter diesem Schriftstück folgt dann unter dem gleichen Datum quittiert die Quittung von Friedrich Theodor Kräuter.

Also am 6. Dezember 1830 hat Goethe die Schlüssel zum Sarge Schillers der Großherzoglichen Bibliothek zum Aufbewahren übergeben, während er sehr „interessanter" Weise, wie wir jetzt feststellen werden, 3 Jahre zuvor der Auffassung war, daß ihm die Schlüssel zum Sarge Schillers gehören, da Schillers Gebeine zu dem Gebiete „Wissenschaft und Kunst" gehörten und ihm unterstellt seien. Drei Dokumente berichten (siehe Hecker S. 220 ff.) über die Feier der Beisetzung des Sarges mit den Schillergebeinen am 16. Dezember 1827 in der Fürstengruft und erwähnen alle drei das auffällige Geschehen, daß die Schlüssel zu Schillers Sarg, der in der Fürstengruft steht, nicht dem Beamten des Fürsten zur Aufbewahrung gegeben werden, auch nicht, wie später ab 6. Dezember 1830, in der Herzoglichen Bibliothek aufbewahrt werden, sondern daß Br. Goethe dafür Befehl gegeben hatte, ihm diese Schlüssel zu übergeben (Seite 220/222, 224/226/228):

„115. Bericht Kräuters über die Beförderung des Sarges zur Fürstengruft...

Eine Stunde später, nachdem der Sarkophag verschlossen und den alle vier Schlösser öffnenden Schlüssel der Geheime Kammerrat v. Goethe an sich genommen hatte, fuhren Seine Exzellenz der Herr Staatsminister v. Goethe an, um das Äußere des Sarkophags in Augenschein zu nehmen, und geruheten Hochdero Beifall darüber auszusprechen."

„116. Bericht Zwierleins über die Beisetzung in der Fürstengruft...

Der Herr Hofmarschall Freiherr v. Spiegel erklärten hierauf die Übernahme und Beisetzung der v. Schillerschen Überreste in der Fürstengruft als geschehen.

Der Sarkophag wurde demnächst wieder verschlossen und mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Den Schlüssel zu demselben nahm der Herr Kammerherr und Geheime Kammerrat v. Goehte an sich."

„117. Bericht Karl Schwabes über die Beisetzung in der Fürstengruft...

Der Sarkophag wurde wieder verschlossen, auf ihn ein frischer Lorbeerkranz gelegt, und Herr

Hofmarschall Freiherr v. Spiegel erklärte, daß er ihn somit übernommen habe; der Herr Geheime Kammerrat v. Goethe aber nahm den Schlüssel wieder an sich, da derselbe bei der ‚Unmittelbaren Anstalt und Oberaufsicht für Wissenschaft und Kunst' bei seinem Herrn Vater verwahrt bleiben solle ..."

Br. Goethe war also im Besitz der Schlüssel zu Schillers Sarg in der Fürstengruft vom 16. Dezember 1827 bis zum 6. Dezember 1830. So lange erachtete er Schillers Sarg als einen Gegenstand der „Wissenschaft und Kunst", der seinem Ministerium unterstehe. Von da ab aber scheint er diese Auffassung nicht mehr zu haben? Sehr seltsam? Sollte sich vielleicht unter den Dokumenten etwas finden, was uns diesen plötzlichen Wandel der Auffassung erklärt? „Bedenken erregt Bedenklichkeit", sagt Br. Goethe und wir geben ihm Recht und blättern unter den Dokumenten; da sehen wir auf Seite 122 ein sehr gewichtiges Dokument unter Heckers Überschrift:

„54. Rückbringung der dem Kassengewölbe entnommenen Gebeine. 1828".

Dies Dokument berichtet, daß im Jahr 1828, und zwar unter Karl Schwabes Aufsicht mit dem neuen Totengräber Christian Leich (Bielke war am 14. August 1827 gestorben), das Kassengewölbe noch einmal aufgeräumt wird und es werden die Gebeine der bekannten Personen in Behältnisse gesammelt. Die Überschrift dieses Dokuments dürfte garnicht Rückbringung der dem Kassengewölbe entnommenen Gebeine heißen, sondern müßte nach dem angegebenen Rechnunginhalt „Sammlung der noch im Kassengewölbe befindlichen Gebeine" heißen. Es heißt auf Seite 123 Anm. bei Hecker unter diesem seltsamen Dokument:

„Dieser Aufstellung sind beigefügt die Einzelquittungen: des Totengräbers Christian Leich vom 3. August 1828 („vor das auf Reimen in den Cassengewölbe"), des Ratsdieners Christian Knabe vom 11. September 1828. Auf der Rückseite der Quittung Leichs hat Schwabe bemerkt: 3.8.-11.9. 1828

„Aufräumung des Kassengewölbes auf Befehl des Erbgroßherzogs, Königliche Hoheit, um die Gebeine von Demselben bekannten Personen in ein Behältnis zu sammeln. Es geschah solches nach Auffindung des Schillerschen Schädels und Gebeine, wovon ich Ihm erzählt hatte"."

K. L. Schwabe leitete diese Sammlung der Gebeine der bekannten im Kassengewölbe beigesetzten Personen offenbar in dem festen Glauben, daß Schädel und Gebeine Schillers nicht unter dem Moderhaufen, der da aufgeräumt wurde, lagen. Ich möchte mich aber an die klare Überschrift des Herrn Hecker halten, die ganz eindeutig aussagt, daß es sich hier um eine Quittung handelt, die sich an die „Rückbringung der dem Kassengewölbe entnommenen Gebeine" anschließt, denn so überschreibt er die Abrechnung K. L. Schwabes und setzt auch noch darunter, daß sich die Quittung bei Karl Leberecht Schwabe in dem Aktenband „Über Schillers Beerdigung" findet. Halten wir uns also an Hecker! Nachdem wir erfahren haben, was Goethe der Hochgradbrr. Abaris mit Schillers Schädel in den Tagen zwischen dem 18. und 23. September unternahm (s. o.), und nachdem wir gesehen haben, daß sich Br. Goethe erst am 6. Dezember 1830 über die Rückgabe der Schlüssel eine Quittung ausstellen läßt, am 16. Dezember 1827 aber in der Fürstengruft durch August von Goethe die Schlüssel an sich nehmen ließ, weil Schillers Gebeine „zur Wissenschaft und Kunst" gehörten, so sehen wir nur allzu klar. Der Illuminatenbr. Abaris, in der profanen Welt Goethe genannt, hatte 3 Jahre lang die Schlüssel zu Schillers Sarg und konnte die Schlüssel zum Fürstlichen Kassengewölbe jederzeit leicht haben. Auch hatte Br. Herzog Karl August für die Sammlung (s. o.) ein Autographum geschrieben, in dem es heißt, daß Schillers Schädel und Skelett nur einstweilig in der Fürstengruft sein sollen. So werden Schädel und Gebeine wohl wieder zurück in das Kassengewölbe befördert worden sein und Heckers Überschrift hat recht. Es muß dies bald geschehen sein, denn wenn im August 1828 Schwabe den von ihm einst gefundenen Schädel und die Gebeine,

die beide gereinigt waren, bei jenem Aufräumen im August 1828 nicht wieder erkannte, so mußten sie wieder genau so zugerichtet worden sein, wie im September 1826 der Schädel Schillers allein zugerichtet wurde, der in Goethes Haus und beim Herzog Karl August zweimal gereinigt wurde!

Es ist uns also mehr als wahrscheinlich, daß im August 1828 auch Schillers Schädel und Gebeine mit „aufgeräumt" wurden, und Museumdirektor Hecker mit seiner Überschrift zum Dokument Seite 122 nicht irreführt, sondern die Wahrheit sagt. Es war also dem Ritual des Ordens Genüge getan, der Sarg mit dem Namen Schiller war
1829 leer und im nächsten Jahr veröffentlichte dann Goethe selbst sein unwahres Gedicht,
daß er den Schädel im Kassengewölbe gefunden habe, das uns mehr als ein halbes Jahrhundert später als rührender Beweis der Schillerverehrung und der Freundschaft Goethes in der Schule vorgeführt wurde.

Für jeden, der diese schauerlichen Tatsachen in ihrem ganzen Umfange kennt, wird es förmlich ein lieber Gedanke sein, daß Schillers Sarg in der Fürstengruft leer
1910-11 war. Aber seine Freude darüber kann keine endgültige sein, denn im Jahre 1910 und
im Jahre 1911 wiederholt erschien in der „Sächsischen Landeszeitung" die „Sudelei", wie Herr Hecker sagt, die die ungeheuerlichen Vorgänge teils treu den Quellen Schwabes entsprechend veröffentlichte und dann noch andere Daten hinzufügte, die von
1912 niemand in der Öffentlichkeit widerlegt wurden. Ein Jahr darauf geschah es dann ganz
zufällig, daß Professor Froriep an der Stelle des alten Kassengewölbes grub und, wie wir jetzt wissen, im Gegensatz zu meiner Meinung (s. Seite 117) allen Grund hatte, dort die von Schwabe im Jahre 1828 „gesammelten" Gebeine zu suchen. Das braunlackierte Behältnis zur Aufbewahrung der Gebeine wird wohl damals wieder vermodert gewesen sein. Froriep fand Knochen und Schädel, die Schillers gewesen sein sollten! Dieser aus den Dokumenten und Heckers Überschrift für das Dokument 54. Seite 122 entnommene Tatbestand, daß Br. Goethe, der Schlüsselverwalter des Sarges Schillers, die Gebeine aus diesem Sarg wieder entfernen und in das Kassengewölbe zunächst ohne Schutzbehälter wiederum verbringen ließ ehe er am 6. Dezember 1830 dann den Schlüssel der Großherzoglichen Bibliothek übergab, erklärt vieles. So vor allem den ungeheuerlichen Tatbestand, daß kurz vor dem Weltkriege, als Professor Neuhaus und Professor von Luschau, der Anatom, verlangten, der Frorieпsche Schädel müsse doch mit dem Schädel im Schillersarge verglichen werden, auf die Weigerung der Großherzoglichen Familie stießen, die Erlaubnis zur Öffnung des Schillersarges zu geben! Ja, daß Froriep selbst sich zufrieden gab (!) obwohl ein solcher Vergleich doch allein seine Behauptung zur Tatsache erheben konnte! (Dokumente s.: „Schillers Schädel" von A. Brandish, Leipzig 1932.) Der Sarg Schillers wäre eben damals leer gefunden worden! Ob er heute leer ist, wissen wir nicht. Die Gebeine, die Froriep an dem Orte des alten Kassengewölbekellers wieder gefunden hatte, lagen aber im Jahre 1930 in der Fürstengruft in dem kleinen Kindersarge, der wie eine Kiste aussieht, hinter dem Vorhang (s. S. 117) und hiermit war der Logenfluch der Entehrung soweit erfüllt, als die Kampflage des Geheimordens es erlaubt! An dem allen lernt der Leser die Bedeutung aufschließbarer Särge für die Leichenschänder kennen!

1927 1927 begann unser Kampf gegen die Freimaurerei. Es erschien das Buch Erich
Ludendorffs „Die Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse".

1928 1928 erschien in dem Buch „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart
und Schiller", der Mord an Schiller und zufällig in denselben Jahren wurde der Oberbau des Kassengewölbes als „heiter-ernster Ort" neu errichtet. Für uns würde nun wichtig sein, zu wissen, ob dabei das feuchte Kellerloch, in dem einst Meister Bielke

die Särge einhackte, wieder freigelegt oder neu wieder hergestellt wurde und ob ein Eröffnen der Falltüre zur Entdeckung von Gebeinen führen könnte, oder ob der Keller leer ist. Und ebenso wichtig wäre es auch, zu wissen, ob Brr. auch 130 Jahre nach Schillers Tode noch ähnlich wie Br. Goethe Schädel und Gebeine Schillers je nach Lage des Kampfes zwischen dem offiziellen Bestattungplatze und dem Kassengewölbe hin und her tragen können oder ob es nun endgültig bei dem von Dr. Hecker vermerkten Endergebnis bleibt, daß Schillers Gebeine – und zwar genau entsprechend der Ordensvorschrift für Verurteilte – nicht im Schillersarge zu Weimar ruhen.

Genug des greulichen, stumpfsinnigen und sturen Aberglaubens der Logenbrr. Unser großer Schiller würde auf das ganze Gebaren verächtlich blicken, aber nicht darum handelt es sich, wie erhaben freie Deutsche über solchen Schändungversuchen stehen, sondern darum, was die jüdischen Geheimorden unseren großen Toten antun möchten.–

Ein trauriges Amt ist erfüllt. Mögen alle Deutschen, die diese Erwiderung auf das Heckersche Buch lesen, nun auch ihr sehr viel leichteres Amt erfüllen, die nun enthüllten Tatsachen zu allen Deutschen, die im Heimatlande und im Auslande leben, unverzüglich hinzutragen. Der sture Aberglaube des hassenden Juden, der sich an den Kulturschöpfern unseres Volkes in so grauenvoller Weise entlud, ist ein Fluch, unter dem alle die zu leiden haben, die sich für dieses Treiben einfangen lassen. Nicht darum kann es sich handeln, daß bei all solchem Treiben niemals der Gemordete geschändet werden kann, sondern die Mörder sich ununterbrochen selbst schänden, sondern nur darum, wie in der Zukunft solche Morde der Geheimorden verhütet werden können; dies kann nur durch Aufklärung geschehen. In den 10 Tagen, die mir zur Verfügung standen zu dieser Erwiderung, ließ sich keineswegs erschöpfend das Ergebnis der von Hecker gesammelten Dokumente geben, die oft kreuz und quer durcheinander gestellt, leicht auch zur Übersehung des einen oder des anderen Anlaß bieten. Zunächst aber darf ich mich an dem Weihnachttage 1935 der grauenvollen Arbeit der letzten 10 Tage entbinden, ich glaube, es ist zunächst einmal genug enthüllt.

Und wenn mich nun die Deutschen fragen, wie es denn nur möglich war, solche Tatsachen so lange, so völlig zu verhüllen, dann gebe ich ihnen die Antwort: Die überstaatlichen Mächte gehen da immer die gleichen Wege. Ist etwas besonders Fürchterliches an unserem Volke geschehen, so stellen sie vor die Ereignisse zwischen sie und das Volk einen „Mythos", den sie geschäftig durch die gesamte Literatur bis hinab in die Schulbücher tragen. Fest und breit stand der Goethemythos zwischen dem ungeheuerlichen Geschehen und den Augen des Volkes. Wer an Goethe tastete, wer ihn nur kritisch betrachtete, der wurde als Feind der Deutschen Nation verschrieen, während er ein Feind der jüdischen Nation und ein Befreier und Retter des Deutschen Volkes ist. Neben den großen Deutschen, die unser Volk retten, treten in jedem Jahrhundert die Hörigen der Geheimorden. Ich brauche hier nur an Blücher und Gneisenau zu erinnern. So lange das Volk noch blind an den Goethemythos glaubt, wird sich das gleiche Geschehen wieder und wieder in der Deutschen Geschichte wiederholen. Möge meine Antwort auf die Schrift Heckers einen kleinen Beitrag dazu geben können, daß das Deutsche Volk sich nicht von ‚Mythen' blenden läßt, sondern daß das Deutsche Volk der hohen Meinung jenes aufrechten Deutschen Dr. Hallmann gerecht wird, der damals an Schwabe schrieb:

„Denn der Nachwelt ist es nur um die reine Wahrheit,
ohne irgendwelche Rücksicht der Person zu tun."

V. Noch weitere Morde?

Nicht noch einmal soll es den Brr. gelingen, durch Verleumdung meiner Schrift durch das „Geisteskrank“sprechen ihres Verfassers und durch Totschweigen die Spuren der Schakale zu verwischen! Das Buch Schwabes, das so selten geworden ist, ist festgehalten; es wird nicht „verschwinden“. Es gilt, den Mördern das Handwerk durch den Nachweis einiger Fälle des Mordens zu legen. Die genügen dem Deutschen Rechtsbewußtsein. Ich forderte in der letzten Auflage auch auf, daß nun weiter geforscht wird. Alle Deutsche hervorragende Persönlichkeiten müssen in ihrem Leben und Sterben überforscht werden! Die Menschen freilich, die man totschwieg und „aus dem Wege räumte“, ehe sie gefährlich werden konnten, bleiben auf immer unerkannte Opfer der Geheimtscheka der Juden und Jesuiten.

Meine Aufforderung zu weiteren Forschungen hat unterdes erfreuliche Erfolge gezeitigt. Wir können die ungeheuer reichhaltigen Mitteilungen, die uns mit jeder neuen Auflage dieses Buches zugeführt werden, nicht alle aufnehmen, wenn anders es nicht zu einem unübersichtlichen Anhäufen unzusammenhängender Einzelentlarvungen der Geheimorden entarten soll. „Ludendorffs Volkswarte“ hat eine ganze Reihe von Aufsätzen gebracht, ebenso die Zeitschrift „Am Heiligen Quell“, die für Geheimmorde zeugen. Wir wollen nur einige hiervon erwähnen, die sich inhaltlich den Hauptabschnitten dieses Buches am zwanglosesten anreihen.

Am meisten sind natürlich die großen Deutschen vom Mord bedroht, die einmal durch ihre Kunst des Volkes Seele erwecken können und zum anderen viel zu bedeutende Menschen sind, um sich von dem Volke ganz abzusondern, nur ihrer Kunst zu leben, ohne an allen schweren Schicksalsschlägen des gesamten Volkes teilzunehmen. Alle wahrhaft großen, schöpferischen Geister sind auch seelische Freiheitkämpfer ihres Volkes und als solche von den Geheimmächten gefürchtet und gehaßt.

1. Seltsames am Tode Fichtes, Leibniz', Nietzsches und Schuberts.

Aus jener Napoleonischen Zeit, die einen Mozart und Schiller zum Logenopfer werden ließ, nennen wir nur noch eine von den Logen bedrohte Gestalt, und das ist Fichte, der im Jahre 1800 die Loge deckte und darnach, im Jahre 1807 in seinen Reden an die Deutsche Nation das Volk zum Freiheitkampf aufrüttelte, das in Sklavenhörigkeit unterzugehen drohte.

In „Ludendorffs Volkswarte“, Folge 25, Jahrgang 1932, hat E. Z. in dem Aufsatz „Fichte — ein Opfer der unsichtbaren Väter?“, darauf hingewiesen, daß Fichte schon im Alter von 52 Jahren jäh starb, daß sein Grab völlig verwahrlost belassen war, bis eine Lebensgeschichte Fichtes von Reinhold Schneider 1932 gedruckt wurde, die solche Verwahrlosung erwähnen wollte. Dann sah sich die Fichte-Gesellschaft gemüßigt, etwas für das Grab Fichtes zu tun. Das auffallendste, was auf Schakalspuren hinweist, ist aber die erstaunliche Tatsache, daß „gediegene Quellen“ ganz unterschiedliche Tage als Todestag dieses bekannten Rektors der Berliner Universität angeben. Alfred Biese nennt den 17. Januar 1814, Meyers Konversationlexikon den 27. Januar 1814, Schwegler „Geschichte der Philosophie im Umriß“, Neuausgabe von Stern nennt den 28. Januar 1814, Brockhaus kleines Konversationlexikon 1879 dagegen gibt den 27. Juni (Juni in Buchstaben gedruckt) 1814, als den Todestag an, Knaurs Konversationlexikon 1932 endlich nennt den 29. Januar 1814 als Todestag.

So hätten wir denn fünf Todestage, die sich zum Teil um Monate unterscheiden, für den Tod einer der bekanntesten Persönlichkeiten Berlins im Jahre 1814! Welch

einen Vorteil für geheime Mörder bedeutet es, wenn der Tod eines Menschen auch nur einen Tag unbekannt bleibt, und welches Verdachtsmoment ist es für jeden Wissenden, wenn solche Angaben nebeneinander bestehen und noch nach hundert Jahren nicht durch eine als die richtige ersetzt sind.

Der Verfasser E. Z. weist aber auch noch auf ein Gedicht Achim von Arnims, eines Zeitgenossen Fichtes, hin, der jene furchtbaren Jahre miterlebt hat, in denen Große Deutsche von den Logen ungesühnt gemordet wurden, in einem Ausmaße, wie sie es sonst zu gewöhnlichen Zeiten nicht zu betreiben wagen. Das Gedicht steht in dem Buche von Wundt: „Fichte", Verlag von Fromann, Stuttgart 27, Seite 79, und lautet:

„Auch Dich hat uns die Pest der Zeit entrissen,
Dich mutigsten Bestreiter schlechter Zeit,
Du hattest Dich als Opfer ihr geweiht,
Als Du ihr strafend riefest ins Gewissen.

Es war die Welt von Zweifeln lang zerrissen,
Du sahst den Abgrund, wie er tief und weit,
Doch wie der Römer warst Du kühn bereit,
Ihn zu verschließen nach dem besten Wissen.

Du warfest Dich hinein, um ihn zu füllen,
Du sprachst zu Deutschen, als die andern schwiegen,
Du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen.

„Bekämpft die Zeit in euch mit heilgem Willen!"
So riefest Du. – Den Bogen spannt im Stillen
Die tückische Zeit, – auch Du mußt ihr erliegen."

Achim von Arnim.

Dieser Dichter scheint Logenbruder gewesen zu sein und wußte, anscheinend, daß auch hier ein Logenmord vorlag.

Noch sicherer ist die Meldung, die unterdes über das Schicksal des Philosophen Leibniz in „Ludendorffs Volkswarte", Folge 46/32, gebracht werden konnte. Hier erfahren wir in dem Aufsatz „Leibniz und die unsichtbaren Väter" über den Kampf, den dieser Deutsche mit den überstaatlichen Mächten zu bestehen hatte, und hören von seinem Ende:

„Gegen Ende seines Lebens entfernte er sich überhaupt immer mehr von der Kirche, so daß er im Volksmunde „Glöw nix" (Glaubenichts) genannt wurde. Über seinen Tod berichtet der Zeitgenosse und gleichfalls Philosoph Christian Wolf in „Gesammelte kleine Schriften", Halle 1739:

„Aber dieses und dergleichen . . . muß die gelehrte Welt um deswillen entbehren, weil er wider sein und seiner Freunde Vermuthen im Jahre 1716 am 14. des Wintermonats, das irdische Leben gesegnet hat. Die Verursachung seines Todes war das Zipperlein, welches ihn in den Schultern beschwerete. Er hat wider dasselbe von einem Jesuiten aus Ingolstadt einen gesottenen Trank zu trinken bekommen. Als aber dieser nicht durch den natürlichen Gang wieder hinausgehen konnte und noch überdies Steinschmerzen dazu kamen; erregte er große Unordnung im Leibe und beschleunigte den Tod in einer Zeit von einer einzigen Stunde. . . ."

Der begabte Deutsche Philosoph nimmt vertrauensvoll aus der Werkstatt der Ingolstädter Hallen Loyolas, aus der Hand des Jesuiten-Paters das Heilmittel, das ihn innerhalb einer Stunde „vom Leben befreit", wie ja zynisch das Vergiften von seiten der Geheimorden der überstaatlichen Mächte benannt wird! Man weiß nicht, worüber man sich mehr entsetzen soll, über die freche Stirn solches Mordens oder über den stumpfen Gleichmut, mit dem der Berichterstatter uns dies mitteilt, ohne auch nur ein Wort des Entsetzens oder der Sühnepflicht an solchem Vergehen auszusprechen."

Ebenso skrupellos ist Roms Arbeit gegen Nietzsche gewesen. Auch hierüber hat „Ludendorffs Volkswarte" in einer ganzen Reihe von Aufsätzen Wichtiges enthüllt. Die

Vorgeschichte zu der Geisteskrankheit Nietzsches, die Verabreichung eines schweren Giftes als „Schlafmittel" an diesen Dichter. Die sonderbaren Umstände bei seiner Verbringung in die Anstalten, die katholischen Bekehrungversuche Langbehns an dem kranken Nietzsche, die Versuche, ihn aus der Pflege seiner eigenen Mutter zu listen, die ungeheuerlichen Presseergüsse, die Nietzsche als schon vor der Abfassung seines Buches der „Antichrist" geistig krank hinstellen und endlich die Wegschächtungen ganzer Teile seines Antichrist in neuen Ausgaben der gesammelten Werke, das alles wurde in den Aufsätzen der „Ludendorffs Volkswarte" bekanntgegeben: Folge 24/31: „Zarathustras Untergang, Ein Verbrechen der Geheimtscheka an Nietzsche?" v. E. D., Folge 24/31: „Ein Wort zu diesem Verbrechen an Nietzsche" von Dr. med. Mathilde Ludendorff, Folge 27/31: „Katholische Aktion in der völkischen Bewegung des 19. Jahrhunderts" v. E. D., Fortsetzung dieses Aufsatzes in Folge 29/31, Folge 45/31: „Nietzsches Schicksal und seine treuen „Freunde!" von Dr. med. Mathilde Ludendorff, Folge 5/32: „Romarbeit gegen Nietzsche" von Dr. med. Mathilde Ludendorff.

Neben Forschungen über diese drei Philosophen wurden seit der letzten Auflage dieses Buches von Mitarbeitern die Schakalspuren der unsichtbaren Väter im Leben großer Künstler weiter verfolgt. So wies Helmut Dettmann auf die Begleitumstände des seltsamen Todes des großen Dürer hin, der wegen seiner Warnungen vor dem gegen das ketzerische Deutschland geplanten Türkeneinfall und seiner Befestigungpläne ebenso unwillkommen war wie wegen seiner Glaubensüberzeugung, die noch weiter von der Bibel wegschritt als Luthers Lehre. (S. „Gedanken um Dürers Tod" von Helmut Dettmann, Folge 3/32 „Am Heiligen Quell".)

Endlich wurde die schon begonnene Nachforschung über Schubert fortgesetzt. Um zu ihr anzuregen, habe ich in der letzten Auflage die vielen Fragen beantwortet, die mir anläßlich der Hundertjahrfeier des Todestages Franz Schuberts gestellt wurden, ob sein Tod im 31. Lebensjahr ein natürlicher Tod gewesen. Sie sind uns um deswillen lieb, als sie erweisen, daß endlich die Fahrlässigkeit ein Ende hat, die Jahrhunderte hindurch bestand. Man beginnt angesichts der Enthüllung des „Steinewegräumens" von seiten geheimer Verbrecherorganisationen jeden Einzelfall ins Auge zu fassen! Ich kann nur antworten, daß der Fall Schubert noch nicht nachgeprüft ist und deshalb vorläufig als ungeklärt gelten muß, will aber auf folgendes hinweisen:

1. Die allgemein verbreiteten Verleumdungen, Schubert sei ein Säufer gewesen, der, erst dreißigjährig, seinen Körper schon zu Tode gesoffen hätte, werden von Else Schubert auf das nachdrücklichste widerlegt. Er trank, wie viele seiner Zeitgenossen, sorgloser, als dies dank der Forschungen über die schweren Giftwirkungen des Alkohols heute geschieht, aber ein Trunkenbold war dieser große Künstler nicht, sonst hätte er auch nicht eine Produktivität entfalten können, die ihn in einem Jahr mehr komponieren ließ, als andere Komponisten in zehn Jahren schufen, ohne daß dabei der Wert der Kompositionen herabgesetzt worden wäre.

2. Die zweite Angabe, Schubert sei an „Nervenfieber" und an „Typhus" gestorben, ist deshalb nicht zu verwerten, weil die Diagnose Typhus erst durch die Bakteriologie in den letzten Jahrzehnten sichergestellt worden ist und die Berichte kein einziges Symptom nennen, das diese Diagnose etwa wahrscheinlich oder gar sicher machen könnte.

3. Seit der Beerdigung Beethovens wenige Monate vor Schuberts Tod sprach Schubert wiederholt von seinem nahen Ende. Da er erst 30 Jahre und ein lebensfroher, geselliger Mensch war, ist das verwunderlich und schließt nicht aus, daß ihm „Prophezeiungen" gemacht wurden, die ja die vielbeliebte ungefährlichste Mitteilungart von Mordabsichten sind und Mord verschleiern helfen.

4. Schubert erfreute sich sicher angesichts seiner großen und urdeutschen Schöpferkraft des besonderen Hasses der Juden, die alle Kraftquellen des Deutschtums wie die Hyänen umkreisen. Br. Goethe, der allen Logenbefehlen treu gehorsam, Br. Goethe, der jüdische Verbrecher wie Mirabeau auf Logenbefehl pries, und Deutsche unabhängige Dichter auf Logenbefehl verfemte (wie Bürger, Kleist, Grillparzer usw.), hat Schuberts Kompositionschenkungen mit Begleitschreiben weder selbst noch durch einen Sekretär überhaupt je beantworten lassen. Es war Schuberts tiefer Schmerz, von diesem Dichter so verächtlich behandelt zu sein.

5. Sogar in den „Münchner Neuesten Nachrichten", die doch ganz gewiß keine Gegner von Geheimorden waren, wies Herr von Panther darauf hin, daß ganz unbegreiflicherweise der Tod Schuberts, obwohl er durch ganz Deutschland berühmt und in Wien kurz vor seinem Tode in seinem Konzert so hochgefeiert war, in keiner einzigen Zeitung auch nur mit einem Wort erwähnt worden sei. Nur die Nachlaßkommission notierte 14 Tage nach seinem Tod die Tatsache des Todes und die Hinterlassenschaft von Manuskripten und Kleidern im Werte von 63 Gulden. Jeder, der über die Morde der Geheimorganisationen Bescheid weiß, weiß, daß das völlige Schweigen in der Presse das wichtigste Schutzmittel ist, das immer angewandt wird. Hierdurch wird der Tod erst bekannt, wenn Nachforschungen erschwert sind.

Schuberts Gebeine wurden exhumiert und von einem Friedhof Wiens in einen anderen getragen. Es lohnt sich die Nachforschung über Schuberts Tod also gar sehr!

Es freute mich in der Auflage des 31. bis 33. Tausend aus einem auf diese Anregung hin in der „Ludendorffs Volkswarte", Folge 21/32, erschienenen Aufsatz von Elly Ziese einiges mitteilen zu können:

„Seltsames über Schuberts Tod und Begräbnis."

„Die älteste Schubert-Biographie ist vollständig aus dem Buchhandel verschwunden. Der Titel heißt:

„Franz Schubert" von Dr. Heinrich Kreißle von Hellborn. Verlag Carl Gerold's Sohn, Wien 1865.

Ebenfalls aus dem Buchhandel verschwunden ist das Schubert-Buch von August Reißmann, 1873; denn Reißmann, der eine künstlerische Würdigung Schuberts gibt, weist in seinen kurzen biographischen Nachrichten auf Kreißle hin. Gerade diese „verschwundenen Bücher" bergen meist Wertvolles! Kreißle teilt uns mit, daß der in früher Jugend gestorbene Schubert sehr gesund war. Niemals berichtet Kreißle von bestimmten Krankheiten. In den letzten Jahren hören wir zuweilen von Schwindel, Blutwallungen und „Kopfleiden". Das hat folgende Ursache: Die Familie Schubert, besonders Ferdinand, der zweite Bruder Franzens, ging viel ins Gasthaus „Zum Roten Kreuz". Der Wirt „fälschte den Wein". Das verursachte bei Franz Schubert Kopfschmerzen (bei den anderen nicht!). Darum ging er nicht gern dahin. Auf dies Gasthaus bezieht sich eine Stelle in Schuberts Brief vom 25. 7. 1825:

„Ferdinand kriecht vermutlich noch immer zum Kreuz."

Im Januar 1828 kam er „gekräftigt und zu neuer Arbeit gestählt" von Graz nach Wien zurück. Ende August 1828 wollte Schubert wieder zum Besuch nach Graz zu Pachlers. Aus Geldmangel unterblieb die Reise. Er wohnte damals in der Wohnung seines Freundes Dr. Schober, der beruflich abwesend war von Wien.

Auf Vorschlag des Hofarztes Dr. von Rinna zog Schubert Anfang September zu seinem Bruder Ferdinand, der in einem neugebauten Haus in der Vorstadt Wieden wohnte. Unter den vielen Erklärungversuchen für den Tod des „so plötzlich Dahingeschiebenen" finden wir auch das Wohnen im Neubau.

„Er kränkelte und medizinierte bereits um diese Zeit." Anfang Oktober, bei einem längeren Ausflug mit Ferdinand und einigen Freunden ging es ihm wieder sehr gut. Nach Wien zurückgekehrt, „nahm das Unwohlsein wieder zu."

Am 31. 10. 1828 aß er abends im Gasthaus „Zum Roten Kreuz" Fische. Es ekelte ihn. Es war ihm gerade, „als hätte er Gift genommen". Seit dieser Zeit nahm er nur noch Arzneien. Er suchte sich zu helfen „durch Bewegung in freier Luft". Am 3. 11. hörte er die letzte Musik: ein

Requiem seines Bruders Ferdinand, der Professor zu St. Anna in Wien war.

An Gefahr dachte Franz Schubert nicht: am 4. 11. ging er zum Hoforganisten Sechter, um Zeit und Anzahl der Unterrichtsstunden im Fugensatz zu verabreden. Lanz ging mit ihm hin.

Am 11. legte er sich zu Bett. Die Symptome sind die gleichen wie bei Schiller. Anfangs behandelte ihn Dr. Rinna. „Leider erkrankte dieser." Stabsarzt Dr. Vehring übernahm die „Behandlung", Ferdinand die „Pflege".

Schober wurde täglich benachrichtigt. Abkömmlich war er in dringenden Fällen; denn er kam zur Beerdigung. Am 16. schien den Ärzten, daß „der Übergang der Krankheit in ein Nervenfieber bevorstehe".

Am 17. 11. wurde das Delirieren „heftiger und anhaltender".

Am 18. abends sagte er zu Ferdinand: „Du, was geschieht denn mit mir?" Er wurde mit fast denselben Worten beruhigt, wie Schillers Familie über dessen Zustand.

Am 19. 11. 1828, 3 Uhr nachmittags, starb Franz Schubert. Er sah aus wie ein Schlafender.

In der Nacht vom 20. zum 21. 11. hat Ferdinand einen langen eiligen Brief wegen der Beerdigung an den Vater geschrieben. Der Brief ist morgens 6 Uhr beendet. Aus der Nachschrift sieht man seine Erregung: er meint, es brauchten „keine Flöre angeschafft zu werden". Die Nachschrift ist dann durchstrichen.

Wahrscheinlich hat in dieser Nacht ein heimliches Begräbnis zu St. Josef in Margarethen stattgefunden. Das öffentliche Begräbnis war am 21. 11. 1828, nachmittags ½3 Uhr: ein katholisches Begräbnis II. Klasse. Es sind zwei verschiedene Originalquittungen für das Begräbnis vorhanden.

Das öffentliche Begräbnis mit Kerzen, Trägern, Institutsarmen usw. kostete 44 Gulden und ist quittiert von dem Pfarrer Johann Hayek in Währing am 22. 11. 1828. Die andere Quittung ist unterschrieben von dem Konduktansager Balthasar Ausim in der Pfarrei St. Josef in Margarethen, auch am 22. 11. 1828. Diese Beerdigung kostete 84 Gulden. Kreißle wundert sich über das „Begraben" in St. Josef und meint, es solle wohl „eingesegnet" heißen. Dann hätte das Einsegnen also fast doppelt so viel gekostet wie das ganze öffentliche Begräbnis. Die Gesamt-Verlassenschaftsakten tragen die amtliche Unterschrift: Brotkorb m. p.

Am 27. 11. 1828 wurde zu Schuberts Gedächtnis in St. Ulrich das Requiem von Mozart gespielt.

Am 13. 10. 1863 wurden Schubert und Beethoven ausgegraben. Am 23. 10. 1863 wurden beide in Zinksärgen beigesetzt. Es war große Verwunderung über die Schädel. Schuberts Schädel hatte eine „fast weibliche Organisation". Auf allen Bildern sieht der Kopf sehr männlich aus (siehe Franz Schuberts Briefe und Schriften mit zehn Abbildungen, herausgegeben von Otto Erich Deutsch bei Georg Müller, München, 2.50 M.). „Kennzeichen musikalischen Sinnes fanden sich weder bei Schubert noch bei Beethoven", also waren es falsche Schädel. Denn bei beiden sind die Kennzeichen des musikalischen Genius sehr stark sichtbar gewesen, müssen also auch am Schädel zu sehen sein.

Schubert war bis zuletzt bitter arm, wie Mozart auch. 1826 bewarb er sich, um endlich aus der bittersten Armut herauszukommen, um eine Kapellmeisterstelle am Hofoperntheater. Er mußte eine musikalische Prüfung machen und fiel durch!

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß sein Freund Mayrhofer irgendwie schuldhaft in den Giftmord verstrickt ist. Sie trennten sich wegen „geänderter Anschauung des Lebens". Mayrhofer fühlte sich sehr angezogen von den Schriften des Freimaurers Feßler und von Herder, der ja auch Freimaurer war, weil dieser

„die Elemente des Weltalls in Einem Glauben und Einer Religion versöhnend einigen wollte."

Als das Requiem am 27. 11. 1828 gespielt wurde, betrat Mayrhofer zum erstenmal wieder nach langer Zeit Schuberts Wohnung, in der sie früher so oft zusammengewesen waren. Seit dieser Zeit hat er nicht mehr den Drang zum Dichten gefühlt, nur später noch einmal nach Goethes Tod. Allmählich wurde er gemütskrank, 1836 nahm er sich das Leben.

Briefe, die sich auf Schuberts letzte Tage beziehen, sind verbrannt. (Briefwechsel zwischen Schuberts Freund Jenger und Dr. Pachler in Graz.)

Robert Schumann ist es zu danken, daß die meisten großen Werke Schuberts nicht vernichtet worden sind. Er fand 1838 bei Ferdinand Schubert die herrlichsten Werke versteckt und verstaubt. Eine Art von „Verhängnis" waltete über ihnen. Vieles ist verschwunden und vernichtet, z. B. „Prometheus".

Wir sehen, Kreißles Schubert-Biographie enthält eine Reihe erstaunlicher Tatsachen und wir wundern uns nicht über ihr Verschwinden aus dem Buchhandel.

Kreißle hat alle Nachrichten von den nächsten Freunden Schuberts persönlich bekommen. Es

ist dringend zu hoffen, daß Kreißle unverändert und ungekürzt wiedererscheinen wird. Wir wollen nicht, daß aufschlußreiche Werke weggeschächtet werden!

Fügen wir zu diesen Tatsachen, die Kreißle berichtet, noch Schuberts eigene Ahnung seines Schicksals nach Beethovens Tode, so werden wir diesem Wirt „Zum Roten Kreuz" und dem Dichter Mayrhofer nachträglich etwas auf die Finger sehen! Auch der gute Freund (der Jude) Schober, der nicht die Vernichtung der Werke unmöglich machte, gibt uns sehr zu denken!

Wir sehen, es verlohnt sich sicher, auch hier noch weitere Nachforschungen zu machen, jede Schakalspur, die wir entdecken, läßt die Brr. „vorsichtiger" werden und mit Mord in Zukunft etwas sparsamer verfahren!

Während ich die Ergänzungen zu der Auflage 26. bis 30. Tausend dieses Buches niederschrieb, wurde in verschiedenen Zeitungen die unglaubliche Schändung des Schädels des Komponisten Joseph Haydn veröffentlicht, die dem Leser dieses Werkes nicht unverständlich ist, und die ihm beweisen kann, wie oft der Aberglaube der Geheimorden Rom-Judas sich in seinen Verbrechen an Deutschen Geisteshelden verrät. Auch hier wird, wie überall, für einen Schädelaustausch und hiermit für Unsicherheit, ob es sich um den echten Schädel handle, gesorgt. Wir lesen in verschiedenen Zeitungen, so in dem „Stralsunder Tagblatt", Nr. 74, 28. März 1931:

„Der Schädel des großen Komponisten.
Ein Roman aus Verbrechen, Pietätlosigkeit, Abenteuer und Verehrung.

Vertreter des österreichischen Unterrichtsministeriums, der burgenländischen Regierung und der Österreichischen musikalischen Verbände treten in diesen Tagen in Wien zu einem Festausschuß zusammen, um die Feier der 200. Wiederkehr des Geburtstages Joseph Haydns am 31. März 1932 vorzubereiten. Joseph Haydn hat u. a. die Melodie unserer Nationalhymne komponiert. Er vertonte die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser", und zu dieser Melodie schrieb später Hoffmann von Fallersleben den Text des Deutschlandliedes, das nach der Revolution zur Deutschen Nationalhymne bestimmt wurde.

Noch bevor der Wiener Festausschuß seine erste Sitzung abhält, gibt es schon eine Sensation, die die Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Schädels Haydns lenkt, eine Geschichte, die toller als ein Roman anmutet. Die burgenländische Vertretung hat den Antrag gestellt, den Schädel des Komponisten wieder mit dem übrigen Skelett, das in der Kalvarienbergkirche in Eisenstadt ruht, zu vereinigen.

Joseph Haydn starb am 18. Mai 1809 in Wien, seine Leiche wurde auf dem Friedhofe bei der Hundsturmer Linie beigesetzt. Dieser Friedhof ist später in den Haydnpark umgewandelt worden. Ein fanatischer Anhänger der Gallschen Schädellehre, der Verwalter des Niederösterreichischen Landesstrafhauses Johann Peter wollte den Schädel des Tonkünstlers in seinen Besitz bringen, um daran seine Studien zu treiben. Zusammen mit dem Sekretär des Fürsten Esterhazy, Karl Rosenbaum, überredete er den Totengräber Jakob Demuth,

den Kopf von der Leiche zu trennen und ihm auszuliefern.

Gegen ein gutes Trinkgeld war Demuth bereit, und acht Tage nach dem Tode öffnete er das Grab zu seiner ungeheuerlichen Tat." (Die „B. Z. am Mittag", Nr. 61, 1931, fügt noch hinzu: „schnitt den Kopf vom Rumpfe ab und übergab ihn Peter. Dieser ließ den Schädel präparieren".) „Der präparierte Schädel blieb längere Zeit im Besitze Peters, bis dieser es schließlich doch mit der Angst zu tun bekam, die Tat könne entdeckt werden, und ihn Rosenbaum zurückreichte, damit er ihn an Demuth weitergebe. Rosenbaum aber behielt das Stück in seinem Besitze.

Joseph Haydn war vom Jahre 1761 ab Kapellmeister im Hause Esterhazy gewesen, und aus Verehrung für den Meister stellt der Fürst Esterhazy elf Jahre nach Haydns Tod den Antrag, die Leiche exhuminieren und in der Kalvarienbergkirche in Eisenstadt beisetzen zu dürfen. Der Antrag wurde genehmigt. Erstaunen und Entsetzen erfaßte alle, als sich bei der Ausgrabung herausstellte, daß an der Leiche der Kopf fehlte. Esterhazy verschwieg die Entdeckung zunächst vor den Behörden, um sich vorerst Schwierigkeiten zu ersparen, und so wurde Haydn ohne Kopf am 7. November 1820 feierlichst in Eisenstadt beigesetzt. Dann aber erstattete der Fürst Anzeige bei der Polizei, die auch sehr bald den Verbleib des Schädels entdeckte.

Johann Peter forderte Karl Rosenbaum auf, ihm Haydns Schädel zur Rückgabe an die Polizei zuzustellen,

Rosenbaum aber nahm einen anderen Schädel,

den dann der Fürst Esterhazy als Haydns Schädel dem übrigen Skelett beifügen ließ. Erst auf

dem Totenbette im Jahre 1829 gestand Rosenbaum den Tausch ein und ließ Peter den echten Schädel geben, damit er ihn aufbewahren und testamentarisch der Gesellschaft für Musikfreunde vermache. Die Witwe Peters aber fürchtete nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1839 Unannehmlichkeiten mit den Behörden und gab den Schädel ihrem Hausarzte Dr. Haller. Der Arzt verschenkte ihn weiter, und zwar an seinen früheren Lehrer, den Universitätsprofessor Rokitansky. Erst nach dessen Tode übergaben die Erben den Schädel der Gesellschaft der Musikfreunde, in deren Besitz er bisher geblieben ist.

Da sich inzwischen Zweifel an der Echtheit des Schädels eingestellt hatten, untersuchte ihn Dr. Tandler, Professor der Anatomie an der Wiener Universität, und verglich ihn mit der Totenmaske Haydns. Er stellte die Identität unzweifelhaft fest.

Man kann das Verlangen der burgenländischen Abordnung, den ruhelosen Schädel des großen Komponisten endlich mit dem übrigen Skelett zu vereinigen, sehr wohl verstehen. Bei diesem Schritte haben sie gewiß die Sympathien aller Verehrer des Meisters und aller Verteidiger der Menschenwürde auf ihrer Seite. Über ihren Antrag ist die Entscheidung noch nicht gefallen. Die Gesellschaft der Musikfreunde dürfte auch nicht ohne weiteres bereit sein, das beste Stück ihrer Sammlung herauszugeben. Es bleibt noch festzustellen, ob sie juristisch einen Anspruch auf den Besitz hat. Es wäre aber zu wünschen, daß es nicht zu einer gerichtlichen Austragung des Streites käme. Denn es ist gewiß genug Abenteuer und Schicksal um diesen Schädel gewesen."

Diese Mitteilung geht durch viele Zeitungen, denn man glaubt, Christen alles zumuten zu können. Man verläßt sich darauf, daß sie das Ammenmärchen glauben, als habe der Forscherwille bei einem Gallschen Schädelforscher dieses gemeine Verbrechen der Enthauptung eines großen Toten und des Schädeldiebstahls auslösen können. Gallsche Schädelmessungen können am Lebenden gut unternommen werden, man braucht zu dem Ende wahrlich nicht den Schädel der Toten aus dem Grabe stehlen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß jedem, der kein rohester Verbrecher ist, die Forscherfreude vor dem Grauen vor sich selbst gar bald vergehen würde. Aber der „profanen Welt" kann man, wie man glaubt, getrost solche plumpen Märchen aufhängen. Wir wissen Bescheid, kennen den „Fluch" der Geheimorden über große Tote, und wissen, welch plumper Aberglaube von dieser Enthauptung Haydns Schutz für neue Verbrechen erhoffte. Die Veröffentlichung soll, so hofft man wohl, all die nun enthüllten Schicksale der Schädel Schillers, Mozarts, Shakespeares und anderer „harmlos" aus der Begeisterung für die Gallsche Schädellehre erklären! Diese Hoffnung ist ganz verfehlt. Es wird im Gegenteil diese Pressemeldung vielen, die an den schauerlichen Enthüllungen aus Bequemlichkeit oder Flachheit immer noch zweifeln möchten, die Augen öffnen. Joseph Haydn war Br. in der Loge „Zur wahren Eintracht" und erreichte ein hohes Alter. Diese Enthauptung nach seinem Tode wird den aufgeklärten „Profanen" vergeblich aus der „Gallschen Schädelforschung" erklärt! Sehr enthüllend ist besonders an dem Bericht die Tatsache, daß von einem Strafprozeß den Gräberschändern und Schädeldieben Johann Peter, Karl Rosenbaum und Jakob Demuth gegenüber kein Wort berichtet wird! Auch über andere große Tote erhalte ich ungeheuer interessante Mitteilungen, und bitte alle Mitkämpfer, die Forscherarbeit, die ich begonnen habe, eifrig weiter zu führen; denn wenn uns auch der Mord an einem Geisteshelden voll genügen würde, um die Antwort heiligen Zornes zu geben, so muß, um der Wahrheit willen, das Verbrechen der Geheimorganisationen, soweit es die Spuren nur irgendwie zulassen, enthüllt werden; denn nur hierdurch werden sie selbst sich überzeugen, daß all ihr Aberglaube Täuschung war, und daß nur die Ahnungslosigkeit der Völker, niemals ihre Zaubermethoden und Fluchanordnungen, sie in den vergangenen Jahrhunderten vor den Auswirkungen ihrer Verbrechen geschützt haben.

Diesmal muß es gelingen, ganz Deutschland aufzuklären. Die Deutsche Jugend vor allem muß den ungeheuerlichen Frevel erfahren, dann erst geraten die Verbrechergruppen in Furcht, dann ist ihr Aberglaube gebrochen, daß sie ungesühnt und unentdeckt morden

können, dann sind edle Deutsche, die heute leben, vor gleichem Schicksal etwas besser geschützt, und dann ist auch Hoffnung, daß in kommenden Zeiten das Deutsche Volk einmal von seinem Staate vor allen Dingen verlangt und erreicht, daß er das Leben seiner Bürger vor den Geheimmorden der Geheimorden sicherstellt.

„Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist
Aufdecken will ich alles, was ich weiß",

sagte der vom Orden gemordete Schiller dicht vor seinem Tode. Nun denn, so laßt es Euch zum Leitwort werden und handelt danach!

2. Eine seltsame Satire auf J. S. Bachs Totengebein.

Seit dem Erscheinen dieses Buches wurden eine ganze Reihe weiterer Geheimverbrechen der Geheimorden, die im Dienste Rom-Judas gegen das Rassebewußtsein, die Selbständigkeit und Geistesfreiheit der Völker der Erde kämpfen, an schöpferischen Deutschen enthüllt, die zum Teil auch schon in Form von Ergänzungen und Nachträgen aufgenommen worden sind.

Die enthüllten Freimaurerorden sind unterdessen ebenso geschäftig wie der Jude selbst, all die Leichenschändungen, die Schädelraube aus den Gräbern, auf die wir hingewiesen haben, ganz harmlos aus der eigenartigen Sammelwut des Forschers Dr. Gall zu erklären. So erschien im Hartung 1934 auch unter dem Titel „Mozarts Schädel und Dr. Gall" die Abhandlung des Wissenschaftlers Gustav Gugith, die aus der Sammelwut Galls die Gräberschändungen und den Schädelraub an unseren großen Musikern erklären will, und eine Reihe von Musikzeitschriften befleißigen sich, deren Inhalt nun weiter zu verbreiten. Wir sehen hier von der Tatsache ab, daß auch Schädel geraubt wurden, als Gall noch nicht und nicht mehr lebte, weisen nur darauf hin, für wie dumm Menschen doch gehalten werden müssen, wenn man glaubt, es glaubhaft machen zu können, daß ein Verbrechen, das mit Zuchthaus bestraft wird, so spielend leicht von einem Sammler durch andere wieder und wieder veranlaßt hätte werden können, ohne daß je die Polizei und der Staatsanwalt eingegriffen hätten! Wären die Gräberschändungen und die Schädelraube tatsächlich nur auf Veranlassung eines Privatgelehrten erfolgt, dann hätte sicherlich ein Teil der dabei Beteiligten einmal etwas mit dem Gerichte zu tun bekommen! Nein, solches stete „Gelingen" der Verbrechen ist nur den Geheimorden gesichert, und zwar dadurch, daß sie durch Beamte des Staates, welche vereidigte Brüder sind, die Verbrechen beschützen und vor Bestrafung sichern konnten! Das wissen wir heute zur Genüge, und nur noch die völlig Unaufgeklärten lassen sich das Schicksal der Leichen unserer großen Toten aus der „Sammelwut Galls" erklären!

Gleichzeitig mit diesen verunglückten Erklärungversuchen geht mir eine Mappe zu mit Text und Bildern, die — wie auf der Umschlagseite steht — „Gedruckt für 500 Erlauchte und verlegt bei Paul de Wit Leipzig" und in zynischem, gänzlich witzlosem, dafür aber um so abstoßenderem Tone eine „Satire" auf die tieftraurige Historie vom Leben, Sterben und der Ausgrabung der Gebeine J. S. Bachs" enthält und sich „Das fragwürdige Totengebein von Leipzig" betitelt. Der Untertitel heißt: „Herzerfrischender Bilderbogen als ein Denkmal für einen in Leipzig vergessenen — verfaulten, großen Künstler deutschen Geistes".

Dieser Titel hätte nicht des jüdischen Namens des Verfassers bedurft, um uns kundzutun, daß hier ein unser Blut hassender und verhöhnender Jude am Werke ist. An welchem Werke aber? Nun, er bemüht sich, uns in vermeintlich witzelndem, in Wirklichkeit aber nur rohem Tone zu beweisen, daß der Schädel, den der Anatom His in

Leipzig als den echten Schädel J. S. Bachs erkannte, nach welchem man gegraben hatte, um Bach in der Kirche zu beerdigen, nicht echt sein könne. Er soll deshalb nicht echt sein, weil im ganzen drei Eichensärge an der in Frage kommenden Stelle gefunden seien — es besteht die sichere Angabe, daß Bach im Eichensarg beerdigt worden war — und weil die Wirbelsäule Verwachsungen zeigte, die Schmerzen und einen steiferen Rücken als der Bachs zur Folge gehabt haben können. Über die wichtigste Frage, ob denn die Grabstelle selbst etwa durch die Lage von Gebäuden usw. genau festzustellen war, an der dann die Nachgrabung stattgehabt hatte, spricht sich der Verfasser nicht aus. Ganz wie bei Schillers Schädel legt also hier der Jude hohen Wert darauf, es völlig unsicher zu machen, ob der Schädel gefunden und Bachs Gebeine würdig beerdigt seien.

Die „Satire" will in ihren einzelnen Angaben als wissenschaftlich exakt genommen sein, das geht aus dem Vorwort und dem Nachwort hervor, welche ich deshalb beide eigens wörtlich voranstelle:

„Das wissenschaftliche Material zu diesem Bilderbogen erwarb die Königliche Bibliothek zu Berlin vom Verfasser für das Bach-Archiv. Dort steht es der Bach-Forschung zur Verfügung. Es ist der Beweis, daß die bekannten „anatomischen Forschungen über Johann Sebastian Bachs Gebeine und Antlitz" unwissenschaftlich ausgeführt worden sind. Jene „Forschungen" leitete Wilhelm His, ord. Mitglied der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Im XXII. Bande der Abhandlungen der K.S.G.d.W. sind seine Ausführungen enthalten.

Die Kritik seiner „Forschung" und Folgerungen ergibt, daß die Gebeine des großen Künstlers deutscher Art in der Stadt, deren Obhut sie anvertraut wurden, verschollen sind für alle Zeiten. —

Leipzig, am 20. Juli 1906. D. V.

Feststellung

Verfasser hatte ursprünglich nur Kenntnis davon: Daß kein bildender Künstler der Welt an die „anatomische Idee" His' je objektiv glauben könnte. His selbst führt S. 13 seines „Berichtes an den Rat der Stadt Leipzig" aus, ein Virchow habe evident festgestellt: „Der Beweis der Identität kann auf anatomischem Wege nicht geführt werden."

Seite 16 und 17 gen. Berichts bedient auch His sprachlich sich nur solcher Formen, aus welchen das Gelungensein des Identitätsbeweises bezüglich der Gebeine J. S. Bachs nicht gefolgert werden kann. Hier seiner Worte wesentlichste: „Die Kommission habe getan, was in ihren Kräften gestanden"; — das Ergebnis sei: eine „Annahme", die „in hohem Grade wahrscheinlich", nämlich, daß man wohl Bachs Gebeine gefunden habe. — Diesen so lautenden geschichtlichen „Bericht" hat der noch lebende genaueste Kenner jener Leipziger Bachforschung von 1894/95, der Direktor des Archivs für die Geschichte der Stadt Leipzig, Herr Prof. Wustmann, mit unterschrieben. Herr Archivdirektor weiß auch: S. 9 des „Berichts" hat His krankhafte Verwachsungen an der Wirbelsäule konstatiert und festgestellt: „Der Mann, dem das Skelett angehört hat, muß bei Lebzeiten einen etwas steifen Rücken und wohl auch Schmerzen gehabt haben." — Die bekannte „Hurtigkeit", die Bach als Spieler der Orgel entfaltete, steht dem entgegen. — S. 6 des „Berichts" wird erklärt: noch einen dritten eichenen Sarg fand man, man „übergehet" ihn, da er einen „völlig zerquetschten Schädel" enthielt —. War dieses der Schädel Bachs? — S. 14 des „Berichts" wird zugegeben: ein Händelporträt über den „Bach"-Schädel sei auch gelungen. Über das Wie — gab man Worte, überging die allgemein gültige Form demonstrierender Photographie zwecks exakter Nachprüfung. Hier wurde man dogmatisch, gründete den Glauben an Relique Bach. — In der „wissenschaftlichen Abhandlung" der Materie (ersch. in der Samml. der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch.) kein Wort der Wahrnehmungen, zu denen man im „Bericht" sich bekennt. Nichts vom Händel über'm „Bach"-Schädel. Nichts vom Fund eines „zerquetschten" — „Bach"-Schädels. Und schließlich kein Wort vom krankhaften Zustande des „Bach"-Skeletts, von welchem überdies viele Teile fehlen. Daß hier also fragwürdiges Detail die Fülle ist, so viel, daß selbst die „angenommene", „wahrscheinliche" Echtheit des unzerquetschten „Bach"-Schädels zerdrückt wird, muß Herrn Archivdirektor bekannt sein. — Und dennoch: 1897 schreibt dieser in seinem „Bilderbuche aus der Geschichte der Stadt Leipzig" auf S. 64 alsdann die — Geschichte — der gefundenen Gebeine mit solchen Worten: „als ein großer Glücksumstand ist es zu betrachten, daß 1894 beim Grundgraben zum Bau der neuen Johanniskirche das Grab Bachs, nach dem lange vergebens geforscht worden war, mit allen Gebeinen wieder gefunden wurde." — Das heißt nicht Forschung, das heißt nicht Geschichte. — Das war ein Kampf um den Staub Johann Sebastian Bachs, wie

um die Seele des Faust. Man entwöhne sich des bürgerlichen Trachtens, des Genius [illegible] mütterlich einzusammeln. Frei webe er im All, dem Kosmos gehört er an, nicht der Gruft.

Wir sehen, der Verfasser will mit seinen Mitteilungen in der Satire durchaus ernst und wichtig genommen werden. Das „wissenschaftliche Material" für dieselbe ist von der königlichen Bibliothek in Berlin erworben und steht der Bach-Forschung zur Verfügung. Der Schlußsatz seiner Feststellung ist eine sehr geschickte Ablenkung von den in der Satire bekundeten, uns wesentlichen Tatsachen, denn, wenn der Verfasser so denkt, hat ja sein Eifer der Abstreitung gar keinen Sinn.

Aus der Bemühung des jüdischen Verfassers, die Forschung nach dem Schädel Bachs in dieser Satire in niedrigster Weise zu verhöhnen und das gänzliche Verschollensein der sterblichen Überreste unseres großen Komponisten zu beteuern, wird es dem Kenner jüdischer Rachsucht vor allem auch jüdischen Aberglaubens schon als möglich erscheinen, daß Bach wohl auch ein „Verbrecherbegräbnis in aller Stille", wie Schiller, erhielt, obwohl er doch die Stellung eines Universitätsmusikdirektors und eines Kantors der Thomaskirche zu Leipzig innehatte. Die Spottschrift, die durch ihre Hinweise auf Berichte von Kommissionen usw. immer wieder beweist, daß sie in jedem Worte exakt bleiben will, verrät uns nun zur Genüge, daß auch hier seltsame „Kräfte" am Werke waren, ja es wird sogar ganz unverblümt auf einen unnatürlichen Tod Bachs durch Genuß von Speise hingewiesen. Wir wollen dem Leser ersparen, diese witzlose zynische Schilderung ganz lesen zu müssen und geben nur eine der wesentlichen Stellen hier wieder:

„In Genieland wurde einst ein Licht geboren, das Johann Sebastian Bach benamset. Von diesem ließ sich der alte Fritz Orgel spielen in der Garnisonkirche zu Potsdam. Aber das kam doch immerhin selten vor; ja überhaupt nur, wenn keine Schlachten zu schlagen oder Zötchen anzuhören waren — französisch gewürzte — von Voltaire. Das schien um 1700 jedem Kalkül der Leipziger Ratsherren, die einen neuen Kantor brauchten, zuzusagen und man setzte sich einmal drum zu einer Sitzung zusammen ins Rathaus. . . .

Der arme Johann Sebastian, das Genie, durfte dann den Guten fortgesetzt und ohne Unterlaß die Thomanerknaben abrichten, minder zur Ehre Gottes wirken, als zur größeren Ehre der Herren von Pfeffer. —

Als dann die Zeit erfüllet war, und es hieß, daß es ihm schon „leichter "würde, — er bereits der Engel Chor im Fiebertraum vernehme . . . — da versammelten die Ratsherren sich abermals zu einer Sitzung, mit der Tagesordnung: Er war ein altes gutes Huhn, da woll'merm noch was Gutes tun! — Tiefgerührt, da seufzten alle: Schrumm! — bestellten zur Stärkung sich Bratwurst drum und schickten ihm die Linsen —, da ging er in die Binsen!*)

Und so kam es, daß man seinen Leib begrub. Es war „Ordnung" bei den Empfindsamen. Die Pfeffermänner begrub man in die Schwibbögen, das Genie direkt in den Dreck. Die Ratsherrn waren alle „beschäftigt". Ein paar weinende Thomanerknaben nur humpelten dem Sarge nach. . . . Die Witwe des großen Bach ließ man verarmen! . . ."

Man glaubt das Schicksal Mozarts und das Schillers in diesem grauenvollen Ton geschildert zu hören! Wir verstehen, daß solcher offenkundige Judenhaß und Judenhohn nur für wenige „Erlauchte" gedruckt wurde und lesen weiter:

„Als dann auch diese edle Dulderin verendet und dahin und der Kirchhof des „reichen Spittels" mit samt des Meisters Grabe verwuchert war, verfallen —, da wurde dieser als Verkehrshindernis empfunden — in den Spittelmarkt verwandelt. Ein altes Käseweib erhielt ihren Stand über den Gebeinen des großen Künstlers. — Doch da sie ihren letzten Käse verkauft hat, da war auch sie eine Leiche. Mit des alten Käseweibs Spur war verweht und vergessen die Erinnerung an den Hügel, den nie ein Mal, nie ein Kreuzlein geziert — Bachens Grab." (Die Hervorhebungen sind im Original.)

Wer denkt hier nicht an Lessings Worte)!**

*) Die Giftpillen, die die Freimaurer ihren Opfern geben, werden in der Geheimliteratur oft „blaue Kerne" oder „blaue Linsen" genannt, s. S. 106, Gedicht Br. Goethes an die Loge „Amalia", in welchem er die Brr vor Ungehorsam warnt.

**) Siehe Seite 63.

Die weiteren Ergüsse, in denen unter anderem mitgeteilt wird, daß ein Bildhauer über den gefundenen Schädel Bachs, Bachs Bildnis aber auch dasjenige Händels mit Porträtähnlichkeit anfertigen konnte, sind für uns hier wenig wesentlich. Nicht darum handelt es sich uns, ob Bachs Schädel und Schillers Schädel wider den Judenfluch dennoch eine ehrenvolle Stätte fanden. Das mag die abergläubischen Geheimverbrecher aufregen und beschäftigen. Für uns ist in dem Hohngedicht genug gesagt über Tod und Begräbnis Bachs. Wir kennen auch des Juden Wege zu genau und wissen, weshalb der Jude Mendelsohn es sich ebenso angelegen sein ließ die Matthäuspassion zu spielen, wie er auch die von Schumann vor dem Untergang gerettete Symphonie Schuberts aufgeführt hat. – Das Schicksal, das der Jude den großen Gojim mit Hilfe der Gojimbrr. der Geheimorden bereiten ließ, hat ihm Jahweh nach seinem Glauben befohlen, er vollzieht das mit bestem Gewissen, und es hindert ihn keineswegs, die Werke seiner Opfer zu würdigen und zu genießen. Möge unsere Enthüllung in Zukunft Schutz für die Großen nichtjüdischen Blutes sein. Wir aber verachten am tiefsten die Brr., die gegen ihr eigenes Blut auf Ordensgeheiß Verbrecher wurden!

Der heilige Zorn schafft Sinn aus Widersinn.

Aus der Schar der von der Geheimtscheka verfolgten großen Deutschen haben wir nun Luther, Lessing, Mozart und Schiller in ihrem grauenvollen Schicksale geleitet. Es kostet für ein Deutsches Gemüt, das bis in sein Innerstes ob solcher schamlosen, ruchlosen Vergehen erbebt, unendlich viel Überwindung, den verräterischen Spuren der Schakale zu folgen und sie Jahrhunderte nach den schauervollen Ereignissen auf ihrer Tat zu ertappen. Heiterkeit und Seelenfrieden drohen uns bei solchem Erkennen der „Weltgeschichte" zu fliehen. Deshalb flüchten sich so viele in das fahrlässige, bequeme, ja verführerische „Ich kann es nicht glauben". – Alle die aber, die noch die jüdische Gottvorstellung in der Seele zur Miete nahmen, sind völlig ohnmächtig und wie gelähmt nach solcher Einsicht. Diesen „Zweck" hat ja eben diese jüdische Gottvorstellung, sie soll in den Nichtjuden verhindern, den Geheimverbrechen nachzugehen, sie zu „glauben". „Gott" straft den Verbrecher mit „Gewissensqualen", so lehrt dieser Wahn und verhütet das Erkennen der „für Jahweh" mordenden selbstgerechten Feinde. „Gott straft das Verbrechen, er läßt es enthüllen", spricht dieser Glaube. Da die Verbrechen durch Jahrhunderte ungestraft und unenthüllt blieben, ebenso wie alle die verbrecherischen Massenmorde nie an den Anstiftern gestraft wurden, so sagt diese jüdische, für die unsichtbaren Väter so ungeheuer praktische Glaubenslogik, sind die gemeldeten Schandtaten „gottwohlgefällige" Werke oder – „sie sind in Wirklichkeit nicht geschehen". So kam es, daß enthüllende Schriften, wie die Junkers, Schwabes, Daumers und anderer nicht den heiligen Zorn im Volke weckten. So blieben Morde an den Großen, die mit allen Mitteln: Mit Büchertilgung, Schriftstückefälschung, Verfolgung der Enthüller eifrigst vertuscht wurden, bis zur Stunde Widersinn. Die jüdische Gottvorstellung, die die Erkenntnis der Verbrecher im Deutschen Volke so geschickt hinderte, hindert aber auch die Menschen, die heute die Tatsachen erfahren, in voller Verantwortung dem Schicksal der gemordeten Großen den heiligen Sinn für unser Volk zu schaffen. Ja, sie hindert sie deutlich zu wissen, daß ein Schweigen und Abseitsstehen nach dem Erfahren der Schandtat schändliche Hehlerei, Verbrechen am Volk ist!*)

*) Ludendorff spricht in seinem weltumwälzenden Enthüllungwerk „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren, Vernichtung der Freimaurerei, II. Teil", (76. bis 80. Tausend, Ludendorffs Verlag G. m. b. H. München, RM. 2,–), von dem „schändlichen Verbrechen des stummen Hundes" aller derer, die erfahren und dennoch schweigen.

Unser Deutsches Gotterkennen gibt jedem Deutschen Menschen, der die Schauertaten erfährt, eine ernste Verantwortung, gibt ihm das heilige Amt, selbst diesen Untaten an den Großen seines Volkes endlich einen göttlichen Sinn zu verleihen. Tut dies der Deutsche nicht, so wird das Teufelswerk noch über Jahrhunderte seinen Teufelssinn weiter behalten, nämlich den, uns Leben und ungeborene Werke der Großen geraubt, Werke gefälscht und dadurch die Judenherrschaft gesichert zu haben.

So tilgt denn erst in Eurer Seele die jüdische, ach so enge Vorstellung göttlicher Vorsehung, die nichts weiß von der freien selbstschöpferischen Erfüllung oder Unterlassung des göttlichen Menschenamtes: einen heiligen Sinn in die Geschehnisse und ihre Wirkungen selbst zu legen durch die Art der Antwort auf das Geschick. Erst dann tretet mit mir an das Sterbebett unserer gemordeten Großen und leistet ihnen einen ernsten Verspruch:

„Bis zur Stunde war Euer früher, gewaltsamer Tod, der Euch mitten von heiligem Deutschen Werke riß, eine Sinnwidrigkeit, schlimmer als die Sinnlosigkeit, in der Menschen so oft ein Geschehen belassen. Wir wissen die hohe Verantwortung, die uns wird durch das Erkennen der Verbrechen. Wir kennen die umgestaltende Macht des heiligen Zornes in unserem Volke, wir werden nicht ruhen und nicht schweigen, bis Eurem gewaltsamen Tode der Sinn geschenkt ist für unser Volk. Wir werden dem armen, betrogenen, überlisteten, an Leib und Seele beraubten Volke Euer Schicksal künden, damit es endlich das Wirken seiner Todfeinde erkennt und für alle Zukunft verhindert. Wenn dann das Deutsche Volk in diesem Zorne die Kraft gewinnt, in seinen Gauen das Schicksal des Volkes und das Leben seiner Großen nicht mehr den heuchlerischen Verbrechern, sondern den Edelsten seines Blutes anzuvertrauen, dann endlich ruhen wir, dann ist Eurem frühen Tode ein tiefer Sinn gegeben. Dann habt Ihr und haben Eure ungeborenen Werke dem Volke unendlich viel Heil gegeben, so viel Heil, als die Werke, die Ihr schuft, es vermochten!“

Quellenprobe

Um den Schriftsteller, der das Vertrauen seines Volkes als ernster, wahrheitliebender Mensch genießt, vor dem Volke in die gleiche Linie zu stellen mit den verlogensten, listigsten Lügnern, ist die Unsitte im Jahwehreich Sitte geworden, die benutzte Literatur nicht nur da anzuführen, wo dies würdig ist, das heißt, wo diese Angabe Studierenden Anhaltspunkte zur Erforschung des angeführten wissenschaftlichen Gebietes gewährt, sondern auch da, wo die Quellenangabe die für den Verfasser entehrende Aufgabe hat, dem Volke „zu beweisen, daß man nicht lügt".

Wir schaffen diese Sitte des Jahwehreiches ab, denn sie kann noch nicht einmal die genannte Sicherheit geben. Wer die verlogensten Werke kennt, der weiß, daß sie gerade ein überreiches Quellenmaterial seitenlang anführen, wodurch dann ihr Betrug nur um so leichter glückte.

Um aber andererseits die Flausen und Ausreden der Entlarvten, meine Arbeit sei „unwissenschaftlich", nicht allzusehr zu begünstigen, gebe ich für einen Teil der Forschungen, und zwar für die Schillerforschungen alle durchstudierte Literatur an. Die anderen Aufsätze enthalten nur den Titel der zitierten Quellen. So bleibt doch einem Teil dieser Schrift das, was für unverjudete Deutsche so selbstverständlich ist, nämlich das Vertrauen, daß alles Gesagte gewissenhaft aus sicheren und einwandfreien Quellen geschöpft ist.

Acta Latomiae: August Wolfstieg, herausgegeben Bd. II, Reihe I. Geschichte der Freimaurerei in Württemberg. B. A. Unger, Berlin 1911.

Allgemeine Zeitung des Judentums: Nr. 18, Jahrgang 69, Berlin 1905.

Ahlwardt, Hermann: „Mehr Licht". Freideutscher Verlag, Dresden.

Bierbaum, Otto Julius: Goethe-Kalender, Leipzig 1909. Verlag Theodor Weicher.

Berger, Karl: „Schiller, sein Leben und seine Werke", München 1920. 12. Auflage. Besondere Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg", Nr. 20 und 21.

Braun, Julius W.: „Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen". Berlin. Verlag Friedrich Luckardt, 1882.

Deile, Gotthold: „Freimaurerlieder als Quelle zu Schillers Lied an die Freude". Leipzig 1907. A. Weigel.

Ebstein, Erich: „Schillers Krankheiten." Jahrbuch des Inselverlags 1927.

Fischer, Kuno: „Schiller als Philosoph." Heidelberg.

Frankl, Oskar: „Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden und zum Judentum." Leipzig. Hoffmann 1905.

Geiger, Ludwig: „Schiller und die Juden." Separatdruck aus der „Allgemeinen Zeitung des Judentums". Rudolf Mosse, Berlin.

Graef, Hans Gerhard: „Aus Schillers letzten Tagen." Weimar 1905.

Goethe: Sämtliche Werke.

Güntter, Otto: „Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft." Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins Marbacher Schillerbuch IV, 9. Band. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart, Berlin.

Haller, Karl: „Schiller muß also auferstehen." D. S. Verlagsgemeinschaft Duisburg.

Haller, Karl: „Deutsche Ideale." Amtsblatt der Deutschen Schillergemeinde D. S. Verlagsgemeinschaft Duisburg.

Deile, Gotthold: „Freimaurerlieder." Verlag Adolf Weigel.

Der Herold: Wochenblatt für Brr. Freimaurer, Nr. 6, Jahrgang XVI.

Hoffmeister, K.: „Schillers Leben." V. Teil, Stuttgart 1842.

Jonas Friedrich: „Schillers Briefe." 7 Bände. Stuttgart 1892.

Keller Ludwig: „Schillers Weltanschauung und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus." Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XVII. Jahrgang. 6 St. Jena 1909. Diederichs-Verlag.

Keller, Ludwig: „Der deutsche Neuhumanismus und seine geistesgeschichtlichen Wurzeln." Eine kritische Auseinandersetzung. Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XX. Jahrgang. 1 Stück. Jena 1912. Diederichs-Verlag.

Keller Ludwig: „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus.“ Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XIII. Jahrgang. 3 Stück. Berlin 1905.

Kühnemann, Eugen: „Schiller.“ 3. Auflage. München 1908.

Mutius, Karl: „Eine Jugend vor 100 Jahren.“ Verlag von Georg Stilke, Berlin 1930.

Pfullingen: „Erstaunliche Lebenskraft der Familie des Dichters Schiller von Mitte des 16. Jahrhunderts ab. Roland.“ Band X, 1909.

Scherr, Johannes: „Schiller und seine Zeit.“ Verlag Otto Wiegland, 1859.

Schiller: Sämtliche Werke.

Schwabe, Dr. Julius: „Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805, 1826, 1827.“ Nach Aktenstücken und authentischen Mitteilungen aus dem Nachlasse des Hofrats und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar, Carl Leberecht Schwabe. Leipzig. F. A. Brockhaus 1852.

Storck, Karl: „Geschichte der Musik.“ Verlag Muthschen, Stuttgart 1904.

Voß, Abraham: „Briefe von Heinrich Voß.“ I und II, Heidelberg. C. Winter 1833 und 1834.

Voß, Abraham: „Mitteilungen über Goethe und Schiller in Briefen“ von Heinrich Voß, Heidelberg. C. Winter 1834.

Wolzogen, Caroline: „Von Schillers Leben.“ Stuttgart und Tübingen 1830.

Anhang

Goethes „Promemoria“ betreff Anstellung Schillers in Jena ohne jedes Gehalt!

J. d. 9. Dec. 1788

Gehorsamstes Promemoria.

H. Friedrich Schiller, welchen Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt (ausgestrichen Arbeit) u. Bestimmung ist, so gerieth man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen. Er wird von Personen die ihn kennen auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig u. man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

In diesen Rücksichten hat man ihn sondiert und er hat seine Erklärung dahin gegeben: daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konstoirt(?)* werden sollte. Er würde versuchen sich in der Geschichte fest zu setzen u. in diesem Fache der Akademie nützlich zu seyn.

Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab von Akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano und auch (gestrichen: mit) H. Geh. R. v. Frankenberg(?)* die Eröffnung gethan und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist. Serenissimus nostro haben darauf dem Endesunterzeichneten befohlen die Sache an dero geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget u. zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurtheilung u. Beschleunigung empfielt, damit mehrgedachter Rath Schiller noch vor Ostern seine Anstalten u. Einrichtungen machen u. sich als Magister qualificiren könne.

W. d. 9 Dec. 88. J. W. v. Goethe

*) (Die schwer leserlichen Stellen des Briefes sind mit einem Fragezeichen von dem Verfasser versehen.)